40
2051 (1

~~S 199.~~

1

PAUL KOEHLER
BUCHHÄNDLER u. ANTIQUAR
LEIPZIG C1
SCHERLSTRASSE 10

<36602731740018

<36602731740018

Bayer. Staatsbibliothek

EDUARD SACK
BUCHBINDER & LEIHBIBL.
LÜTZEN

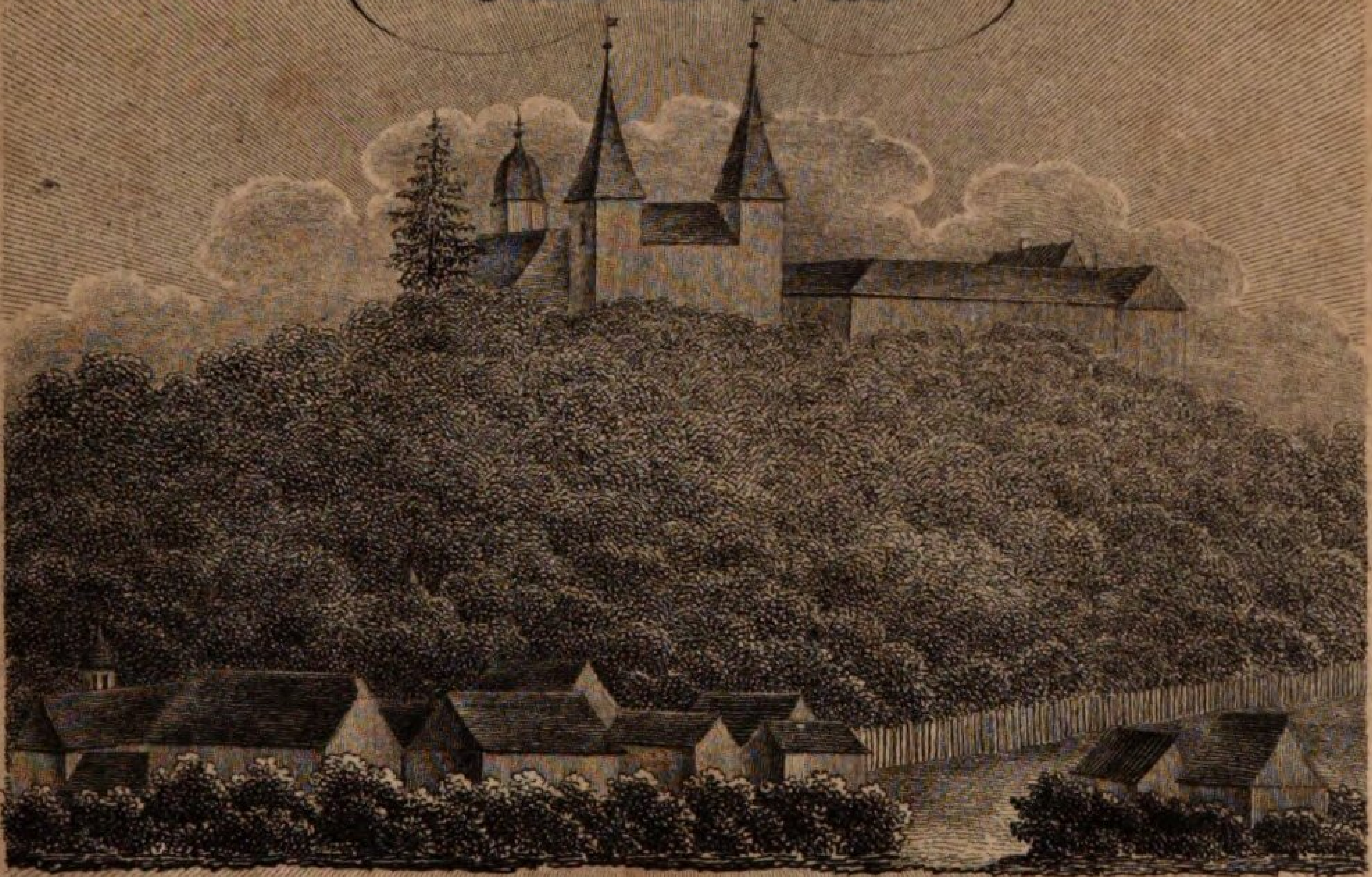
F. Duval gez.

Der Oybin.

Die Klöster und Klosterruinen Deutschlands

von

Carl Duval.



Huysburg.

ERSTER BAND.

Nordhausen,
bei E. F. Fürst.
1844.

Steindruckerei von Kersting in Hann: Münden — *...th. v. Petersdorf.*

EDUARD SACK
BUCHBINDER & LEIHBIBL.
LÜTZEN

Dir. 3873

Die

Klöster und Klosterruinen

Deutschlands.

Erster Band.

EDUARD SACK
BUCHBINDER & LEIHBIBL.
LÜTZEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Im schönen deutschen Lande, in Thälern und auf Höh'n,
Sieht Klöster und Abteien man aller Orten steh'n;
Dort ragen sie noch stattlich empor in alter Pracht,
Hier liegen sie zerfallen in öder Waldesnacht.

Zu Burgen und zu Klöstern in Waldeseinsamkeit,
Zog sehnliches Verlangen mich schon seit frühster Zeit.
Da, zwischen ihren Trümmern, hab' ich gar oft gesäumt,
Mit offnen, wachen Augen gar manchen Traum geträumt.

Und was manch graues Weiblein, manch wackrer, alter Mann
Von Burg und Kloster wußte, ich hört' es gläubig an;
Und wenn im starren Winter der Schnee an's Fenster schlug,
Las ich in alten Schriften, in manchem Chronikbuch.

Die Klöster sind ein Garten voll reicher Poesie,
Sie näher zu betrachten, das lohnet wohl die Müh';
Drum will ich vor sie führen in Buchstab und in Bild, —
Nehmt an, was ich Euch gebe, nachsichtig nehmt's und mild.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Historisch-topographische Darstellungen, wenn sie nicht allzu trocken gehalten sind, haben sich schon seit einer Reihe von Jahren ein ausgebreitetes Publicum zu erwerben gewußt, und vielbändige Werke, von denen ich nur das allgemein bekannte und beliebte Buch von Gottschalck: „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands" nennen will, bezeugen, daß die deutsche Lesewelt dergleichen Unternehmungen mit Liebe aufzunehmen und durch unausgesetzte Theilnahme zu unterstützen pflegt.

Wenn es nun aber Burgen und Bergschlösser verdienen, dem Publico in Wort und Bild vor Augen geführt zu werden, so sind es Klöster und Klosterruinen wohl noch mehr werth; denn der Historiker findet in ihren Chroniken und Archiven reichliche Ausbeute, der Gelehrte wühlt mit Lust unter den in den Klosterbibliotheken aufgehäuften Werken und Manuscripten, der Dichter pflückt zwischen ihrem Gemäuer manche duftende Sagenblume, der Maler erfreut sich an ihren köstlichen Gemälden, der Bildhauer bewundert ihre trefflichen Sculpturen, und der Architect blickt mit Staunen die prachtvollen Baue und majestätischen

Dome an. Doch nicht nur der Gelehrte und Künstler, — jeder Gebildete fühlt sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Klöstern hingezogen. Mit Schauern der Ehrfurcht tritt er in die ehrwürdigen Hallen, — mit scheuen Schritten, als fürchte er, einer ernsten Mönchsgestalt, einer blassen gespenstigen Nonne zu begegnen, wandelt er durch die dämmernden Kreuzgänge und staunt mit andächtiger Bewunderung an, was der fromme Sinn der Vorfahren Herrliches geschaffen. — Es ist daher wohl zu hoffen, daß eine historisch-topographisch-artistische Beschreibung der Klöster unseres deutschen Landes Vielen eine willkommene Erscheinung sein wird, zumal noch kein Buch erschienen ist, das lediglich der Beschreibung derselben gewidmet wäre. Es fehlt zwar in Reisebeschreibungen, Journalen und Provinzialblättern nicht an historischen oder poetischen Aufsätzen über einzelne Stifter und Abteien, über viele derselben sind sogar Monographieen vorhanden; aber eben weil sich diese Aufsätze fast nur in Localblättern finden, haben sie mit den meisten Monographieen gleiches Schicksal und verbreiten sich selten weiter, als über die Gegend, für die sie ein Specialinteresse haben.

Man fürchte übrigens nicht, ein allzu bändereiches Werk zu erhalten. Die Geschichte der meisten Klöster läßt sich nicht im Zusammenhange darstellen, von vielen sind die Nachrichten äußerst dürftig, und die Geschichte sehr vieler Klöster wird daher kaum einige Octavseiten füllen. Mit trocknen Nomenclatu-

ren, Jahreszahlen und dergleichen werde ich meine Leser nicht belästigen, da ich nicht für den strengen Historiker schreiben, sondern ein Buch zur Unterhaltung liefern will.

Um Einseitigkeit zu vermeiden und jedem Bande ein größeres Publikum zu gewinnen, habe ich für jeden Band Klöster aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gewählt; überhaupt dem ganzen Buche die mir sehr zweckmäßig erscheinende Einrichtung des schon erwähnten Gottschalck'schen Werkes gegeben.

Großbodungen, im November 1843.

C. Duval.

Inhalt

des ersten Bandes.

		Seite
	Das Mönchthum	1
1.	Altenberg bei Cöln im Königreich Preußen	55
2.	Paulinzelle im Fürstenthum Schwarzburg=Rudolstadt	95
3.	Das St. Vincenzkloster zu Breslau im Königreich Preußen	109
4.	Das Kloster der Ursulinerinnen zu Duderstadt im Königreich Hannover	115
5.	Dietenborn im Königreich Preußen	129
6.	Der Oybin bei Zittau im Königreich Sachsen	139
7.	Huysburg bei Halberstadt im Königreich Preußen	171
8.	Lorsch im Großherzogthum Hessen	197
9.	Hirsau im Königreich Würtemberg	215
10.	Neuburg bei Heidelberg im Großherzogthum Baden	225
11.	Schulpforte bei Naumburg im Königreich Preußen	233
12.	Neresheim im Königreich Würtemberg	255

Das Mönchthum.

Bayer. Staatsbibliothek München

Das Mönchthum.*)

Eine gedrängte Darstellung des Entstehens, Emporblühens und Verfalls des Mönchthums, des Guten, welches dasselbe stiftete, und der Nachtheile, welche aus demselben erwuchsen, eine kurze Geschichte der einzelnen geistlichen Orden und eine Schilderung des Klosterlebens, — das Alles dürfte keine überflüssige Einleitung in die Geschichte und Beschreibung der Klöster sein und möchte dadurch mancher Wiederholung, namentlich bei Klöstern eines und desselben Ordens, vorgebeugt werden.

Der Hang zu einem einsamen Leben zeigt sich schon in der vorchristlichen Zeit**), wie er denn auch noch jetzt

*) Rudolphi: de monachis s. de origine et progressu monachatus. Zürch 1588. — Chr. W. Walch: Pragmatische Gesch. der vornehmsten Mönchsorden. 10 B. Lpz. 1774—84. — Die Möncherei, oder geschichtl. Darstellung der Klosterwelt. Stuttgart, 1819. 3 B. 8. — v. Biedenfeld: Ursprung, Aufleben, Verfall rc. sämmtl. Mönchs- und Klosterfrauen-Orden, mit illum. Abbild. Weimar, Voigt. Einen kurzen, aber guten Abriß des Mönchthums hat Thuringus geliefert. Lpz. bei Wigand.

**) cf. Seneca de Prov. C. V. — Ovid. fast. 5. — Cic. de legibus, 2.

in nichtchristlichen Landen, z. B. in Sina, wuchert. Schon bei den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens zeigte sich der stille, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigte Sinn, den man noch jetzt an den Hindus bemerkt, und der Glaube, daß ein zurückgezogenes Leben besonders heilig sei und daß man durch Absonderung von der Welt und durch Entbehrung aller Lebensfreuden frühere Vergehen abbüßen und die Gottheit mit sich versöhnen könne.

Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen Alterthume, und noch jetzt sind alle diejenigen Länder, welche sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mahomed bekennen, voller Fakirs, Bonzen, Derwische u. s. w. Auch die Nasiräer bei den alten Hebräern waren Männer, die sich Gott geweiht hatten, und die Essäer und Therapeuten zur Zeit Jesu lebten ebenfalls von der Welt und ihren Freuden entfernt. Daß dieser Hang bei den Christen Anklang finden mußte, ist nicht zu verwundern, da die christliche Religion die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen an sich schon scharf bestimmte und sich mit derselben bald gnostische und neuplatonische Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt vermischten.

Den Grund zum eigentlichen Mönchthume legten einsiedlerisch lebende Aegyptier, welche behaupteten: „Christus habe gelehrt, daß man alles Irdische verlassen, in die Wüste gehen, dort alles Wohlleben verachten und entbehren, alle Naturtriebe ersticken und sich von aller gesellschaftlichen Verbindung lossagen müsse!“ — Manches schwärmerische Gemüth begab sich in Wüsteneien und führte ein heiliges Leben, aber auch mancher Heuchler täuschte durch seine zur Schau gestellten Bußübungen schon damals das Volk, und der heilige Augustin sagt von vielen Mönchen seiner Zeit gar harte Dinge. Ein

gewisser Paulus aus Theben († 340), der, wegen seiner Religion verfolgt, zur Zeit des Kaiser Decius in die Wüste flüchten mußte und daselbst ein heiliges, beschauliches Leben führte, wird gewöhnlich als der erste, legitime, christliche Einsiedler genannt.*) Sein Beispiel wurde bald von Vielen nachgeahmt, besonders von Antonius, einem wohlhabenden Landmanne in Unterägypten, welcher später „der Große" genannt wurde und dessen Leben der heilige Anastasius ausführlich beschrieben hat. Nachdem Antonius sein Vermögen verschenkt hatte, verschloß er sich in ein Grabmal, sammelte aber später eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten aneinander bauten und ihren Gottesdienst gemeinschaftlich hielten, wie es noch jetzt die abyssinischen Mönche zu thun pflegen. Diese Verbindung nannte man: Laura.

Weiter bildete das Mönchsleben um das J. 340 ein gewisser Pachomius aus, der auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, in geringer Entfernung von einander, mehrere Häuser baute, in deren jedem eine Anzahl Mönche zu drei oder vier bei einander wohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate zusammen bildeten ein „Münster"**) oder „Kloster," dessen Vorsteher „Abt"***) hieß und die Mönche zu einer bestimmten, gleichförmigen Lebensordnung anhalten mußte. Diese Mönche des Pachomius, deren Zahl sich wohl auf tau-

---

*) Als ersten Einsiedler im vorchristlichen Zeitalter nennen die Mönche den „Henoch", weil er, nach 1. B. Mos. 5, 22—24, „ein göttliches Leben" führte.

**) μοναστηριον, monasterium, coenobium, claustrum (Käfig, Verschluß), Kloster. Der Name „Mönch" ist aus dem Griechischen μοναχος, d. i. ein abgesondert oder einsam Lebender, entstanden.

***) ἀββας, pater.

send belaufen mochte, kleideten sich in Thierfelle, wohnten und aßen zusammen und beschäftigten sich in der Zeit, die sie nicht in Andachtsübungen zubrachten, mit Handarbeiten. Im Jahre 348, nach des Pachomius Tode, bestand die Mönchscolonie auf Tabenna bereits aus 50,000 Mitgliedern.

Der Hang zu dieser neuen Lebensweise verbreitete sich nun schnell weiter nach Palästina, dann durch Eusthatius nach Kleinasien und Armenien, durch Athanasius nach Italien und durch Martin von Turin nach Gallien. Da die angesehensten Kirchenlehrer Athanasius, Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus und Andere dies Leben empfahlen, so drängten sich Tausende zu demselben und auch an weiblichen Asceten fehlte es nicht, da schon Pachomius ein Kloster für Weiber gegründet hatte. Wüsten und Wälder füllten sich mit Klöstern, ja selbst in und bei den Städten errichtete man nun dergleichen, weil man es für ruhmvoller hielt, mitten unter den Freuden und Lockungen der Welt zu wohnen und doch einsam und schuldlos zu leben, als sich in Wüsteneien zu vergraben, wo sich keine Gelegenheit zum Kampf mit der Sünde darbot. Viele Mönche lebten in gar keinen Klöstern, sondern schweiften in Städten und Dörfern umher; auch gab es nur Wenige, welche nach gewissen Regeln lebten. Einige fasteten das ganze Jahr, mit Ausnahme des Sonntags, Andere peinigten sich durch Nachtwachen und dergleichen. — Der berühmteste Sitz des Mönchswesens im Abendlande waren die Inseln des Mittelmeeres an der italischen und französischen Küste.

Wesentlich umgestaltet wurde das Mönchswesen, gegen 360 — 370, durch Basilius den Großen, Bischof zu Cäsarea in Palästina. Während bis jetzt die im Kloster Lebenden keine andern Gesetze kannten, als diejenigen, welche sich Jeder, dem Zwecke der andächtigen Ein-

samkeit gemäß, selbst gab, stellte Basilius bestimmte Regeln auf, die eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Disciplin in den Klöstern des Orients bezweckten, und die noch heute von den griechischen Mönchen in der Türkei und in Rußland befolgt werden. Doch gab es im 4. und 5. Jahrhundert, außer daß der Eintritt in's Kloster für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit und zur Enthalsamkeit von allen Lebensfreuden überhaupt und zum Gehorsam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt, noch keine eigentlichen Klostergelübde.

Basilius betrachtete die Mönche als Mittelspersonen, durch welche der Klerus auf's Volk einwirken und namentlich Heiden und Ketzer bekämpfen lassen sollte. Er zog daher die Klöster in der Absicht in die Städte und deren Nähe, daß die Mönche Umgang mit den Einwohnern pflegen möchten. In der That wurden auch die Mönche die wichtigsten Werkzeuge zur Vertilgung des Heidenthums, eine Leibwache der Bischöfe, und schon im Anfange des fünften Jahrhunderts heftige Kämpfer in theologischen Streitigkeiten.

Von der Strenge, welche anfänglich in den Klöstern herrschte, wurde bald bedeutend nachgelassen, da sich viele Schlechte aus unlautern Quellen, namentlich um vom Militär freizukommen, in die Klöster drängten. Auch erhielten sie schon so viele Geschenke, daß sie gar nicht mehr zu arbeiten brauchten und fromme Müßiggänger aus ihnen wurden.

Den strenger Gesinnten genügte bei immer größerer Ausartung des Mönchswesens das gemeinschaftliche Zusammenleben in den Klöstern nicht mehr; sie sonderten sich daher von der menschlichen Gesellschaft ab, zogen sich in Wüsteneien zurück und schlossen sich in Zellen ein.

Unter den Anachoreten, die sich in Wüsten zurück-

zogen, ist der berühmteste Simon Stilita, der bei Antiochien sieben und vierzig Jahr unter freiem Himmel auf einer Säule stehend zugebracht hat, die Anfangs sechs, und zuletzt vierzig Ellen hoch war, was solche Bewunderung erregte, daß viele benachbarte Nomadenstämme sich zum Christenthume bekehren ließen, er selbst dadurch politischen Einfluß am Hofe gewann, und als ein Wunderthäter verehrt wurde. Seinem Beispiele folgten viele Andere nach und man nannte diese Nachahmer Styliten. Bei Antiochien und Aleppo sieht man noch jetzt viele Ruinen solcher Säulen.

Außer den Styliten gab es noch Eucheten oder Betmönche, welche behaupteten, daß unablässiges Gebet ein Mittel sei, Sünden zu tilgen; — ferner Eusthatianer, welche die Ehe unbedingt verwarfen und sich den Genuß von Fleisch und Wein versagten.

Im Abendlande fanden diese Schwärmereien des Orients keinen Eingang und selbst Diakonus Ulphilas, welcher bei Trier das Beispiel des Simon Stilita nachahmte, gab die Sache gar bald wieder auf.

Eine ganz andere und bessere Gestaltung als bisher, gab dem Mönchsinstitute, vom J. 530 an, der heilige Benedict von Nursia. Dieser sammelte seit dem genannten Jahre viele in Italien umherschweifende Mönche und gab ihnen eine bestimmte Regel, nach welcher sie ihre Tageszeit zwischen Gebet, Handarbeit, Studium der Bibel und der theologischen Schriftsteller theilen mußten und führte ein Gelübde ein, nach welchem jeder Mönch unwiderruflich an diesen Stand gebunden war. Von ihm rührt auch die Einführung des Mönchskleides her, welches die Mönche selbst bei Nacht nicht ablegten. Jeder in's Kloster Tretende mußte sein Vermögen den Armen hinterlassen oder dem Kloster schenken, mußte seinen Familiennamen ablegen und einen Klo-

sternamen annehmen. Unter dem Abte stand bei den Benedictinern jedesmal ein Präpositus (Propst) und unter diesem standen die Decani oder Vorsteher über zehn Mönche. Sein Hauptkloster war Monte Cassino (Mons Casinus) in Calabrien, wo Benedict eigenhändig die letzten Spuren des Götzendienstes zerstört und die Reste eines Apollotempels abgetragen hatte. Funfzig Jahre später richteten sich schon alle Klöster des Abendlandes nach seiner Regel. Diese Regel verpflichtete zu einer beständigen Wohnung im Kloster und gebot auch, außer den Abtödtungen und Gebeten der Morgenländer, Feldarbeiten und vernünftige Beschäftigungen. Beständiger Aufenthalt, Gehorsam, Armuth und Keuschheit waren die Hauptsätze der Regel, die aber auch alle Lebensverhältnisse, geistige und körperliche Beschäftigung, Umgang, Speise und Trank, Kleidung u. s. w. für alle gleich und auf das Pünktlichste bestimmte. Durch Einführung des Gelübdes wurde der Grund zur Erhaltung des ganzen Standes gelegt. Benedicts unmittelbare, berühmteste Schüler waren Placidus und Maurus.*)

Anfangs wurden die Mönche vom Staate nicht begünstigt. Valens, Thedosius und Andere gaben Gesetze gegen sie und ließen sie in Wüsten zurücktreiben oder zu Soldaten wegnehmen; bald aber erklärte sich die Stimmung des Volkes für sie. Im Verhältniß zum Klerus waren sie noch Laien, und der Mönchsstand galt höchstens als Vorbereitungsstand zu dem geistlichen. Dadurch, daß ältere Kleriker sich in die Einsamkeit der Klöster zurückzogen, kamen sie in nähere Verbindung mit einander. Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts wurden im Abendlande wenigstens die Benedictiner zum Klerus gerechnet.

---

*) cf. Mabillon: Annales Ordinis Benedictini. Paris. 1739. fol.

Da sich die Mönche durch Missionseifer, durch Beschäftigung mit der Gelehrsamkeit und durch eingezogenes Leben empfahlen, so gelang es ihnen bald, sich in größeres Ansehen zu setzen, als die Weltgeistlichen. Daher wurden der Klöster und der Schenkungen an sie immer mehr. Die vornehmsten Weltleute gingen noch am Abend ihres Lebens in Klöster, Andere erhielten schon in der Wiege die Tonsur und wurden im Kloster erzogen, weil man glaubte, daß dann ein Segen auf der Familie ruhen werde.

Durch die besonders durch die Benedictiner getroffenen Vorbereitungen kam es im 7. Jahrhundert dahin, daß alle Mönche in den geistlichen Stand traten. Jeder Mönch mußte nun alle Priesterweihen annehmen, und die siebente allgemeine Synode zu Nicäa ertheilte jedem Abte das Recht, die Mönche zu ordiniren. Auf diese Weise flossen Kleriker und Mönche in eine Corporation zusammen, was sich die Kleriker aus dem Grunde gern gefallen ließen, weil die Mönche in einem größeren Ansehen standen als sie selbst.

Um dem Klerus überhaupt das höhere Ansehen der Mönche zuzuwenden, entstand das Institut des kanonischen Lebens, durch welches eigentlich alle Geistlichen zu Mönchen werden sollten. Der Stifter war Chrodegang, Bischof von Metz († 769), Verwandter Karls des Großen. Dieser versammelte, wie schon früher Augustin gethan hatte, sämmtliche Geistliche der Stadt in ein Gebäude, welches mit dem bischöflichen Palaste verbunden war, gab ihnen Regeln, denen der Benediktiner gleich, und sorgte für Unterhalt und Kleidung. Das gemeinschaftliche Wohnhaus hieß monasterium, Brüderhof, und die tägliche Zusammenkunft, welche sie hielten, wurde „Capitulum“ genannt. Es wurde nämlich jedes Mal ein Capitel aus der Bibel oder ein Abschnitt aus

der Regel vorgelesen, und der Bischof oder Archidiakonus knüpfte daran eine ermahnende, zuweilen strafende Anrede. Späterhin erhielt der ganze Verein den Namen „Capitel, Domcapitel.“ —

Verschieden davon ist der Verein anderer Geistlicher, die, ohne den Bischof, in eine ähnliche Gesellschaft zusammentraten. Es waren dies die Collegiats- und Stiftsgeistlichen, die man, im Gegensatze des clerici seculares, clerici regulares nannte. Diese Einrichtung fand allen Beifall, gab den Geistlichen einen großen Theil der verlorenen Achtung wieder, und die Einrichtungen dieses Instituts wurden auf mehreren Synoden empfohlen. Die meisten Congregationen dieser regulirten Chorherren haben die Kleidung der Weltgeistlichen und Manches von den Freiheiten derselben beibehalten, obwohl sie in Klöstern und Stiftern zusammen leben und unter dem Zwange der Ordensgelübde stehen. Namhaft sind unter diesen die ehedem durch große Reichthümer ausgezeichneten Congregationen vom Sanct Salvator im Lateran, welche weiß gekleidet gehen und in Italien und Polen zahlreich sind; — die des heiligen Grabes, die in den Kreuzzügen gestiftet, und in Frankreich, Böhmen und Polen weit verbreitet waren; — die von St. Genoveva zu Paris, welche über hundert Klöster in Frankreich hatten; — und die der Kreuzherren oder Kreuzträger, welche ursprünglich zum Hospitaldienste gestiftet und später zur Clausur übergegangen, noch jetzt als Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen bestehen und meistens Kirchenämter oder Professuren an der Universität zu Prag bekleiden.

Da das Mönchswesen hier und da ausartete, veranstalteten einige eifrige und fromme Mönche Reformationen, welche Veranlassung zu neuen Ordensgesellschaften gaben, in denen sich aber immer der bessere Geist

nach einigen Generationen schon wieder verlor. Die berühmteste dieser Reformationen ist von Odo, Grafen von Burgund, im zehnten Jahrhundert im Benedictinerkloster Cluny veranstaltet worden. Er stellte hier die alte Regel des Benedict wieder her, behielt auch die schwarze Kleidung bei, legte den Mönchen zu gewissen Stunden Schweigen auf, und gab über die kanonischen Stunden des Gebetes und Gottesdienstes, über den Gehorsam, die Disciplin und die gemeinschaftliche Regierung aller Klöster ihres Ordens feste Bestimmungen, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Die so Reformirten hießen Cluniacenter. Sie standen unter dem Abte von Cluniacum, und die übrigen Klöster dieser Congregation hießen Cellae oder Obedientiae. Sie gelangten sehr bald zu großen Reichthümern, besonders durch „das Fest Aller Seelen", welches hier zuerst gefeiert wurde, und im zwölften Jahrhundert zählte ihr Orden zweitausend Klöster, deren Ueppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Hauptursache ihres nachmaligen Verfalls wurde.

Aus dem Bestreben, dem Mönchsleben durch größere Strenge mehr Heiligkeit zu verschaffen, entstanden im 11. Jahrhundert:

a) die grauen Mönche oder die Mönche von Vallombrosa in Oberitalien. Dieser Orden war im Jahre 1038 gestiftet, ging aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung über und wurde im Jahre 1662 mit dem im Jahre 1231 auf Monte Fano, unweit Ancona, gestifteten Orden der Sylvestriner vereint, nach deren Beispiel er jetzt, statt der frühern grauen, schwarze Kleidung trägt;

b) die Camaldulenser. Ein florentinischer Edelmann, der heilige Romuald, stiftete nach den vom heiligen Benedict aufgestellten Grundregeln diesen Orden,

der ein Eremitenorden ist, im Jahre 1072 eigene Klöster errichtete und den Namen von seinem ersten Wohnsitze, Camaldoli auf den Apenninen, erhalten hat. Man erkennt die Mönche dieses Ordens an der weißen Kleidung und an einer gewissen Kopfhängerei, die durch die Benennung „Calmäuser" (corrumpirt aus: Camaldulenser) sprichwörtlich geworden ist;

c) der Orden von Grandmont oder Grammont. Dieser vom heiligen Stephan Pierre, aus Muret bei Limoges, in den Jahren 1076—1083 eingerichtete Orden, erwarb sich, besonders in Frankreich, ein sehr großes Ansehen. Nach vielen innern Zerrüttungen erhielt er im Jahre 1642 eine schärfere Observanz, trägt schwarze Kleidung und zeichnet sich durch sehr strenge Clausur aus.

Diesem Orden von Grammont sehr ähnlich ist:

d) der Carthäuserorden, der von Bruno, Canonikus in Cöln, dann in Rheims, im Jahre 1084 gestiftet worden ist. Durch eine schauderhafte Vision bewogen, ging er mit einigen Freunden in eine Wüstenei bei Grenoble, wo er unter schneebedeckten Bergen ein Kloster (La Chartreuse, die Carthause) erbaute, welches immer als der Hauptsitz dieses Ordens gegolten hat. Die Regel, welche die Carthäuser befolgen, ist sehr streng. Sie müssen unverbrüchliches Stillschweigen beobachten und nur beim Begegnen ist es ihnen erlaubt, die Todtenstille durch den Zuruf: „Memento mori!" zu unterbrechen. Sie arbeiten täglich an ihrem Grabe, tragen ein härenes Gewand auf dem bloßen Leibe und schlafen allnächtlich auf einem ausgehöhlten Steine. Das Betteln, welches den Gliedern des Ordens von Grammont erlaubt ist, wird ihnen nicht gestattet. Sie tragen weiße Kutten von grober Wolle und zählten im 18. Jahrhundert 172 Carthausen oder Klöster ihres Ordens, unter

denen fünf weibliche waren, in welchen aber das Gelübde des Stillschweigens, aus leicht erklärlichen Gründen, sehr gemildert wurde;

e) der Orden des heiligen Antonius, von einem französischen Edelmanne, Namens Gaston, im Jahre 1095 zu einer Zeit gestiftet, in welcher eine Epidemie wüthete, in der sich der heilige Antonius besonders wunderthätig bewies;

f) der Orden von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) in Poitou. Dieser Orden ist im Jahre 1095 von Norbert von Arbrissel auf die alte Regel Benedicts gestiftet, ist wegen seiner seltsamen Bußübungen allgemein bekannt und bestand aus Mönchen und Nonnen, aber so, daß die Mönche einer Aebtissin gehorchten. Die Nonnenklöster waren der heiligen Jungfrau, die Mönchsklöster dem Johannes geweiht. Aus diesem Orden entstand der Brigittenorden;

g) der Cistercienserorden, im Jahre 1098 von dem Benedictinerabt Robert, zu Molismes bei Lyon, gestiftet. Er sah mit Schmerzen die immer größere Entartung der Mönche, und da er nicht im Stande war, sie in Schranken zu halten, so überließ er sie ihrem Schicksale und baute sich mit einigen frommen Mönchen zu Citeaux (Cistertium), unweit Dijon, im Bisthume Chalons an, wo er das Beispiel eines ächten Mönchslebens gab. Diese Mönche tragen weiße Kleider mit schwarzem Scapulier, daher sie auch weiße Mönche genannt werden. Unter allen Zweigen des Benedictinerordens hat sich keiner schneller ausgebreitet als dieser, und hundert Jahre nach seiner Entstehung zählte er schon über 1800 Klöster in Europa. Ganz besonders berühmt ward der Orden, als der heilige Bernhard von Clairvaux in denselben trat, welcher eine Verfassung gab, die nachher alle übrigen Klöster befolgten. Während früher jedes

Kloster für sich, und oft sogar in feindseligem Verhältnisse zu den übrigen Klöstern stand, verbanden sich die Klöster dieses Ordens zu einem Bundesstaate und gaben sich eine republikanische Verfassung. Alljährlich kamen die Aebte sämmtlicher Klöster auf einer Art von Landtag, Generalcapitel, zusammen, wo sie über gemeinschaftliche Angelegenheiten berathschlagten. Den Vorsitz führte der Abt von Citeaux. — Die Mönche dieses Ordens empfahlen sich durch eine ärmliche Lebensweise, vermieden allen Prunk in den Kirchen, waren unterwürfig gegen die Bischöfe und mischten sich nicht in die Seelsorge. Das Dichten war ihnen ausdrücklich verboten. Während sich die Benedictiner, nach des Stifters Beispiel, auf hohen Bergen anbauten, wählten die Cistercienser oder Bernhardiner die Stille einsamer Thalschluchten, als zu düstern Todesbetrachtungen und zum Anbau des Landes geeigneter, daher der Vers entstand:

Bernhardus valles, Benedictus montes amabat.*)

Unter Bernhard überstieg die Begeisterung für das Mönchsleben alle Begriffe. Unzählige Menschen drängten sich zu den Klöstern, und diejenigen, welche selbst keinen Beruf zu solcher Weltentsagung fühlten, gaben wenigstens einen Theil ihrer Habe hin, um der Verdienste solcher Stiftungen einigermaßen theilhaftig zu werden.

Ein sich gleich Anfangs sehr weit verbreitender Orden war der der Prämonstratenser, welchen ein adeliger Niederländer, Norbert, stiftete. Norbert war früher sehr weltlich gesinnt, als ihn aber einst ein Blitzstrahl zu Boden warf, ging er in sich, zog barfuß und in Schaffelle gekleidet als Bußprediger umher, und ließ sich im Jahre 1120 zu Pré montré — Praemonstratum,

---

*) Bernhard liebte die Thäler und Benedict liebte die Berge.

Pratum monstratum — bei Coucy in der Champagne, nieder. Der Ruf seiner Heiligkeit erhob ihn zum Erzbischofe von Magdeburg, wodurch die Ausbreitung des Ordens an der Elbe und in den Marken geschah. Die Verfassung war der der Cistercienser ähnlich, der Abt von Prémontré war Oberhaupt und die Mönche trugen weiße Kleider.

Um den Anstoß zu heben, den die Reichthümer und das Wohlleben der Mönche dem Volke gaben, kamen zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zwei Männer fast zu gleicher Zeit auf den Einfall, die ursprüngliche Idee des Mönchslebens wieder herzustellen, indem sie ihrem Orden jeden Besitz untersagten und verordneten, daß sich jeder täglich sein Brod betteln solle. Der eine ist Dominicus Guzman, aus einem vornehmen, spanischen Geschlechte entsprossen und im J. 1170 geboren. Im J. 1210 machte er mit seinem Bischofe eine Reise in das südliche Frankreich, welches damals der Sitz vieler Häretiker war. In Verbindung mit dem päpstlichen Legaten beschäftigte er sich mit Bekehrung und Auffspürung der Ketzer und stiftete 1215 zu Toulouse einen Verein, welcher die Predigt des katholischen Glaubens und die Ausrottung der Ketzerei zu seinem Hauptgeschäft machte und seinen Unterhalt bettelte. Der Papst bestätigte im J. 1216 den Orden unter dem Namen „Predigermönche, Prädicanten, Dominicaner". In Frankreich wurden sie auch „Jacobiner" genannt, weil ihr erstes Kloster in der Jacobstraße zu Paris lag. Dominicus wurde nach seinem Tode heilig gesprochen und soll sehr viele Wunder verrichtet haben. Der Orden befand sich schon in den letzten Lebensjahren seines Stifters in einem blühenden Zustande. Durch seine Missionen und durch das im Zeitalter seiner Stiftung sehr vernachlässigte Predigen machte er sich gemeinnützig, als Handhaber der Inquisition und der Büchercensur furchtbar und

einflußreich und durch große Gelehrte aus seiner Mitte, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquinum wichtig und angesehen. Vom vierzehnten Jahrhundert an entwöhnte er sich immer mehr vom Betteln und beschäftigte sich, im ruhigen Genusse reichlicher Pfründen und stolz auf eine vor andern Orden behauptete äußere Würde und Gravität, mit Politik und theologischen Wissenschaften. „Er gab den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer, der Andacht den Rosenkranz, der ihm reichliche Zinsen trug und machte sich um die Bestimmung des Lehrbegriffs vorzüglich verdient." — Die Ordenstracht bestand in einem weißen Kleide mit schwarzem Mantel.

Gleichzeitig entstand:

der Franciscanerorden von Franz von Assisi, dem Sohne eines reichen Kaufmanns, im Kirchenstaate gestiftet. Sein zügelloses, ausschweifendes Leben hatte eine schwere Krankheit zur Folge, in welcher er das Gelübde that, daß er, wenn er wieder genesen würde, auf alle Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und einen heiligen Lebenswandel führen wolle. Als er wirklich wieder genesen war, verkaufte er alle seine Güter, begann ein ascetisches Leben, bettelte sein Brod im schmutzigsten Aufzuge und mißhandelte seinen Körper durch Geißelung, wodurch er sich bald den Ruf eines vollkommenen Heiligen erwarb. Wo er sich hinwandte, zog man ihm unter dem Geläute aller Glocken entgegen, ja, man riß Stücken von seinen Kleidern und bewahrte sie als kostbare Reliquien, und Schüler und Verehrer sammelten sich um ihn, mit denen er eine kleine Kirche, „Porticella" oder „Portinucula", baute, wo er sich am liebsten aufhielt und woselbst er auch einen Orden stiftete, dessen Glied er Fratres minores, Minoriten, nannte, welcher Orden 1209 vorläufig, und 1223 feierlich, vom Papste bestätigt wurde. Der Name „Minoriten" sollte die Demuth andeuten, die der heilige Franz

seinen Anhängern neben den Gelübden der äußersten Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit einschärfte und zufolge deren auch ihre Ordensobern nur „ministri, Diener" hießen. Gewöhnlich nannte man sie jedoch nach ihrem Stifter „Franciscaner". Ihre Kleidung besteht in einer sackartigen Kutte von grauem, wollenem Zeuge, um den Leib tragen sie einen Strick, an dem eine knotige Geißel hängt und statt der Schuhe haben sie, wenn sie nicht ganz barfuß gehen, Sandalen. Die Ordensregel bezweckt Mangel jeglichen Eigenthums, sofern auch Christus in vollkommener Armuth gelebt hat, tiefste Demuth und Selbstverachtung, gänzliche Entfernung von Frauenzimmern und geduldiges Ertragen von Unrecht. — Franciscus machte später eine Missionsreise nach Palästina, um den Sultan zu bekehren und erbot sich, zum Beweise, daß die christliche Lehre die herrlichste von allen sei, zu Bestehung der Feuerprobe. Zwar abgewiesen, doch ehrenvoll entlassen, zog er sich in die Einsamkeit der Apenninen zurück, wo er in einer Vision einen gekreuzigten Seraph sah, der ihm seine Wundenmale eindrückte, seit welcher Zeit er mit Wundenmalen erschien und sich Franciscus Seraphicus nannte. Er starb am 4. October 1226 und hinterließ schon gegen achtzig Klöster mit etwa fünftausend Mönchen, die sich kurz vorher auf dem Generalcapitel versammelt hatten. Wegen der außerordentlichen Abläße, die nicht nur den Eintretenden, sondern sogar den Beförderern des Ordens bewilligt wurden, erhielt der Orden einen überaus schnellen und zahlreichen Zuwachs, zumal er, der Bestimmung des Stifters gemäß, seine Glieder nach allen Gegenden sandte, um Buße zu predigen und um zu betteln. Mehrere der berühmtesten, scholastischen Philosophen, wie Bonaventura, Roger Bacon und Johannes Erigena, die Päpste Nikolaus IV., Alexander V., Sixtus IV., Sixtus V.

u. A. gehörten ihm an. Freilich gingen auch Schwärmer aus ihm hervor, wie z. B. der heilige Antonius von Padua, welcher den Fischen predigte. Später entstanden heftige Streitigkeiten, denn viele Klöster suchten sich der strengen Regel zu entziehen und wußten sich vom Papste eine mildere zu verschaffen. Die Cäsariner, Clareniner, Amadeisten, Spiritualen, Franciscaner, Eremiten oder Cölestiner, aus denen die Fraticellen hervorgingen, waren Parteien in diesem Orden, die im 13. und 14. Jahrhundert auf die Wiederherstellung der alten strengen Observanz in Rücksicht des Gelübdes der vollkommenen Armuth mit einer Hartnäckigkeit drangen, die in Ketzerei und Empörung gegen den päpstlichen Stuhl ausartete. Die Folge dieses Zwiespalts war eine Trennung des Ordens in zwei Hauptzweige. Die der gelindern Regel folgen und einiges Eigenthum besitzen, werden Conventualen, die Strengeren hingegen, unter die eine päpstliche Bulle vom J. 1517 alle Reste jener Parteien, die kein Eigenthum haben wollten und die Barfüßer überhaupt begreift, Observanten, in Frankreich wegen des Leibriemens, den sie tragen, Cordeliers genannt. Zu den letztern gehört auch die 1592 entstandene Congregation der Recollecten.

Sowohl der Dominicaner-, als der Franciscaner-Orden verbreiteten sich so schnell über Europa, daß sie bald politische Bedeutung und Einfluß auf Staat und Kirche errangen, worin der Grund im Rufe ihrer großen Heiligkeit und in dem Umstande lag, daß ihre Klöster nicht dotirt zu werden brauchten. Auch trugen zu der Macht, die sie errangen, die großen Vorrechte bei, die sie von den Päpsten erhielten und durch eigene Anmaßungen zu vergrößern wußten, denn sie waren im ausgedehntesten Sinne von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit eximirt, durften überall predigen und Beichte hören, ohne

auf die Parochialprediger Rücksicht zu nehmen, konnten sich selbst zu den Stellen, auf die sie sich an Universitäten drängten, Diplome ausstellen, verkauften päpstliche Ablässe u. dgl. Ihre Verfassung war auf ein strenges Zusammenhalten und militairische Subordination berechnet. Sie ist der der Cistercienser ähnlich, aber mehr monarchisch und der Orden hat die Gestalt einer Wahlmonarchie. Er steht unter einem General, der zu Rom residirt und ein Generalcapitel zur Seite hat, welches wählt. Der Orden zerfällt in Provinzen, welche unter Provincialen stehen, die mit dem Generale genau verbunden sind. Bei den Dominicanern heißt der General „magister ordinis", bei den Franciscanern „minister generalis". Bemerkenswerth ist es, daß diese beiden Orden bei theologischen Streitigkeiten jedesmal Partei gegen einander nahmen und einen Ehrenpunct darin setzten, nicht nachzugeben.

Einen ungemeinen Einfluß erhielten die Tertiarier. Dies waren Laien, welche durch ihre Verhältnisse gehindert waren, dem Orden förmlich beizutreten, die sich aber als Freunde und Bundesgenossen dem Orden affigiren ließen, ein frömmeres Leben als Weltkinder zu führen pflegen, angeloben, täglich einige Ave Marias und Paternoster beten und zu gewissen Zeiten fasten mußten. Sie standen unter den Ordensobern, waren zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, und ihre Zahl war so groß, daß nach einem halben Jahrhundert kaum ein Dorf war, wo nicht geheime Tertiarier gelebt hätten. Die der Dominicaner waren gewöhnlich zugleich geheime Spione der Inquisition und hielten dann ihren Beitritt geheim. Die Tertiarier und Tertiarierinnen der übrigen Orden verrichteten auch die nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern, nahmen sich der Besorgung des Verkehrs mit der Welt an, damit die eigentlichen Mönche und Nonnen nicht in

ihrer Andacht gestört werden möchten, mußten die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse nur in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Es wurde ihnen nicht verwehrt, die Kleidung ihres Ordens anzulegen, aber sie begnügten sich in der Regel damit, das Scapulier oder den Gürtel desselben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Der herrschende Volksglaube legte diesen Abzeichen, welche diejenigen, von denen sie getragen wurden, gleichsam mit dem Orden verbrüderten, eine geheime, segensvolle Kraft bei, und da mit ihrem Besitze gemeiniglich die Versicherung großer Ablässe verbunden war, so wurden sie nur gegen einen sehr hohen Preis verkauft. Dieser dritte Orden verschaffte aber den Klöstern nicht nur bedeutende Einkünfte, sondern trug auch zu deren Ansehen und Einfluß bedeutend bei, so daß die Sorgfalt nicht zu bewundern ist, mit der er erhalten, erweitert und begünstigt wurde. Der heilige Franz von Assisi gab diesem Verhältnisse zuerst eine bestimmtere Form, indem er Laien, die sich, ohne Kleriker zu werden, mit seinen Minoriten verbrüdern wollten, in eine besondere Corporation unter dem Namen des „dritten*) Ordens der Minoriten" vereinigte. Später wurde dieser Zweig der Franziscaner „der Orden von der Buße des heiligen Franziscus" (in Frankreich bons hommes) genannt. Derselbe verbreitete sich in mehreren männlichen und weiblichen, seit 1287 zum Theil regulirten Congregationen, welche einen gemeinschaftlichen General haben, jedoch von dem ersten Orden des heiligen Franziscus abhängig sind. — Nach diesem Mu-

*) Den zweiten Orden bildeten die Nonnen.

ster eigneten sich sowohl sämmtliche Bettelorden, als: Dominicaner, Carmeliter, Augustiner, Serviten, Paulaner, wie auch andere Orden, als: Cistercienser, Trinitarier u. a. m. dergleichen dritte Orden zu. Die Tertiarier der strengen Bettelorden nannte man „Begharden",*) und die Tertiarierinnen „Beguinen."

Ein mit dem Franziscanerorden verbundener Nonnenorden ist der im Jahre 1212 vom heiligen Franziscus gestiftete Orden der Clarissinnen. Die Urbanistinnen und Capucinerinnen sind ähnliche Congregationen.

Angelockt von den Privilegien der Franziscaner und Dominicaner, folgten ihrem Beispiele bald einige andere Orden, welche ursprünglich zum Theil schon älter waren und sich nur neu bildeten, z. B.

a) der Carmeliterorden, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, auf dem Berge Carmel in Palästina, von Berthold aus Calabrien gestiftet. Die Mönche selbst gaben den Propheten Elias als Stifter an. Sie erhielten ihre Regel 1209 von Albrecht, dem Patriarchen zu Jerusalem, und wurden 1224 vom Papste bestätigt. Um die Mitte des 13ten Jahrhunderts sahen sie sich genöthigt, den Berg Carmel zu verlassen und Klöster in Europa zu bauen. Statt der früher weiß und braun gestreiften Kleidung nahmen sie nun eine ganz braune an, erhielten 1240 die Privilegien der Bettelorden und wuchsen zu einer der bedeutendsten Mönchscorporationen heran. Ihre Observanz ist sehr streng. Sie dürfen nie Fleisch genießen, müssen strenges Stillschweigen beobachten u. dgl. m. Das Volk achtete sie deshalb hoch und der Papst erklärte: „wer in ihrem Scapulier sterbe, der

---

*) d. h. entweder: Betkinder, oder: Bekehrte, conversi.

komme nie in die Hölle!" — Sie theilten sich in Observanten, Conventualen und Tertiarier.

b) Der Orden der Trinitarier, der, zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, 1198 gestiftet, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustins die Verpflichtung übernahm, Almosen zu Loskaufung der gefangenen Christensclaven zu sammeln. Sie tragen weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel. In Frankreich werden sie Mathurinen genannt.

c) Der Augustiner-Eremiten-Orden. Unter diesem Namen vereinigte Alexander IV. im Jahre 1246 mehrere zerstreute Mönchsgesellschaften und gab ihnen eine Regel, welche vorgeblich vom heiligen Augustin herrühren sollte. Sie breiteten sich so aus, daß zur Zeit der Reformation 2000 Klöster mit 30,000 Mönchen da waren. Luther gehörte zur sächsischen Congregation, und mit ihm ging der Orden fast ganz ein, da theils die meisten Mönche zur Reformation übertraten, theils das Ansehen dieses Ordens eben dadurch, daß Luther ein Glied desselben gewesen war, bei den Katholiken bedeutend gelitten hatte. Im Jahre 1567 erhielt er die Privilegien der Bettelorden, und verzweigte sich in mehrere ansehnliche Congregationen, unter denen die Augustiner-Barfüßer die zahlreichsten waren. Sie tragen schwarze Kutten.

d) Der Orden der Serviten oder Diener der heiligen Maria, Brüder des Ave Maria, — weil sie alle ihre Gespräche mit dem englischen Gruß anfangen. — Der Orden ist zu Florenz im Jahre 1250 gestiftet und mit allen Vorrechten der Bettelorden begabt. Berühmte Männer, welche zu diesem Orden gehörten sind: Paul Sarpi, der geistvolle Geschichtschreiber des tridentinischen

Concils, und Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thals.“

Von den vor der Reformation gestifteten Orden sind noch zu erwähnen:

der Orden der Hieronymiten, welcher im Jahre 1373 gestiftet, in Spanien das prachtvolle Kloster des heiligen Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, besitzt, und in den Niederlanden, — wo aus ihm mehrere Brüderschaften zu milden Zwecken, wie die von Gerhard Groote gegründete „Gesellschaft der Kleriker“ und die „der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens“ hervorging, zahlreich und mächtig geworden ist und weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt, — und

der Orden der Jesusdiener oder Jesuaten, der 1365 zu Siena gestiftet wurde und dessen Glieder man späterhin wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein „Padri dell' aqua vita“ nannte. Er wurde 1668 aufgehoben.

Während sich die Mönche und Nonnen aller dieser Orden sehr behaglich und wohl befanden, litten die Bauern die furchtbarste Noth, und der Zustand, in dem sie sich befanden, war in der That ein höchst trauriger zu nennen, da sie fast allein alle Lasten an Steuern, Zehnten und Frohndiensten tragen mußten. In Folge der unter dem Volke verbreiteten Grundsätze von christlicher Freiheit waren deshalb schon hier und da einzelne Aufstände vorgekommen, doch würde es gewiß nicht zu einem so gefährlichen Ausbruche gekommen sein, wenn nicht Luthers Äußerungen über christliche Freiheit, der heftige Ton seiner Schriften und der Muth, womit er die Fürsten antastete, die Gemüther aufgeregt und zu dem Entschlusse gebracht hätte, das Joch der geistlichen und weltlichen Herren, die sie zugleich als Feinde des

Evangeliums betrachteten, abzuschütteln. Sie blickten besonders sehnsüchtig nach den prächtigen Klöstern, nach den reichen Besitzungen derselben, den unabsehbaren Aeckern, Wiesen und Waldungen, sahen den Fleiß ihrer Hände, einen reichlichen Strom von Zinsen und Zehnten in die Klöster fließen und sprachen: „Was ist das für ein Wesen? Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen!“

An Betrachtungen dieser Art knüpfte sich bald der Gedanke, der lästigen Abgaben los und ledig zu sein, und sich selbst in den Besitz dessen zu setzen, was jetzt noch in den Händen der Geistlichen war. Die ersten Unruhen brachen im Jahre 1524 in Schwaben aus, als der dortige Abt von Reichenau seinen Bauern evangelische Prediger verweigerte. Es gelang ihnen, einen Vergleich mit dem Abte zu erpressen und dies gab den Andern Muth zu ähnlichen Forderungen. Zu Anfang des Jahres 1525 setzten die Bauern 12 Artikel auf über die Rechte der Bauern, welche sie dem Churfürsten von der Pfalz übergaben und dieser an Luther und Melanchton zum Gutachten überschickte. Sie verlangten zuerst freie Wahl ihrer Prediger, welche ihnen Gottes Wort nach dem Evangelium vortragen sollten und denen sie gern den Zehnten abtragen wollten, alsdann forderten sie Abschaffung der drückendsten Auflagen. Alle diese Forderungen suchten sie aus der Bibel zu erweisen. Melanchton erklärte die Bauern geradezu für gottlose Rebellen, Luther aber ermahnte auch die Obrigkeiten zum Nachgeben und suchte einen friedlichen Vergleich zu stiften. Allein hieran war bei den Empörern nicht mehr zu denken. Der Aufruhr verbreitete sich schnell über Schwaben, Franken, die Rheingegenden und Elsaß, an dreihundert Schlösser und Klöster wurden zerstört und überall Gewaltthat und Grausamkeit geübt, bis er von

den Fürsten des schwäbischen Bundes unterdrückt wurde. In Verbindung mit den schwäbischen Unruhen steht der Aufruhr der Bauern in Thüringen, angeregt durch Thomas Münzer. Dieser aus Stolberg am Harz gebürtige Schwärmer war von Wittenberg nach Allstedt in Thüringen gegangen, wo er eine katholische Kirche in Brand steckte und deshalb aus Sachsen verwiesen wurde. Nachdem er ein Jahr lang in Franken und Schwaben umher geschweift war, kam er nach Mühlhausen, fand dort Anhang, entsetzte den Magistrat als unchristlich, jagte Geistlichkeit und Mönche auseinander, theilte ihre Güter und verfuhr mit der Stadt wie mit seinem Eigenthume. Er predigte ein Reich Gottes auf Erden, Gütergemeinschaft der Gläubigen, und schmähte bitter auf Luther, den er den „Doctor Lügner, den Wittenberger Papst" u. s. w. nannte. Er schrieb gegen Luther: „Schutzrede wider das geistlose, sanftlebende Fleisch in Wittenberg." — Sein Plan war, einen vollständigen Aufruhr in Thüringen zu erregen und dann zu den Schwaben zu stoßen, allein er konnte die Zeit nicht erwarten und trat schon mit achttausend Mann ins Feld, mit denen er raubte, mordete und Schlösser und Klöster zerstörte. Nun erschien die Sache Luthern in einem andern Lichte als zuvor. Er predigte nun förmlich das Kreuz gegen die Bauern und forderte die Fürsten und Völker auf, sie wie tolle Hunde niederzuschießen. Er pries die Märtyrer selig, die in solchem Kampfe umkämen. Die Fürsten von Hessen, Sachsen und Braunschweig schickten nun eine hinlängliche Kriegsmacht aus, die im Mai 1526 in einer Schlacht bei Frankenhausen die Aufrührer aufrieb. Münzer hatte wunderbare Hülfe von Gott versprochen, die aber ausblieb. Er wurde gefangen und hingerichtet.

So schnell auch dieser Krieg beendigt worden war,

so verderblich war er gewesen und die herrlichsten Klöster waren theils verwüstet und beraubt, theils so gänzlich zerstört, daß gar nicht daran zu denken war, sie jemals wieder so herzustellen, wie sie vorher gewesen waren. Viele, welche wieder hätten hergestellt werden können, wurden von einigen Fürsten, die aus Eigennutz der Reformation anhingen, aufgehoben, in Domainen und Kammergüter verwandelt und zu weltlichen Zwecken benutzt, durch welche Aenderung das, was der Bauernkrieg noch Klösterliches übrig gelassen hatte, bald gänzlich verschwand, und namentlich die oft prachtvollen Kirchen unbenutzt dastanden, vernachlässigt wurden und verfielen.

Nicht lange nach diesem Kriege erhielt die katholische Kirche eine mächtige Stütze an der geistlichen Corporation der Jesuiten, welche bald alle ähnlichen Institute verdunkelte und in der Geschichte eine Hauptrolle übernahm. Dem Stifter selbst gebührt nur ein geringer Antheil von dem, was der Orden wurde, desto mehr aber der Kraft und der Schlauheit seiner Nachfolger.

Der Stifter des Ordens war Don Inigo oder Ignatius Loyola, ein spanischer Edelmann, früher Page am Madrider Hofe, dann Officier. 1520, im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters, wurde ihm bei der Belagerung von Pampelona der rechte Fuß zerschmettert und er auf ein langwieriges Krankenlager hingestreckt, wo er zum Zeitvertreib Heiligenlegenden las, welche seine Einbildungskraft so erregten, daß er ein Gelübde that, sein bisheriges Ritterthum mit dem geistlichen zu vertauschen. Er wallfahrtete nach dem wunderthätigen Marienbilde zu Montserrat, hing dort seine Ritterkleidung auf, und begann sein geistliches Ritterthum mit strengen, ascetischen Uebungen, mit Betteln, Geißeln und Fasten, wobei es denn bald nicht an Visionen und Teufelsanfechtungen fehlte. Im Jahr 1523 zog er bettelnd nach

Palästina, um sich dort mit Bekehrung der Muhamedaner zu beschäftigen; aber er wurde von den dortigen Franciscanern als unberufener und ungeschickter Missionar nach Spanien zurückgeschickt. Da er sich von seiner Unwissenheit überzeugt hatte, besuchte er zwei Jahr lang eine Knabenschule in Barcelona, wo er die lateinische Sprache erlernte, studirte dann in Alcala philosophische Wissenschaften und ging 1528 nach Paris, wo er später die Magisterwürde annahm. Auch hier beschäftigte er sich mit Betteln, Bekehrung der Ketzer und Juden, und predigte auch, was ihm aber die Inquisition untersagte. Hier sammelten sich um ihn her fünf Neubekehrte und thaten zusammen das Gelübde, entweder als Missionarien in den Orient zu gehen, oder sich dem Papste als eine geistliche Brüderschaft darzustellen, welche die Ausrottung der Ketzerei zur Absicht habe. Die berühmtesten darunter waren: Franz Xaver, aus Navarra, später Missionar in Indien und Japan, — und der andere: Ignatius Lainez, der Nachfolger des Loyola als zweiter Ordensgeneral. Da der Türkenkrieg den ersten Plan vereitelt hatte, so zog sich die Gesellschaft nach Italien und warb dort andere Mitglieder an. Sie gaben sich den Namen: „Gesellschaft Jesu" und übernahmen, außer dem dreifachen Mönchsgelübde, noch das Gelübde der Mission. Paul III. bestätigte mit Vergnügen 1540 einen so viel versprechenden Orden, und man wählte Loyola zum ersten General, doch war Lainez die Seele des Ganzen. In Loyola's Persönlichkeit lag noch nichts von dem nachherigen Ordensgeiste. Er war ein gutmüthiger, geistlicher Abenteurer und Schwärmer ohne große Pläne und Entwürfe, weshalb er sich auch bis an seinen Tod mit Jugendunterricht und Krankenpflege beschäftigte. Er starb 1556 und wurde 1622 canonisirt.

Da die Päpste bald merkten, welche mächtige Stütze

sie an dem neuen Orden haben würden, so überhäuften ihn Paul III. und Julius III. mit einer Menge von Vorrechten, dergleichen nie ein Orden vor ihnen hatte. Sie sollten die Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich haben, also frei sein von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit und Besteuerung, so daß sie nur ihren Ordensobern und dem Papste gehorchen dürften; — sie sollten überall alle geistlichen Verrichtungen ausüben dürfen, selbst in den Ländern, die mit dem Interdict belegt wären; — sie sollten von allen Sünden, geistlichen und weltlichen Strafen absolviren dürfen, selbst von denen, die der Papst sich vorenthalten habe; — zwar dürfe der einzelne Jesuit kein Eigenthum besitzen, aber der ganze Orden dürfe Güter und Einkünfte erwerben und besitzen; — sie sollten die Rechte der Universitäten haben, also academische Würden ertheilen, überall Vorlesungen halten, Büchercensur ausüben und Bücherverbote bestimmen; — sie dürften sich vom Ordenszwange dispensiren, namentlich: von der Ordenskleidung, von den kanonischen Stunden, von den Fasten- und Speiseverboten, könnten auch weltliche Aemter annehmen und die von ihnen getroffenen Einrichtungen sollten als päpstlich bestätigt betrachtet werden und dergleichen, kurz, es war Alles darauf berechnet, einen unabhängigen, aber in sich engverbundenen monarchischen Staat in der Mitte der christlichen Staaten zu bilden.

Die Mitglieder zerfielen in vier Classen: Novizen, Scholastiker, Coadjutoren und Professen. Die Novizen mußten sich zwei Jahre in besondern Novizenhäusern vielen, zum Theil beschwerlichen Prüfungen unterziehen, z. B. die niedrigsten Dienste bei Kranken thun. Sie hatten Noviziatmeister, die auszumitteln hatten, wozu Jeder am Besten paßte. Zeigte sich Jemand besonders fähig, so konnte das Noviziat auch abgekürzt werden.

Die Scholastiker wohnten in Collegien und beschäftigten sich mit Unterricht und Erziehung. (Jedes Collegium hatte einen Rector.) Sie mußten das Mönchsgelübde leisten, aber nicht das Missionsgelübde. Man wählte zu ihnen die Gelehrtesten, die dann auch zu academischen Lehrern gebraucht wurden. Die Coadjutoren theilten sich in geistliche und weltliche. Die geistlichen leisteten das Mönchsgelübde und wurden als Gehülfen der Mitglieder ersten Ranges betrachtet; die weltlichen leisteten kein Gelübde und konnten den Orden wieder verlassen. Zur Zeit der höchsten Blüthe rechneten es sich Fürsten, wie z. B. Ludwig XIV., zur Ehre, in diesen Grad aufgenommen zu werden. Diese blieben in der bürgerlichen Gesellschaft und hielten ihre Verbindung mit dem Orden meist geheim. Die Professen bildeten den Adel und die Regenten des Ordens. Sie thaten außer dem Mönchsgelübde auch das Missionsgelübde und wohnten in besondern Profeßhäusern, deren jedes unter Superioren stand. Man wählte dazu nur die Erfahrensten und vor dem 45. Jahre ward Niemand in diesen letzten Grad aufgenommen. Das Oberhaupt des Ganzen war der General, der zu Rom residirte und in einer Art von Conclave von Professen gewählt wurde. Ihm zur Seite stand ein Admonitor und fünf Assistenten oder geistliche Räthe, unter ihnen die Provincialen oder Vorsteher der einzelnen Länder. Es galt gegen den Befehl des Generals keine Appellation, selbst an den Papst nicht. Wer einmal wirklich in den Orden getreten, konnte ihn nicht wieder verlassen, wohl aber konnte der Orden Unwürdige ausstoßen. Kein Mitglied durfte ohne Erlaubniß des Ordens kirchliche Aemter annehmen, und es ist auffallend, daß die Jesuiten die Annahme hoher Kirchenämter selbst vermieden zu haben scheinen. Dabei herrschte der strengste Despotismus. Jedes Mitglied

mußte mit Aufopferung aller persönlichen Rücksichten seiner Ehre, seiner Tugend, seines Lebens und seiner Ueberzeugung nur für die Zwecke des Ordens leben. Jeder Jesuit war der Kundschafter und Spion des andern, und mit rücksichtsloser Strenge bestrafte man die, welche etwas von den Statuten verrathen hatten. Sie breiteten sich mit furchtbarer Schnelligkeit aus. Als Loyola den Papst um Bestätigung des Ordens bat, zählte er nur zehn Mitglieder, bei seinem Tode rechnete man tausend, in zehn Provinzen getheilt, 1618 zählte man 13,000 Mitglieder und vor ihrem Sturze 22,000. Vergebliche Versuche, sich auszubreiten, machten sie in den nordischen Staaten.

Der ursprüngliche Zweck des Ordens ging auf Ausbreitung des katholischen Glaubens. Sehr bald aber kam es dahin, daß die Lehre Jesu nur noch den Namen hergab und daß bie Erhebung und Bereicherung des Ordens und nebenbei die Unterdrückung der Protestanten als Zweck erschien. Für diesen Zweck boten sie alle Kräfte auf und bedienten sich dazu wohl berechneter Mittel. Sie bemächtigten sich überall des Jugendunterrichts und der Erziehung, indem sie mit ihren Collegien Erziehungs- und Pensionsanstalten verbanden, die sich bald mit jungen Leuten aus den ersten Ständen anfüllten und selbst von Protestanten besucht wurden. Sie wußten dabei durch neue Methode, durch öffentliche Prüfungen, Redeübungen, Schauspiele u. dergl. zu glänzen, besonders auch dadurch, daß sie für die äußere Weltbildung sorgten, die in Klosterschulen sehr vernachlässigt wurde. Nach ihrem Beispiele errichteten nachher die Protestanten ihre Ritteracademien und Pädagogien. Hierdurch bemächtigten sie sich des heranwachsenden Geschlechts; sie hatten den Vortheil, die fähigsten für ihren Orden auswählen zu können, und sie empfahlen sich zu Privaterziehern der Fürsten. Den Höfen und den vornehmen Ständen empfah-

len sie sich durch feine Weltbildung, durch politische Talente, durch Nachgiebigkeit im Beichtstuhle und im Leben; sie wurden daher bald und allein die beliebten Beichtväter der Fürsten und Großen, die unentbehrlichen Rathgeber in politischen Angelegenheiten, die Geschäftsträger der Parteien, und leiteten so nach ihrem Sinne die Fürsten. Dabei war es Hauptmaxime ihres Betragens, durch Nachgiebigkeit und erheuchelte Sanftheit für sich zu gewinnen, nie mit Leidenschaft und in offener Fehde, um desto sicherer im Verborgenen wirken zu können. Diese im Finstern schleichende Kabale muß als Hauptcharacter bezeichnet werden. Auf den großen Haufen wirkten sie durch eifriges Predigen, Beichtehören, Erfindung neuer Andachten, reicher Abläffe, durch den Ruf großer Gelehrsamkeit und sittlicher Heiligkeit. Mit dieser äußern Bigotterie stand nun freilich ihr Leben oft im Kontrast, denn schon 1552 wurden sie wegen schändlicher Laster aus Löwen vertrieben. Sie erwarben sich einen ungemeinen Ruf als Missionare und verdunkelten bald alle Orden. Als Missionare bedienten sie sich einer Accomodation, indem sie den bekehrten Völkern zum Theil ihre heidnischen Gebräuche ließen. Von diesen Missionen wußten sie auch bald pecuniaire Vortheile zu ziehen, indem sie den Handel mit Colonialproducten an sich zogen.

Bei einer so ausgebreiteten Wirksamkeit und bei solchen Maximen, die man bald durchschaute, konnte es den Jesuiten bald nicht an Feinden fehlen. Solche waren besonders die Bettelorden, die Bischöfe und Pfarrer, die Universitäten, besonders Paris, die Jansenisten und die höhern Staatsbeamten. Daher die unerschöpflichen Spöttereien und Witzeleien gegen diesen Orden, wozu sie durch ihre laxen Moralsysteme auch hinlänglichen Stoff boten.

Da schon lange von allen Seiten eine Reform des Mönchswesens gefordert worden war, faßte das Triden-

tiner Concil in den letzten Sessionen mehrere Beschlüsse, wodurch wenigstens die auffallendsten Mißbräuche abgeschafft wurden, z. E. daß Niemand von seinen Verwandten wider Willen dürfe ins Kloster gesteckt werden, daß Niemand vor dem sechzehnten Jahre die Gelübde ablegen solle u. s. w. Auch untersagten einige Kirchenversammlungen die Stiftung neuer Mönchsorden ausdrücklich; doch wußten sich mehrere, seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts entstandene Institute dieser Art theils durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit, theils dadurch, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten, sondern nur Congregationen eines größern Ordens sein wollten, die päpstliche Genehmigung zu verschaffen und jenes Gebot dadurch zu umgehen.

Aus dem Franciscanerorden, und zwar aus der strengern Partei, den Observanten oder Barfüßern, entstand der Capuzinerorden auf Veranlassung des Streits über die eigentliche Kleidung des heiligen Franciscus. Ein Italiäner, Matthäus Bassi in Urbino, machte die Entdeckung, daß der heilige Franz eine lange, spitzige Capuze getragen, und bat den Papst um Erlaubniß, diese Tracht in seiner Nähe einführen zu dürfen. Der Papst ertheilte diese Erlaubniß 1528 und gab ihnen den Namen: „Einsiedlerbrüder des Minoritenordens.“ Den Namen „Capuziner“ erhielten sie Anfangs spottweise. Sie lesen ihre Messe unentgeldlich, und ihr Kirchenschmuck muß dürftig sein. Seit 1619 haben sie sich vom Franciscanerorden losgerissen und einen besondern General erhalten. Sie breiteten sich Anfangs sehr aus und hatten beim Beginn des 18. Jahrhunderts, ohne die Missionen, an 1600 Klöster mit 25,000 Mönchen. Für die Wissenschaften ist von ihnen nichts geschehen, und der Vorwurf des Schmutzes, der Rohheit und der zudringlichen Bettelei trifft besonders die zu den

Observanten gehörigen, als Prediger und Almosensammler umherschweifenden Mönche dieses Ordens. Auch sind sie als possenhafte Bußprediger bekannt. Als die Kirchenversammlung zu Trient allen geistlichen Orden das Recht gab, liegende Gründe zu besitzen, wurden die Observanten und Capuziner ausgenommen.

Außer den Theatinern, die sich regulirte Chorherren des heiligen Augustin nennen ließen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen trugen, entstanden: im Jahre 1536 zu Mailand regulirte Chorherren des heiligen Paulus, nach der ihnen eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas „Barnabiten" genannt, welche sich der Mission, dem Predigen, der Seelsorge und dem Jugendunterrichte widmen; — die barmherzigen Brüder, 1540 von Johann von Gott in Spanien gestiftet, die in Rüsicht auf Krankenpflege gemeinnützig sind, und deren Hospitäler durch den Ertrag von Almosen, welche sie selbst den Ketzern abfordern, in den bedeutendsten Städten der katholischen Christenheit bestehen, in Europa einen gemeinschaftlichen General haben und schwarze Kleidung tragen, in Spanien und den beiden Indien aber eine besondere Congregation bilden, unter einem eigenen Generale stehen und braune Kutten haben; — die 1528 zu Venedig vereinigten, regulirten Kleriker zur Pflege der Armen und Erziehung der Waisen, welche nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somascha „Somasker" heißen, erst 1568 als geistlicher Orden anerkannt, mit den Privilegien der Mendicanten ausgezeichnet, und besonders in Italien durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemeinnützig wurden; — die Väter der christlichen Lehre, die schon 1597 zu Avignon zum katechetischen Unterrichte des gemeinen Volkes verbunden, doch erst 1647 als ein besonderer Orden bestätigt, in Frankreich ziemlich zahlreich waren; — die

Priester vom Oratorium oder Bethause, welche Philipp von Neri 1574 zu Florenz zur Leitung geistlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden, und die unter dem Namen „Väter vom Oratorium Jesu" nach Frankreich verpflanzt, sich als gelehrte Ordensbrüder, aus deren Mitte viele treffliche Schriftsteller, als Cäsar Baronius, Malebranche, Morin, Richard Simon u. A. hervorgegangen sind, Ansehen und Einfluß erwarben; — die aus dem Benedictinerorden hervorgegangene Congregation des heiligen Maurus, die sich unter Richelieu's Begünstigung aus Ueberresten der Clumiacenser und aus den Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus 1618 bildete, die alte Benedictinerregel wiederherstellte, sich mit Jugendunterricht und theologischer Gelehrsamkeit beschäftigte, ein sieben Jahre dauerndes Noviziat, das mit einem academischen Cursus verbunden war, einführte, in ihren Klöstern Schulen für gelehrte Bildung anlegte und große Gelehrte, wie Montfaucon, Mabillon u. A. aufzuweisen hat; — die Piaristen oder Väter der frommen Schulen, Patres piarum scholarum, welche von Joseph Calosenza, einem Spanier, gestiftet, unter die geistlichen Orden aufgenommen, 1690 für ihre gemeinnützigen Bemühungen mit den Privilegien der Bettelorden belohnt wurden, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Unterrichte armer Kinder in den Elementarclassen verbunden sind und sich durch Anlegung von Volksschulen in den Ländern der katholischen Christenheit Verdienste erwarben, denen sie die Fortdauer ihres zahlreichen, besonders in Österreich verbreiteten Ordens bis jetzt verdanken; — die von Vincenz von Paul 1634 errichteten, als Lehrer und Seelsorger des Landvolks nützlich gewordenen Prie-

ster der Mission, nach ihrem Priorate, St. Lazarus zu Paris, „Lazaristen“ genannt, die Mönchsgelübde leisteten und durch ihre vielseitige Thätigkeit sich im 18. Jahrhundert in Frankreich und Spanien weit ausgebreitet hatten; — die Bartholomäer, welche keine Klostergelübde thun und sich noch jetzt im südlichen Deutschland mit Erfolg der Bildung junger Geistlicher widmen; — und die aus dem Bernhardinerorden entstandenen Orden von Port Royal und der Trappistenorden.

Port Royal war ein Nonnenkloster von Bernhardinerinnen in der Vorstadt von Paris und stand unter einer Äbtissin, Jacqueline Arnault, der Schwester des berühmten Jansenisten Anton Arnault. Dieses Kloster kam durch die Bildung und die Wohlthätigkeit seiner Bewohnerinnen in so allgemeine Achtung und in solchen Ruf, daß mehrere Pariser Theologen in ihren spätern Jahren sich in der Nähe dieses Klosters anbauten und ein ascetisches Leben führten, wie Arnault, Pascal u. A., welche sämmtlich zur Gegenparthei der Jesuiten gehörten. Dafür wurde das Kloster auch Gegenstand der Rachsucht von Seiten der Jesuiten, welche erst mit der Zerstörung des Klosters aufhörte, die sie durch Ludwig XIV. bewirkten. 1709 wurde es aufgehoben und 1710 sogar das Gebäude niedergerissen.

Der Trappistenorden wurde von einem jungen Pariser, Jean de la Rançé (Johannes Ranceus), 1664 gestiftet, einem jungen Wüstlinge zu Paris, welcher reiche Pfründen besaß und geist- und talentvoll, namentlich classisch gebildet war. Mehrere unglückliche Ereignisse, besonders der schreckliche Ausgang eines geheimen Liebeshandels, brachten ihn plötzlich zur Selbsterkenntniß und er beschloß, seine bisherigen Ausschweifungen durch ein ascetisches Leben abzubüßen. Er verschenkte seine Pfründen, begab sich in die Cistercienserabtei La Trappe, wel-

che durch die schlechte Lebensart der Mönche berüchtigt war, suchte dieselbe umzugestalten und führte, statt der bisherigen Zügellosigkeit, eine Strenge des ascetischen Lebens ein, welche an Grausamkeit grenzte. Bei der magersten Kost und der schwersten Handarbeit waren seine Mönche täglich zu elfstündigem Gebet und zu ewigem Stillschweigen verdammt. Von dem, was in der Welt vorging, selbst vom Schicksale ihrer Verwandten, erhielten sie nie wieder Kenntniß. Sie gruben täglich an ihrem Grabe. Erst späterhin fingen sie an, sich mit Erziehung zu beschäftigen, machten sich aber durch grausame Behandlung sehr berüchtigt. Nach der französischen Revolution, wo sie vertrieben wurden, kamen Einzelne nach Rußland, England, Nordamerika und ins Paderbornsche, wurden aber 1802 von der preußischen Regierung verwiesen. 1815 kauften sie ihr altes Stammkloster **La Trappe** zurück und existiren dort noch.

Da das Klosterleben der Mönche bald nach seiner Entstehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte, so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt: Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Carthäuserinnen, Cistercienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franciscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, wie die von St. Salvator im Lateran, vom heiligen Grabe und die zahlreichen Theatinerinnen, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt „der erste Orden", der weibliche dagegen „der zweite"; so gehören z. B. die Capuziner zum ersten und die

Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franciscus. Es gibt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich an gewisse Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß Unserer Lieben Frau und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franciscus gehören und die Angeliken oder englischen Schwestern, nach ihrer Stifterin, einer Gräfin von Guastalla, auch Guastallinnen genannt, welche der Regel der Barnabiten folgen und sich der Erziehung junger Mädchen widmen. Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus leben, sind: die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, auch Magdalonetten genannt, welche in Deutschland schon vor 1215, später in Frankreich, Spanien und Italien, für gefallene Mädchen und Buhlerinnen, welche sich bekehren wollten, errichtet wurden, mehrere durch Farbe der Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen bilden, sich weit ausgebreitet und, ungeachtet sie nur gemeinschaftlichen Andachtsübungen obliegen und durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen hier und da von ihrer ersten Bestimmung abgewichen sind, doch in den meisten katholischen Ländern bis in die neuesten Zeiten erhalten haben; — die Salesianerinnen oder Nonnen von der Heimsuchung U. L. Fr., deren Ordnung auf Betrieb des als Mystiker und Verfolger der Reformirten bekannten Franz von Sales und seiner Freundin Chanta 1610 zu Annecy in Savoyen, ursprünglich als eine Zuflucht für Wittwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, haupt-

sächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz bekleidet und sehr zahlreich wurden; — die 1605 zu Genua entstandenen himmlischen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen und ein sehr strenges, blos der Andacht gewidmetes Leben führen; — die von der heiligen Angela zu Brescia, 1537 zuerst als eine Schwesterschaft zur Übung der christlichen Liebe ohne Klausur vereinigten, später zu zwölf verschiedenen Congregationen angewachsenen Ursulinerinnen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien, jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit geblieben sind. Dieser Orden beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besonderes Gelübde verpflichtet ist. Seine Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Seine Ausbreitung wurde so ansehnlich, daß er im 18. Jahrhundert über 350 Klöster besaß und wegen seiner Gemeinnützigkeit haben ihn die Regierungen allenthalben bis jetzt bestehen lassen. Derselben Auszeichnung erfreuen sich die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern, die in mehreren, von einander unabhängigen Congregationen, so weit sie ihrer ersten Bestimmung zur Pflege der Kranken und Verwundeten treu geblieben sind, noch bestehen und, wie die barmherzigen Brüder, ansehnliche Hospitäler, z. B. das Hôtel-Dieu zu Paris u. a. m. inne haben, welche durch milde Vermächtnisse erhalten und in Kriegen als Lazarethe gebraucht werden.

Trotz der Entstehung dieser neuen Orden und ungeachtet der Reformen und Verbesserungen, welche fortwährend im Mönchswesen vorgingen, war doch die Blü-

thezeit desselben vorüber und der Zeitgeist hatte sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts so geändert, daß es nicht mehr recht mit ihnen fort wollte und z. B. sogar der mächtige Jesuiterorden aufgehoben wurde. Ihre Gefährlichkeit war fast allen Augen klar, die bei ihnen eingerissenen Mißbräuche lagen offen da und da ihr General, Lorenz Rici, alle Reformen durch die Erklärung: „sint, ut sunt, aut non sint!"*) zurückwies, hob im J. 1764 ein Decret des Königs von Frankreich den Orden als einen irreligiösen, blos politischen, in allen französischen Staaten auf. Papst Clemens XIII. ließ zwar sogleich eine Bulle ergehen, in der er die Jesuiten als fromm und gemeinnützig empfahl; aber dieselbe hatte so wenig Wirkung, daß Spanien 1767, und bald nachher auch Neapel, Parma u. a. die Jesuiten förmlich verbannten, und Papst Clemens XIV. endlich nicht umhin konnte, dem Zeitgeiste nachzugeben und durch die berühmte Bulle v. 21. Julius 1773: „Dominus ac redemptor noster," die völlige Aufhebung des Jesuiterordens auszusprechen. — Da zu fürchten stand, daß sich bei einer förmlichen Untersuchung gefährliche Gegenwirkungen von Seiten der Jesuiten zeigen würden, so fand die Aufhebung allenthalben unerwartet schnell und gewaltsam durch Militair statt. Dennoch waren die ansehnlichsten Geldsummen und die wichtigsten Documente bereits von ihnen auf die Seite geschafft worden, denn das, was man in Cassen und Archiven fand, war für die habgierigen Sucher durchaus nicht befriedigend. So allgemein man über den Sturz des Ordens frohlockte, so wurde doch gegen seine Glieder keine weitere Untersuchung eingeleitet, vielmehr erhielten sie, mit Ausnahme von Portugal,

---

*) Sie mögen so, wie jetzt, oder gar nicht fortbestehen.

in allen Ländern Jahrgelder. Preußens König, Friedrich der Große, allein schien sich, zur allgemeinen Verwunderung, ihrer annehmen zu wollen, denn sie durften in seinen Staaten fortexistiren, mußten aber ihre Ordenskleidung ablegen, ihre Constitution aufgeben und sich unter dem Namen: „Priester des königlichen Schulinstituts“ dem Jugendunterrichte widmen. Friedrich II. gab diese Bewilligung, theils um den katholischen Schlesiern dadurch gefällig zu sein, theils um ein kostenfreies Schulwesen in jenem Lande zu haben und sich eine reichlich fließende Geldquelle offen zu erhalten, sie wurde aber schon von Friedrich Wilhelm II. aufgehoben und es blieb den Jesuiten bloß noch Rußland als Zuflucht, wo es ihnen 1779 durch mächtige Gönner, wie Czernitscheff und Potemkin, gelang, ein Noviziathaus anzulegen. Aber auch in den übrigen Ländern verschwanden sie nicht gänzlich und es gingen viele Gerüchte im Volk von der heimlichen Fortdauer und Wirksamkeit der Jesuiten, zumal sich die Umstände sehr zu ihren Gunsten geändert hatten, Papst Clemens 1774 nach der Sage, durch jesuitische Rachsucht an Gift gestorben war und seine Nachfolger sich dem Orden wieder geneigt zeigten. Im Jahre 1787 machten sie einen vergeblichen Versuch, als Vicentiner wieder auf den Schauplatz zu treten, und einen von Paccanari, unter dem Schutze der Erzherzogin Marianne, 1795 meistens aus Exjesuiten gebildeten Orden der Väter des Glaubens, erkannten die alten Jesuiten nicht an. Pius VII., welcher die Jesuiten liebte, bestätigte 1801 ihren Orden in Weißrußland und Litthauen, stellte ihn 1804 auf Sicilien her, und proclamirte, sobald er 1814 wieder in Freiheit war, die Erneuerung des Jesuiterordens auf das Feierlichste. Die Jesuiten sammelten sich wieder und eröffneten das Noviziat in Rom am 11. November.

Auch über die andern Mönchsorden und Klöster hatte der Zeitgeist die Acht ausgesprochen und Kaiser Joseph I. benutzte die allgemeine Stimmung dadurch, daß er 1781 alle Klöster solcher Orden, die sich blos einem beschaulichen Leben überließen, also sämmtliche Augustiner- und Karthäuserklöster, die meisten Franciscaner- und Dominicaner- und fast alle Nonnenklöster, mit Ausnahme der Ursulinerinnen, als aufgehoben erklärte. So verschwanden plötzlich 413 Klöster und die übrigen wurden reformirt, zum Theil auch zum Aussterben verurtheilt. — In Frankreich beschloß man die Aufhebung aller geistlichen Orden und dehnte dieselbe späterhin auch auf alle eroberten Provinzen aus. Die säcularisirten Länder Deutschlands folgten dem Beispiele 1801 — 3, und in Preußen wurden 1810 alle Klöster eingezogen. Pius VII. proclamirte zwar 1814 die Wiederherstellung aller Orden, suchte auch durch seine Concordate die Wiederherstellung vieler Klöster zu bewirken, doch hatte dies, mit Ausnahme Spaniens, Sardiniens und Neapels, wenig Erfolg, bis sich endlich in neuern Zeiten günstigere Aussichten für die Klöster eröffnen und in Deutschland, besonders in Oesterreich und Baiern, viele Klöster wieder hergestellt werden und zum Theil schon eingerichtet sind.

Die Hauptperson jedes Klosters war der Abt, der von sämmtlichen Mönchen, nachdem sie sich im Capitelhause versammelt hatten und von dem ältesten Priester ermahnt worden waren, ihre Stimme nur demjenigen zu geben, den sie, nur das wahre Wohl des Klosters berücksichtigend, an Tugend und Fähigkeit für den Vorzüglichsten hielten, erwählt wurde. Wer die meisten Stimmen erhielt, dem wurde von den Mönchen sofort Gehorsam gelobt, wogegen der neue Abt das Verspre-

chen gab, Allen ein treuer Freund und liebevoller Vater zu sein. Wenn wichtige Dinge zu berathen waren, so mußte der Abt das Capitel oder den Convent, d. h. sämmtliche Mönche des Klosters, als berathschlagendes Collegium versammeln. Nach dem Abte war die wichtigste Person im Kloster der Prior oder Propst (praepositus), welcher vom Abte angestellt wurde und, aber nur immer abhängig vom Abte, die Aufsicht führte und Befehle ertheilte. Er wurde vom Subprior vertreten. Das Priorat erlosch in dem Augenblicke, in welchem der Abt starb. War der Convent groß, so wurden noch Decane erwählt, welche mit den Prioren in gleichem Range standen. Zum Vorlesen, besonders bei Tische, wurde ein Lector ernannt, der sein Amt eine Woche lang zu versehen hatte, später wählte man Lectoren auf Lebenszeit und wählte dazu gebildete Leute, welche sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und die Studien der Mönche zu leiten hatten. Mit dem Unterrichte der Neuaufzunehmenden beschäftigte sich der Novizenmeister und den Gesang leitete der Cantor. Für die Ordnung in der Kirche und für die Aufbewahrung der heiligen Gefäße sorgte der Sacristan, Meßmeister, Receptor, und die Feldarbeiten leitete der Conversenmeister. — Der Kellner, cellarius, bursarius — wachte für das zeitliche Wohl des Klosters, hatte die Casse unter Händen, führte die Bücher über Einnahme und Ausgabe und legte dem Convente jährlich Rechnung ab. Beim Antritte seines Amtes mußte er den Eid der Diensttreue vor dem Abte freiwillig ablegen. Der Koch wurde, wie der Lector, anfänglich auch nur auf eine Woche gewählt. Außerdem lebten im Kloster Laienbrüder, — fratres laïci — oder Nichtpriester, welche zwar die feierlichen Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams eben so gut

ablegten als jeder andere Mönch, auch verpflichtet waren, ein gleiches ordensgemäßes Leben zu führen, sich aber in ihrer Beschäftigung und Kleidung unterschieden. Während der eigentliche Mönch oder Conventual blos singen und beten sollte, mußte der Laienbruder dem Frühgottesdienste beiwohnen und blos zum Vortheile des Klosters arbeiten. Von ihnen unterschieden sich die Conversen, — fratres sinistri, so genannt, weil sie im Chore zur Linken der Chorherren saßen, — dadurch, daß sie wie die Mönche ihr Gelübde ablegten, aber sich weder wie die Chorherren zu beschäftigen hatten, noch wie die Laienbrüder zu arbeiten brauchten, da sie meistens Leute aus vornehmem Stande waren, welche die Welt in der Absicht verlassen hatten, sich im Kloster auf die Ewigkeit vorzubereiten. Waren die Conversen von ihren Eltern dem Kloster verlobt worden, so nannte man sie Oblaten, fratres oblati. Diejenigen Glieder des Klosters, welche nur das Gelübde des Gehorsams ablegten, Tonsur und Kleidung wie die Laienbrüder trugen, aber bloße Diener waren, welche mit Bewilligung des Abtes das Kloster wieder verlassen und heirathen durften, hießen Hausbrüder, — fratres donati s. familiares — mit denen die Hausschwestern — sorores donatae — in gleichem Verhältnisse standen. Unter dem Namen „Klosterleute" begriff man arme Leute, Leibeigene oder Hörige, die auf Grund und Boden des Klosters wohnten oder dem Kloster unentgeldliche Dienstleistungen thun mußten.

Wer in das Kloster trat, mußte seinen Namen ablegen und war von diesem Augenblick an für die Welt gänzlich abgestorben, todt für allen gesellschaftlichen Verkehr, todt für Eltern, Geschwister, Anverwandte und Freunde. Er war lebendig begraben.

Jeder Eintretende mußte drei Gelübde ablegen:

1) das Gelübde ewiger Keuschheit,*) welches man durch Christi Lehr- und Lebensbeispiel zu begründen suchte, daher dem Mönche, als dem reinsten und vollkommensten Wesen in Gottes Schöpfung, die Ehelosigkeit zum Gesetz machte und ihm auflegte, das Weib als ein Geschöpf niederer Art zu verachten und als ein Werkzeug des Satans zu fliehen;

2) das Gelübde freiwilliger Armuth, indem man ihm das Beispiel Christi vorhielt, der auch nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, der vor dem Trachten nach Reichthümern mit den Worten gewarnt hatte, daß kein Reicher in das Himmelreich eingehen werde, und der deshalb den Reichen aufforderte, Alles zu verlassen und nur Gott anzuhängen;

3) das Gelübde unbedingten Gehorsams. Der Mönch hat keinen freien Willen mehr und der Abt allein hat über Geist und Körper zu befehlen. Gegen den Spruch des Abtes gilt keine Widerrede und selbst dann, wenn der Mönch sich zu der aufgetragenen Arbeit nicht stark genug fühlen, oder den Auftrag für ein Unrecht gegen Gott und die Welt halten sollte, muß er dennoch schweigen und das Geschäft augenblicklich beginnen. Wer gegen die Regel des Ordens verstieß, wurde bestraft. Die Disciplin oder Klosterzucht war selbst bei geringfügigen Dingen sehr streng. Die gelindesten Strafen waren Hiebe mit der Ruthe oder mit dem Knotenseil. Sollte eine schärfere Strafe angewandt

---

*) Das Gelübde der Keuschheit findet sich auch schon in der vorchristlichen Zeit und sehen wir es bei den Griechen in Iphigeniens, bei den Römern in der Vestalinnen Beispiel und bei den Juden in der Opferung von Jephtás Tochter. Heidnische Philosophie verpflanzte die Ansicht, daß sich ein Diener Gottes jeder Geschlechtsverbindung zu enthalten habe, auch in das Christenthum.

werden, so wurde mit Scorpionen gehauen, d. h. mit an Riemen befestigten Eisenkugeln und eckigen Metallstücken. Andere Verbrechen wurden mit mehrtägigem Fasten, mit Excommunication und Ausstoßen aus dem Orden bestraft. Die härteste Strafe traf den, welcher das Gelübde der Keuschheit verletzte; — er wurde lebendig eingemauert.

Die Beschäftigung der Ordensbrüder war bis auf das Kleinlichste vorgeschrieben und Alles angeführt, was sich auf Gottesdienst, Betrachtung, körperliche Arbeit, Ruhe und Essen bezog. Allnächtlich war dreimaliger Gottesdienst, der aus der Notturn und den beiden Vigilien bestand. Nach der Psalmstelle: „Sieben mal am Tage habe ich Dein Lob erhoben" hatte man später einen siebenmaligen Tagesgottesdienst angeordnet, nämlich bei Sonnenaufgang: die Frühmesse, eine Stunde nach Sonnenaufgang: die Prim, drei Stunden nach Sonnenaufgang: die Terz, dann: die Sept, die Non, die Vesper, die Complete. Für jeden einzelnen dieser Gottesdienste waren die Gebräuche, Gebete und Gesänge ebenfalls genau verzeichnet. Zur Zeit des Frühlings, im Sommer und im Herbst mußten die Mönche regelmäßig von der ersten Stunde nach Sonnenaufgang bis zur vierten Stunde hinaus, um in Feld und Garten zu arbeiten. Bis zur siebenten Stunde wurde gebetet, dann gegessen und alsdann zwei Stunden der Ruhe gepflegt; von der achten Stunde nach Sonnenaufgang bis zur Vesper wurde wiederum gearbeitet, und wenn endlich die Nacht anbrach und die Mönche sich in das hochgewölbte Gemach (dormitorium) begaben, in dem sie gemeinschaftlich ausruhten von des Tages Last, so saß auch da in der Mitte des Saales, unter einer halbbrennenden Lampe, ein Mönch, der aus einem erbaulichen Buche ununterbrochen vorlas, damit nicht etwa den Schlaflosen oder den wieder Er-

wachenden Gedanken an die Welt beschleichen möchten. — Ihrem angestrengten Fleiße, ihrer unermüdlichen Ausdauer gelang es nicht nur, Sümpfe auszutrocknen, Wälder zu lichten und düstere Einöden in lachende Gefilde umzuwandeln, sondern sie hatten auch um Bekehrung und Civilisation der germanischen und slavischen Völker und um die Wissenschaften die größten Verdienste, da die Klöster damaliger Zeit die einzigen Depots für literarische Schätze waren, die Mönche manches werthvolle Werk durch Abschreiben erhielten und merkwürdige Begebenheiten, die uns sonst gänzlich unbekannt sein würden, aufzeichneten. Den Künsten waren sie die größten Beschützer, da Baumeister, Bildhauer und Maler beständig für sie zu schaffen hatten und sie waren die Wohlthäter der ganzen Gegend, da sie die Umwohner zum Landbau anleiteten, ihnen ihre bereits urbar gemachten Ländereien zur Bearbeitung übergaben, den Handwerkern Arbeit verschafften, die Jugend unterrichteten, die Kranken verpflegten, die Reisenden beherbergten, die Armen auf das Reichlichste mit Speise und Trank versahen und freigebig beschenkten.*) Die Klöster waren zugleich Zufluchtsstätten für Leute, welche in der Welt nichts mehr zu verlieren hatten, die, von Unglücksfällen aufgerieben, verfolgt, nahrungslos oder alt und schwach und der Lebensfreuden müde, einen sichern Port vor allen Weltstürmen suchten, oder aus Liebe zur Frömmigkeit, zu Künsten und Wissenschaften nach den Klostermauern ihre Blicke wandten; — sie waren bequeme

---

*) An den meisten Klosterthoren befand sich eine Nische, in der stets ein Brödchen und ein Becher mit Wein zu finden war. Sobald der Becher geleert und das Brod weggenommen war, wurde der Becher wieder gefüllt und ein anderes Brod daneben gelegt. Mittags wurde an alle Arme, welche sich am Thore versammelt hatten, Suppe ausgetheilt.

Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen und milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft.

So waren die Klöster, als die Mönche noch treu an ihren Gelübden hielten und mit heldenmüthiger Selbstopferung, nur ihr Seelenheil und das Wohl ihrer Mitmenschen im Auge, auf alle Lebensfreuden verzichteten.

Das Alles änderte sich, als die Klöster zu ansehnlichen Reichthümern gelangten. Der Aberglaube machte bedeutende Schenkungen an die Klöster und ihr Reichthum nahm besonders in den Zeiten der Kreuzzüge zu, wo die Ritter, welche den Zug nach Palästina mitmachen wollten, meistens ihre Habe den Klöstern mit der Bedingung, daß, wenn sie nicht zurückkehren würden, dieselbe dem Kloster gehören solle, theils verpfändeten, theils freiwillig vermachten. Auch das Vorrecht der Unverletzlichkeit, welches die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, trug viel dazu bei, ihr Privateigenthum zu vermehren, da man, bei dem damaligen rohen Zustande der Justiz und der Polizei, nicht klüger handeln konnte, als wenn man seine Güter einem Kloster übergab und sich von demselben wieder damit belehnen ließ, wodurch sie unverletzbar wurden. Mit den Reichthümern schlichen sich aber auch Müßiggang, Schwelgerei und alle Laster der Welt in die Klostermauern ein. Die Äbte, welche sonst Allen als Muster vorgeleuchtet hatten, wurden vornehme Herren, sahen täglich vornehme Gesellschaften bei sich, mit denen sie auf das Köstlichste schmausten und zechten, hielten einen Hof und machten fürstlichen Aufwand. Der Abt eines reichen Klosters gestand einst lächelnd: „das Gelübde des Gehorsams habe ihn zum unumschränkten Fürsten, und das Gelübde der Ar-

muth zum Inhaber einer Jahresrente von 200,000 Gulden gemacht!"

Unter diesen Umständen war es sehr erklärlich, daß sich viele Laien zu den Abtstellen drängten und sich von ihren Fürsten eine Abtsstelle als Belohnung für treu geleistete Dienste erbaten. Könige und Fürsten, welche gern einen tapfern Ritter belohnen wollten und kein Lehn mehr hatten, empfahlen einen solchen Ritter einem Kloster zum Abt. Derselbe bezog dann die Einkünfte und führte den Namen „Laienabt, Abtgraf", — abbas miles, abba-comes.*) — Sein Einkommen hieß „Commende." — Nach ähnlichem Mißbrauch wurden Abteien an Prinzen und Prinzessinnen als Apanage oder Tafelgeld geschenkt, von den reichsten Klöstern aber behielten sich die Fürsten die Titel und Einkünfte selbst vor. Auch die Bischöfe drückten die Klöster, waren habsüchtig und tyrannisch, forderten für die Ordination ungeheure Taxen, maßten sich die Besetzung der Abtstellen an, gaben diese an ihre Nepoten und die Visitationen der Klöster kosteten diesen häufig ein Viertel, ja ein Drittel der ganzen jährlichen Einkünfte. Um sich hierin Erleichterung zu verschaffen, schlossen mehrere Klöster Verträge mit den Bischöfen und erlangten es für Geld, daß sie nicht mehr visitirt wurden, ihre Äbte selbst wählen durften u. dgl. m. Einige Klöster erhielten solche Privilegien von den Regenten und hießen dann „Freiklöster" oder „kö-

---

*) Außer diesen Laienäbten gab es noch Feldäbte, — abbates castrenses, Vorsteher der Feldgeistlichkeit, die aus Mönchen bestand; Säcularäbte, — abbates saeculares, Weltgeistliche, welche Pfründen genossen, ohne die Ordensregel zu beobachten u. s. w. Auch ist hier noch zu bemerken, daß einige Glieder der höhern evangelischen Geistlichkeit den Titel „Abt" von nicht völlig eingezogenen, sondern zu kirchlichen Besoldungen bestimmten Abteien führen.

nigliche Klöster", andere traten unter den unmittelbaren Schutz des Papstes selbst. Auf die Klosterdisciplin wirkten diese Exemptionen sehr nachtheilig, da der entfernte Papst keine Aufsicht führen konnte und die Bischöfe es nicht mehr durften. Es kam auch bald dahin, daß in den Nonnenklöstern die ersten Stellen an Männer, und umgekehrt, vergeben wurden und das Zusammenwohnen geistlicher Brüder- und Schwesterschaften förderte ein heiliges Leben durchaus nicht mehr, obwohl es lange Zeit unsträflich bestanden hatte. Das Volk erzählte sich die ärgerlichsten Dinge und zwar mit Recht. Die Mönche arbeiteten nicht mehr, lebten sorgenfrei, waren überaus gut genährt und hatten schreckliche Langeweile. Was war natürlicher, als daß ihre Phantasie in der Einsamkeit entzügelt schwelgte und daß sie nicht eher Ruhe hatten, als bis die verzehrende Gluth gelöscht war? Man lese die Schriften des Heisterbacher Mönchs, Cäsarius, besonders den Artikel: De contentione, oder des Damian Liber Gomorrhianus, und man wird sich überzeugen, daß die abscheulichsten und unnatürlichsten Laster in den Klöstern ausgeübt wurden. Es traten bald Männer auf, welche gegen das Zusammenleben der Mönche und Nonnen eiferten. Ludolf, Bischof von Halberstadt, schreibt schon 1238 an den Propst Werner zu Kloster Hamersleben, daß der Convent der dortigen regulirten Schwestern des St. Pancratiistiftes der Christenheit zum höchsten Ärgerniß gereiche und daß deshalb künftighin, bei Strafe des Bannes, keine Schwestern daselbst wieder sollten aufgenommen werden.*)

*) Und doch wohnten die Nonnen zu Hamersleben in einem besondern Frauenhause, das mit einer hohen Mauer umgeben und mit stark vergitterten Fenstern versehen war, so wie auch das Nonnenchor in der Kirche der Augustiner Chorherren daselbst so dichte Gitter hatte, daß man niemals eine geistliche Jungfrau erblickte, sondern nur den lieblichen Gesang der Nonnen hörte.

Noch heftiger tritt um die Mitte des 13. Jahrhunderts Herzog Otto von Braunschweig gegen das Zusammenwohnen der Mönche und Nonnen im Kloster zu Nordheim auf. „Dort würden," schreibt er, „Gott und Menschen verhaßte Frechheiten und Schändlichkeiten verübt, so daß nicht allein die Personen, sondern auch der Ort selbst in Verruf käme. Der Abt solle die jüngern Damen (dominas), welche durch ihre Jugend und Schönheit des Sündigens verdächtig würden, in Nonnenklöster stecken, die ältern aber, die zu Gebet und weiblichen Arbeiten sich schickten, möchte der Abt einstweilen bei sich behalten, bis sie ausgestorben sein würden; neue Schwestern sollten aber durchaus nicht aufgenommen werden."

In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde in Halberstadt sogar eine bischöfliche Verordnung nöthig, nach welcher die Stiftsherren sich eidlich verpflichten mußten, in den Stiftshäusern fernerhin keine liederlichen Dirnen und Concubinen mehr dulden zu wollen. Die Päpste sahen sich endlich genöthigt, der Sache ein Ende zu machen und das Zusammenwohnen der Mönche und Nonnen zu verbieten, „weil die Schalkheit der Weibsleute alle andern Leichtfertigkeiten übertreffe und nichts so unheilbringend sei, als ein vertrauter Umgang mit Weibern."

Bei solchem Betragen und bei der Betrachtung, daß die Mönche durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihr unablässiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen ihre Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner der Industrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religiosität, und durch die in ihren Mauern erzeugten Sünden und Intriguen, deren Gräuel sich nicht länger verbergen ließen und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten, konnte es nicht fehlen, daß

die erleuchtete Welt sie ächtete und daß man sie, sobald sich in Folge der Reformation eine günstige Gelegenheit darbot, aufhob. Doch schienen viele dieser Aufhebungen mehr wohlberechnete Finanzspeculationen, als Werke der Humanität zu sein, denn es wurde fast gar nicht für die vertriebenen Religiosen, unter denen sich doch gewiß auch viele fromme, ehrwürdige Männer befanden, gesorgt, so daß sie sich aus einem ruhigen, sorgenfreien Wohlleben mit einem Male in die kümmerlichste Dürftigkeit versetzt sahen. Das Volk hatte durch Aufhebung der Klöster nicht den geringsten Vortheil, denn weder wurden ihnen, wie es wohl billig gewesen wäre, die Zinsen und Lehen, welche sie an die Mönche zu entrichten gehabt hatten, noch wurden die Klostergüter, wie es doch eigentlich hätte geschehen müssen, für das Kirchen- und Schulwesen verwendet, sondern in den meisten Ländern Alles, und oft auf eine sehr barbarische Weise, in den landesherrlichen Fiscus gezogen. Viele Klöster wurden wirklich grausam angefallen und verwüstet, andere zu unanständigen weltlichen Dingen, andere sogar zu sündlichen gemißbraucht, und es ging nicht anders zu, als in den Zeiten der strengsten Christenverfolgungen, wogegen die größten und berühmtesten Männer damaliger Zeit eiferten. So schrieb z. B. der bekannte D. Chyträus, Professor zu Rostock, an die Grafen von Stolberg, welche das Kloster Ilefeld in eine Schule verwandelt hatten: „Es möchten doch die Regenten die Collegia der Einsamen zu dem Gebrauche, dazu sie von Anfang bestimmt gewesen, zum Unterricht der Jugend in der wahren Gottesgelehrsamkeit, guten Wissenschaften und rechten Zucht und Uebungen der Gottseligkeit anwenden, damit nicht mit höchster Beleidigung Gottes und ihres eigenen Gewissens, auch zur Schande ihres Namens, von denen wilden Bestien mit Jagdhunden, Pferden und Jägern die Almosen der From-

men verzehrt würden. Wie man denn mit großem Jammer sehen müßte, daß viele Regenten nur mit diesem Einzigen sich als evangelisch zu erweisen suchten, daß sie die Güter der Klöster und Kirchen zu sich rissen und zu ihrem eigenen Profit verwendeten."*) Luther selbst eiferte heftig gegen diese Gewaltthätigkeiten und sagte einst: „Es wären etliche Hurneisel, die große Klostergüter an sich gezogen und die Hofschranzen damit begnadet hätten, welche aber gewiß das Ihrige mit verzehren würden,"**) rieth auch ernstlich, „dergleichen Händel mit denen Klöstern nicht vorzunehmen, es möchte vielleicht in denselben ein frommer Mönch sein, der am jüngsten Gerichte sie wegen solcher Dinge richten dürfte."†) Auch neuere Theologen billigen die Aufhebung sämmtlicher Klöster und die Einziehung der Klostergüter, ohne angemessene anderweitige Verwendung derselben, durchaus nicht, und sagt z. B. D. Phil. Jak. Spener ††): „Es wäre sehr nützlich gewest, wo die Klöster nicht eben ganz abgethan und mit mancher Ungerechtigkeit säculasiret, sondern, mit Abschaffung des Mißbrauchs, der rechte und erste Gebrauch beibehalten oder sorgfältig eingeführet worden wäre, welches viele gottselige Herzen wünscheten, und in solcher Art zu leben, ihnen eine stattliche Beförderung der Uebung des Christenthums hoffeten."

Gewiß ist auch Niemand so unverständig und von einseitigem Hasse eingenommen, zu glauben, daß, selbst in den Zeiten der höchsten Sittenverderbniß, alle Klöster Sitze der Faulheit, der Völlerei und der Unzucht gewesen; im Gegentheil muß Jeder einsehen, wie vortheilhaft und reizend die Einsamkeit der Klöster und wie

*) cf. Epist. Chytraei ad Comites Stolb. p. 286.

**) cf. Matthesii Leben D. Lutheri. C. 7. p. 70.

†) cf. Seckendorff hist. Lutheri L. II. p. 64.

††) cf. Tom. II. Cons. Theol. C. 3. Art. 2. Sect. 3. p. 189.

schön die Einrichtung war, daß vielen Geistern, welche Beruf dazu in sich fühlten, Freistätten gestiftet waren, in denen sie sich ganz und völlig von der Welt unabhängig den Betrachtungen der höchsten Gegenstände widmen konnten; — muß zugestehen, daß mit dem Untergange der Klöster eine ganze Welt von Herrlichkeit, Poesie und Kunst ins Grab gesunken ist, und kann es nicht billigen, daß so viele Klostergüter aus einem bösen in einen noch schlimmern Gebrauch verkehrt worden sind. Es ist daher in unsern Tagen, wo sich in mehreren Ländern der Sinn für das Klosterleben wiederum regt, eine der wichtigsten Zeitfragen: ob es nicht gerathen sei, einige dieser Institute als Prytanäen für verdiente Gelehrte und Künstler, als Ruhestätten einer beschaulichen Muße, und als Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, wieder h rzustellen.

1.

Altenberg

im Königreich Preußen.

Es tönt in alten Sagen so manch ein schöner Klang
Von ruhmumstrahlten Helden, die längst das Grab verschlang;
Doch trauter wohl noch nimmer ein Lied vernommen ward,
Als eine alte Kunde vom Grafen Eberhard.

Es horcht das Land der Berge der alten Mähren gern,
In welchen Ruhm erworben der Heimath hohe Herrn,
Von denen noch ein Denkmal aus tiefem Thale ragt,
Das von geschwund'nen Tagen noch späten Enkeln sagt.

Montanus.

Altenberg.

Mitten im ehemaligen Herzogthum Berg, nicht weit von der Berliner Heerstraße, welche von Cöln über Lennep führt, ragen aus einem Thale, das von hohen, steilen, mit Gesträuch bewachsenen Abgründen gebildet und vom Dünbache bewässert wird, theils Ruinen, theils wohlerhaltene Gebäude des einst hochberühmten Klosters Altenberg empor.

Die Umgebungen dieser Abtei sind überaus romantisch, besonders lohnt ein Gang nach dem Schutzdeiche, wohin einst, nach einer Sage, der heilige Bernhard Nachtigallen verbannt hat, die sich auch heute noch in der Nähe desselben sehr zahlreich aufzuhalten pflegen; — in das Odenthal, welches eine reizende Scenerie von Felsgruppen, Hochwald, Wiesen und Auen darbietet, — nach der Stelle, wo der Stammsitz der Grafen von Berg stand, von dem man einen bezaubernden Blick in das Thal und auf das Kloster hat, — nach der Ebricher Höhe, mit einer schönen Rundsicht, — nach dem Mainrather Hofe, einem der ältesten Klostergüter, welches der Convent zu Altenberg von dem Ritter zu Odenthal unter der seltsamen Bedingung erwarb, daß der Abt an jedem der vier Marientage einen mit rothen Handschuhen bekleideten Mann aussenden solle, der vor Sonnenuntergang ein Maß rothen Wein und eine Sem-

mel in die Burg bringen müsse, und daß, wenn dies einmal versäumt würde, der Hof wieder dem Rittergute verfallen sei*), — nach der, auf dem Vorsprunge des waldigen Klauberges stehenden Veste Strauweiler, — und nach mehreren anderen Orten. Doch so reizend auch die ganze Umgegend sein mag, in welch üppiger Vegetation und wie einladend sich auch die Thalschluchten rings umher öffnen mögen, so bleibt doch der anziehendste Punkt das Kloster selbst, welches besonders überraschend vor die Augen des Wanderers tritt, wenn er von dem Straßerhofe herabkommt. Es leben noch viele Tausende, welche das Kloster in seiner Herrlichkeit gesehen, deren Ohr den feierlichen Ton der drei großen Kirchenglocken, den tönenden Gesang der Mönche vernahm, deren Auge mit stets steigender Bewunderung den riesigen Bau, die schönen Steinverzierungen, den bunten Glasschmuck der Fenster betrachtete, die sich nicht satt schauen konnten an dem himmelanstrebenden Dome, dem das dunkle Schieferdach, im Contrast zu dem lachenden Grün der Umgebungen, einen überaus ehrwürdigen Anstrich verlieh. — Viel des Schönen ist im Laufe der Zeit, oft auf die unwürdigste Weise, vernichtet worden, die Elemente haben mit Glück ihr Zerstörungswerk an den prächtigen Hallen geübt; aber das, was übrig geblieben, erzählt uns noch immer viel Herrliches von einer großen, gewaltigen Zeit, das Zertrümmerte erhebt sich wieder in voriger Schöne aus Schutt und Staub, und aus allen Gegenden eilen

*) Diese Gerechtsame ist erst am Ende des vorigen Jahrhunderts abgelös't worden. — Einstmals hatte sich der Mann mit den rothen Handschuhen so lange verspätet, daß er erst nach Thorschluß vor der Burg anlangte, weshalb er die Semmel sammt dem mit Stroh umwickelten Weinkruge über die Ringmauer warf. Es entstand nun zwischen der Burg und dem Kloster ein Rechtsstreit, der zu Gunsten des Klosters entschieden wurde.

Pilger herbei, dem Kloster Altenberg ihre Huldigungen darzubringen, und das Volk — weilen gleich keine Mönche mehr hier — wallt noch immer voll Ehrfurcht zu ihm hin, und bestaunt den imposanten Dom mit Schauern der innigsten Andacht und Ehrfurcht.

Derselbe besteht aus einem Mittel- und zwei Seitenschiffen. Das Mittelschiff ruht auf vierzehn runden, schlanken Säulen, und hat, bis zum Schlusse des Gewölbes, 82 Fuß Höhe, die beiden Seitenschiffe sind nur 36 Fuß hoch. Zu beiden Seiten reihen sich an die Kirche die nördlich und südlich hervortretenden Kreuzflügel an. Der nördliche, der das Herzogenchor genannt wird, hat außer einem Mittel- noch zwei Seitenschiffe.

An Kirche und Kreuzflügel stößt östlich der von zwölf hohen Säulen getragene und sich östlich in ein Siebeneck abschließende Chor; neben demselben befindet sich der Umgang, an den dreizehn Capellen grenzen, die durch eine zwölf Fuß hohe, mit gothischen Rosen und Eisengitter durchbrochene Mauer von demselben getrennt sind. Die runden Pfeiler des hohen Chores und die Pfeiler der Kreuzflügel sind an den Capitälern mit Laubwerk geschmackvoll geziert; die vier den Thurm tragenden Pfeiler in der Mitte des Chors bestehen aus Säulenbündeln. Das Kirchenschiff ist 125 Fuß lang und 81 Fuß breit; die größte Breite und die Länge des Chors betragen ungefähr 130 Fuß.

Das große, prächtige Fenster über dem Haupteingange, welches „Reinold der Steinmetze“ aus Steinverzierungen und Glasmalereien so herrlich herrichtete, daß nirgends, wie die Grabschrift des Verfertigers erzählt, ein schöneres anzutreffen gewesen, hat zwar viele Scheiben, die nur durch gewöhnliche ersetzt sind, verloren, aber es ist noch immer überaus schön, und die Glasmalereien auf Goldgrund, die man in demselben erblickt,

verleihen ihm den glänzendsten Schmuck. In der westlichen Giebelwand ist ein ungefähr 30 Fuß hohes Fenster mit Scheiben von gebranntem Glase, im nördlichen Kreuzgiebel ist ein Fenster mit sehr sinnreichen Glasmalereien, welche aber des Goldgrundes entbehren. Im Ganzen hatte die Kirche 78 Fenster von verschiedener Größe, unter denen sich die des Chors besonders auszeichneten und das noch Vorhandene ist so schön, daß es Künstlern noch immer zu Modellen dient.

Der mit vielen Schnörkeln, Säulen und Bildern grell bemalte und vergoldete Hochaltar ist aus Holz. Zum Altartische, der aus rothem, gefleckten Marmor besteht, und dessen Vorder- und Nebenseiten mit geglättetem Porphyr belegt sind, führen drei Stufen. Ueber dem Tabernakel steht eine Büste, Marie mit dem Jesusknaben, und auf der Kuppel des Altars, beinahe das hohe Gewölbe erreichend, abermals die Himmelskönigin mit der Friedenspalme. Der nördliche Flügel des Altars verhüllt das Reconditorium oder Sacramenthäuschen, das wundervoll gearbeitet ist und sich den Beifall aller Kenner erwirbt. Außerdem waren im Chore noch 24 Altäre; ein jeder der beiden Kreuzflügel hatte deren zwei und jede Capelle in dem Umgange einen. Im Herzogenchore sind die Grabmäler der bergischen Fürsten, gegenüber der Eingang zum Dormitorium, zur Rechten desselben ein großer Springbrunnen, der das Wasser durch die Wunden einer Christusbildsäule in ein mit Metallplatten bedecktes steinernes Bassin ergoß, zur Linken befand sich die Sacristei und über derselben die Schatzkammer. Ueber dem Springbrunnen waren zwei Orgeln, deren Pfeifen aus englischem Zinn gefertigt waren und einen herrlichen Ton hatten. Ein früher am Eingange stehendes marmornes Weihbecken dient jetzt zum Taufsteine.

Von den Bildern, welche vorhanden waren, rühmt man eine Enthauptung Johannis und eine Himmelfahrt Mariä, beide aus altdeutscher Schule; die noch vorhandenen haben keinen Werth und man betrachtet nur mit Interesse mehrere Heilige, deren Glieder bewegt werden können, und manches Mirakel verrichtet haben mögen. — Die Cultusgeräthe und Meßgewänder, welche dem Reichthume der Abtei entsprachen, sind meistens nach Düsseldorf gekommen.

Was Altenberg besonders ehrwürdig und bemerkenswerth macht, ist der schon erwähnte Umstand, daß hier nicht nur fast sämmtliche Glieder des bergischen Fürstenhauses, bis zu dessen Aussterben mit Herzog Wilhelm III. (1511); sondern auch viele andere Fürsten und Herren, sowohl aus geistlichem, als aus weltlichem Stande, besonders aber die Edeln der Umgegend, die Ritter von Scherven, Stein, Odenthal und Hall, begraben liegen. Durch die Stifter der Abtei war die Klosterkirche zu Altenberg zur Familiengruft des Altena-Bergischen Grafenhauses bestimmt, und auch die von den Klosterstiftern entsprossenen Grafen von Altena-Mark und Altena-Isenburg fanden ihre Grabstätte in Altenberg, wenigstens bis zur Ermordung des Erzbischof Engelbert, seit welcher Zeit die Grafschaften Berg und Altena einander feindlich gegenüber traten

Die ersten bergischen Grafen ruhten zwar Anfangs an einem andern Platze, als man aber die neue Kirche erbaute, bestimmte man die nördliche Seite des Chors, welche deshalb „der Herzogen-" oder „Fürstenchor" heißt, zu ihrer Grabstätte, und setzte sie, sammt ihren Grabsteinen, in dem neu aufgeführten Dome bei, woraus es sich erklären läßt, daß viele Inschriften auf hier befindlichen Grabsteinen älter sind, als die Altenberger Kirche. Die meisten Grabmäler haben sehr gelitten,

Viele Inschriften, über die wir treten,
Nicht zu lesen!
Weggewandelt sind die
Tiefgegrab'nen Worte,
Die ihres Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen sollten!

Von den Personen, von welchen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie hier beerdigt liegen, verdienen erwähnt zu werden:

1) Adolph und Eberhard, Grafen von Alzena und Gebrüder von Altenberg. Ihr gemeinschaftliches Grabmal befindet sich in der Mitte des Herzogenchors und wird von einer schwarzen Marmorplatte bedeckt, deren aus grauem Sandstein bestehender Rand folgende Worte trägt:

† Anno Domini MCLII, IV. Idus Octobris obiit Adolphus ex comite monachus et fundator hujus Coenobii. † XI. Cal. Junii obiit Everardus, Comes de Alzena. † Anno MCCC. ..... Cal. Junii obiit Conradus de Monte, Praepositus Coloniensis. —*)

2) Graf Adolf IV. von Berg, ruht neben dem Vorigen. Er half Nürnberg und Weinsberg belagern, folgte 1147 mit seinem ältesten Sohne dem Kaiser Conrad nach Palästina, verlor daselbst den Sohn, kehrte zurück, theilte 1169 seine Länder unter seine Söhne Engelbert und Eberhard, — da seine übrigen Söhne: Bruno, Friedrich und Dietrich nach einander Erzbischöfe von Cöln, und Adolf und Heribert, Aebte von Werden wurden, — begab sich alsdann in's Kloster Altenberg und starb daselbst 1170.

---

*) Der hier erwähnte Conrad ist der unter Nr. 14 erwähnte.

3) Friedrich, Erzbischof von Cöln, liegt neben seinem Vater Adolf. Er zog mit Kaiser Friedrich I. nach Italien, starb am 25. September 1159 zu Pavia an einer Seuche, und sein Leichnam wurde nach Altenberg gebracht.

4) Eberhard, Graf von Altena, ruht nördlich von dem Vorigen. Er ist am 23. Januar 1180 als Converse in Altenberg gestorben.

5) Engelbert I., Graf von Berg, war ein tüchtiger Regent, der die Größe und den Ruhm der Grafschaft Berg bedeutend vermehrte, die Italier züchtigen half, bei der Belagerung von Mailand Kaiser Friedrichs I. Leben rettete, denselben nach Palästina begleitete und am 10. November 1193 von einem Ungarn meuchlerisch erstochen wurde. Sein Grabmal ist nicht nachzuweisen.

6) Conrad, † 1196, Friedrich, † 1198, Arnold, † 1209, die Söhne des Vorigen. Ihre Monumente sind ebenfalls nicht anzugeben.

7) Bruno III., Erzbischof von Cöln, aus dem Hause Altena-Berg. Sein Grabmal liegt rechts vom Herzogenchore zwischen den hohen Chorpfeilern und besteht aus einem Sarkophage von grauem Sandstein mit gothischen Spitzbögen und Rosen. Auf der Decke ruht die ziemlich roh gearbeitete, lebensgroße Statue des Erzbischofs mit den erzbischöflichen Insignien, in betender Stellung. Er brachte den Rest seiner Tage in Altenberg zu, wo er im J. 1200 sein Leben beschloß.

8) Adolf I., Erzbischof von Cöln, ein Sohn Graf Eberhard's von Altena, liegt neben Friedrich, seinem Vetter. Da er es mit Philipp von Schwaben hielt, that ihn Papst Innocenz III. in den Bann und entsetzte ihn seiner Würde; er erhielt aber ein Jahrgeld von 400 Mark, welches er in Rom verzehrte, wo

er 1222 starb und erst 1346 wurden seine Gebeine hierhergebracht.

9) Theodor, Erzbischof von Cöln, ein treuer Anhänger Kaiser Otto's, fiel in Bann, wurde 1215 seiner Würde entsetzt, lebte, wie sein Vorgänger, in Rom von einem Jahrgehalte, und starb daselbst 1227. Sein Grabstein ist nicht zu finden.

10) Adolf V., Sohn des Grafen Engelbert von Berg und Bruder des heiligen Engelbert, Erzbischofs von Cöln, starb am 8. Juli 1219 auf einem Kreuzzuge vor Damiette.

11) Engelbert, genannt „der Heilige,“ geb. 1185, seit 1215 Erzbischof von Cöln seit 1217 regierender Graf von Berg, Erzieher König Heinrichs, einer der vorzüglichsten Männer des Mittelalters. Unter einer Marmorplatte an der untersten Stufe des hohen Altars, deren Schrift nicht mehr zu lesen ist, liegen seine Intestina und sein Herz. Von seinem Neffen, Graf Friedrich von Isenburg, wurde er meuchlings erschlagen.

12) Heinrich I., Graf von Berg, liegt neben seiner Gemahlin Irmegard vor dem nördlichen Eingange begraben. Auf ihrem Grabmale von grauem Sandstein sieht man das Limburgsche und Bergsche Wappen, ersteres ein aufrecht stehender Löwe, letzteres eine Rose. Die Inschrift ist noch ganz gut zu lesen.

13) Adolf VI., Graf von Berg, ruht neben seiner Gemahlin Margarethe von Hochstaden, seitwärts vom Grabmale seiner Eltern. Er war tapfer und kriegerisch, aber sehr leidenschaftlich, und fiel auf einem Turniere zu Neuß, wo der Haß gegen ihn losbrach, in gräßlichem Mordgemetzel mit den Grafen von Mark und Lotz, 36 Rittern und mehr als 300 Knappen am 23. April 1257. Seine Gemahlin Margarethe heirathete nach seinem Tode einen Herrn von Hoykes-

hoven, und starb am 2. Februar 1314 in einem Alter von mehr als hundert Jahren.

14) Conrad, Graf von Berg, ruht neben den beiden Klosterstiftern (s. oben).

15) Wilhelm I., Graf von Berg, Bruder des kinderlos gestorbenen Adolf VII., liegt mit seiner Gemahlin Irmgard, geborne Gräfin von Cleve, an der östlichen Seite des Herzogenchors, unter einem mit ihren Bildnissen gezierten, beachtenswerthen, aber leider sehr beschädigten Denkmale.

16) Heinrich II., Graf von Berg, liegt vor dem Herzogenaltare.

17) Adolf VIII., Sohn des Vorigen, war so kriegerisch, tapfer und bieder, daß er die Blume der Ritterschaft genannt wurde. Seine beiden mißrathenen Söhne starben vor ihm, und er einige Tage später, am 9. April 1348. Mit ihm erlosch der limburgisch-bergische Fürstenstamm, und man begrub ihn unter einem sehr schönen, aber jetzt fast ganz zertrümmerten Male.

18) Gerhard I., Graf von Berg, aus dem Hause Jülich, Graf von Ravensberg, ruht mit seiner Gemahlin Margarethe von Berg-Ravensberg unter einem sehr schönen Grabmale, das auch noch wohlerhalten und sehr fleißig, aber steif gearbeitet ist. Auf einem Turniere zu Schleiden am 24. Juni 1359 traf er mit seinem Gegner, Arnold von Blankenheim, so hart zusammen, daß beide, von Speeren durchbohrt, todt auf dem Platze blieben.

19) Wilhelm II., Graf von Berg, Sohn des Vorigen.

20) Gerhard, Graf von Berg, ruht neben seinem Vater, dem eben Genannten.

21) Herzog Adolf I., war prachtliebend, verschwenderisch, ehrgeizig, heftig und kriegerisch, so daß seine Un-

terthanen viel auszustehen hatten. Bis in sein hohes Alter war Krieg und Blutarbeit seine Lust, da ergriff ihn aber Gewissensangst und er zog sich in klösterliche Einsamkeit zurück, in der er den 14. Juli 1437 starb, und an der nördlichen Seite des Herzogenchors begraben wurde.

22) Robert, Herzog Adolfs, neben dem er auch begraben liegt, einziger Sohn.

23) Gerhard II., Herzog von Berg und Jülich, Graf von Ravensberg, ein sehr guter Landesvater, der am 19. August 1475 zu Lülsdorf starb und im Herzogenchore begraben wurde. Die Messingplatte auf seiner Gruft stellt in sehr fleißiger Arbeit sein lebensgroßes Bildniß mit Spieß und Jagdhorn dar, und enthält die Inschrift:

Nae Christi Geburt Dusend vierhundert Jarr
Fünff jnd sevenzig darzo, dat is war:
In deme Augst op den neunzenden Dach
Nemet war wat dae geschach —
Der Durchlüchtige jnd Hoegebore
Hertzauch jnd Fürste van Gode erkore
Gerhard Herr zo Gülich jnd Berge
Jnd darzo Greve zo Ravensberge
Beschlosse syn Leven jnd Ende
Upgaff in des Vatters hende
Synen Geist jnde Selle
Als sulches zo Lülsdorf gevelle:
Der syne Lande Lüde jnd Undersassen
In synem Leven vredliche reigeierde boven massen,
As eyn lew stolz jnd menlich was he alziit gesinnt
Synen vianden tzo krenken sich in Warheit befint;
Ein leiffhaver aller Geistlichkeit,
Eir guet tzo beschermen was he bereit,
Guetlich zo sprechen was syn munt

Zo eyme jeden in aller stunt.
Oulde jnd gunstlich was syn leven
Stetz bereit hee zo geven,
Jemandtz zo krenken an syn ere
Were ym gewest swere.
Ummeier rechtuerdich warhaftig jnd gloefflich
In allen Sachen was he unbedechtig.
Des lichnam he unden liech begraven
O Gode willst synre Gedechtnuss haven
Ind durch dyne bitter passie jnd pyn
Gnedentlich vergeven die Sünden syn! —

24) Herzog Wilhelm III., von Berg und Jülich, Graf zu Ravensberg, des Vorigen Sohn, gestorben am 6. September 1511, liegt an der westlichen Wand des Herzogenchors neben seiner Gemahlin.

25) Sibilla von Brandenburg, gestorben am 9. Juli 1524.

26) Daniel, Graf von Berg. Sein Grabmal ist dicht vor dem Eingange ins Dormitor, woselbst auch ihre Ruhestätten haben:

27) Walram, Graf von Heinsberg,

28) Gottfried, Graf von Wevelkoven,

29) Wichbold, Bischof von Culm, gestorben am 21. Juli 1398, liegt in der Mitte des großen Chores. Die mit dem lebensgroßen Bildnisse des Bischofs geschmückte und mit einer Inschrift versehene Messingplatte, welche seine Gruft bedeckte, ist nach dem Klosterbrande von Dieben entwandt worden,

30) Reinold, Converse zu Altenberg, liegt im untern Schiffe der Kirche begraben und sein Grabstein enthält folgende Inschrift:

Hic est Reinoldus super omnes rex lapicidas,
Ejus namque modus vult quod laudare sibi das.
Ipse Monasterio multum fuit utilis arte

Atque magisterii habet omnem denique partem,
Tanto majorem dedit ipse decore fenestram,
Ut mentem vestram monet nullum meliorem.
Hanc ferramentis firmans obsistere ventis,
Flatus ab occasu ne dat causam sibi casus.
M. C. quater, binis subtractis sit tibi finis
Tertius Augusti sibi dans bona praemia justi.

31) Daniel, Graf von Berg,

32) Johannes, Cölnischer Weihbischof, der als Mönch zu Altenberg starb und in der Mitte des Mönchschors beerdigt wurde, — und viele Andere, deren Aufzählung uns zu weit führen würde.

Aus dem südlichen Kreuzflügel der Kirche trat man nun in den im byzantinischen Styl erbauten Kreuzgang, in dessen schön in Stein gearbeiteten Fenstern sich sehr werthvolle, Scenen aus der heiligen Schrift und aus dem Leben des heiligen Benedict und Bernhard darstellende Glasmalereien fanden, von denen, leider! nichts mehr zu sehen ist, da das, was vor dem Jahre 1815 noch nicht weggenommen war, in dem großen Brande verloren ging. — Das im Kreuzgange befindliche alte Capitelhaus war einst das schönste mittelalterliche Gebäude im byzantinischen Geschmack, besaß ebenfalls köstliche Glasmalereien und enthielt die Leichensteine der Äbte, welche hier begraben lagen. — Aus dem Kreuzgange führte auch eine Thür in die Bibliothek, die, außer gedruckten Büchern, viele Handschriften und manches Wichtige für die Landesgeschichte enthielt. Was davon nicht entwendet oder verschleudert worden, ist nach Düsseldorf in die Landesbibliothek gekommen. — In das ältere im byzantinischen Styl erbaute Dormitorium konnte man ebensowohl aus der Kirche, als aus dem Kreuzgange gelangen. In den beiden Seitenhallen desselben befanden sich die Zellen. — Zu beiden Seiten des Dor-

mitoriums lagen: das alte Priorat und die alte Prälatur, westlich vom Kreuzgange das Fremdenhaus, das alte Refectorium und das Krankenhaus, südlich das neue Dormitorium, die neue Prälatur, und — vom Haupteingange der Kirche ebenfalls südlich — die vom Brande verschont gebliebene Kellnerei, in welcher jetzt ein Förster wohnt, bei dem Fremde freundliche Aufnahme finden. — Westlich an der Dünbrücke lag noch eine der Maria gewidmete Capelle, an welche sich südlich die Gebäude für Oekonomie, Mühlen und Werkstätten aller Art anschlossen, nördlich vom Brückenthore lag: der Küchenhof, eine Meierei mit allerlei zur Landwirthschaft dienenden Gebäuden, und nördlich von demselben: die noch wohlerhaltene Markuscapelle, welche ihr hohes Alter durch plumpen byzantinischen Baustyl verräth. Sie war einst Klosterkirche und Familiengruft der Landesfürsten.

Das Ganze war von Gärten, Baumgängen, Lustwäldchen, Wiesen und Obstanlagen, einem mit Springbrunnen in italischem Geschmack angelegten großen Raume, einem Wildhofe mit lebenden Hirschen, Rehen und Hasen umgeben, und die Ringmauer umschloß eine Fläche von 112 bergischen Morgen.

Die Geschichte der Stiftung des Klosters ist überaus romantisch und sagenhaft.

Auf dem Reichstage zu Aachen hatte König Lothar den Herzog Gottfried von Brabant seines Herzogthums entsetzt und dasselbe dem Grafen Walram III. von Limburg verliehen. In dem Kriege, der darüber entstand, fochten auf der Seite Walrams auch die beiden Grafen von Berg und Altena, Adolf und Eberhard. Ueber das viele, in dieser Fehde vergossene Blut wurde der schwerverwundete Eberhard so von Reue ergriffen, daß er gleich vom Schlachtfelde aus eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel Peter und Paul

und nach St. Jakob von Compostella antrat, wodurch er seine Vergehen wieder abzubüßen gedachte. Von dort kehrte er zum Grabe des heiligen Aegidius zurück, gelangte dann an einem bei dem Kloster Morimund gelegenen und zu demselben gehörigen Weiler Thaldorf, vermiethete sich hier als Schweinhirt und verwaltete sein Amt mit vieler Sorgfalt mehrere Jahre lang, ohne daß Jemand das Geringste von seiner hohen Abkunft ahnete. Seine Angehörigen daheim glaubten, er sei in der blutigen Schlacht gefallen, und er würde unfehlbar sein Leben bei der Heerde beschlossen haben, wenn nicht zwei ehemalige Dienstmannen des Grafen, auf einer Wallfahrt nach St. Aegidien, an der Meierei vorüber gekommen wären, den Grafen Eberhard, welcher eben die Schweine hütete, nach dem Wege gefragt, und ihn an einer Narbe erkannt hätten. Ein altes Volkslied erzählt in aller Kürze so:

Der Hirt saß weinend unterm Baum,
Ein Ritter hielt dem Roß den Zaum,
Schaut, Knappen, unser Herr,
Am Hügel weinet er,
Der Verlorne ist gefunden.

Es zog ein Graf wohl über den Rhein,
Graf Adolf, der wird fröhlich sein,
Sein Bruder Eberhard
Ihm neu gefunden ward
Fern im Lothringer Lande.

Auf! laßt den Jubel, laßt den Reihn,
Mein Herz kann nicht mehr fröhlich sein.
Nach oben zieht mein Blick,
Dort nach dem Himmelsglück!
Ich zieh zum Altenberge!

Der Abt von Morimund hatte nämlich kaum durch den Meier die Sache erfahren, als er herbeieilte und dem Grafen rieth, zu Morimund in den Orden zu treten, welchen Vorschlag Eberhard freudig annahm;

später aber mit Erlaubniß des Abtes seinem Bruder Adolf einen Besuch abstattete, sich von demselben das Schloß Altenberg und mehrere Güter erbat, um darin ein Cistercienserkloster zu errichten, alsdann einen Verwandten in Thüringen, den Grafen Sizzo von Kevernburg, veranlaßte, das Kloster Georgsberg — das spätere Georgenthal — zu gründen, und mit einigen Mönchen aus Morimund als erster Abt in dasselbe einzog. In dem Kloster Altenberg aber kam am 23. Aug. 1133, während einer so totalen Sonnenfinsterniß, daß bei hohem Tage die Sterne am Himmel sichtbar wurden, der aus Morimund gesandte Convent unter dem Abte Berno, einem sehr frommen, in geistlichen und weltlichen Dingen erfahrenen Manne und tüchtigen Redner an. Berno war allgeliebt und der heilige Bernhard schätzte ihn wegen seiner Tugenden so hoch, daß er seine Hülfe bei seinen Kreuzpredigten in Anspruch nahm. Da das Schloß Altenberg halb verfallen war, so bat Berno den Grafen von Berg um die Erlaubniß, das Kloster in das Thal verlegen zu dürfen, was gern zugestanden wurde, doch konnte sich der Convent über die Stelle, auf welcher der neue Bau aufgeführt werden sollte, durchaus nicht vereinigen. Da rieth Abt Berno, ein Gottesurtheil entscheiden zu lassen. Als dieser Vorschlag mit allgemeinem Beifall angenommen worden war, belud man einen Esel mit dem zum Bau bestimmten Gelde, behing ihn mit den Klosterinsignien, führte ihn aus dem Thore, überließ ihn nun sich selbst und folgte ihm in einiger Entfernung nach. Der erste Platz, wo er sich lagern würde, — so war es verabredet worden, — sollte die Stätte sein, die man als von Gott zum Bauplatze für das neue Kloster bestimmt betrachten wolle. Es war gerade eine glühende Hitze und der Esel suchte daher, sobald er den Berg hinabgeschritten war, den kühlenden

Baumschatten im Thale auf. Erwartungsvoll beobachteten die Mönche jede seiner Bewegungen. Oft stand er still, grasete ein wenig, schritt aber allmählig immer weiter, bis er an die Stelle gelangte, wo der Kaibach von der Spechtshaardt herunterrieselt. Hier, auf einem frischen Wiesengrunde, stand der Esel still, trank mit Behagen aus dem Bache und streckte sich mit einem Schrei des Vergnügens in das üppige Gras. — Frohlockend über den guten Geschmack des Esels, der die schönste Stelle des Thals ausgewählt hatte, eilten die Mönche mit dem Rufe: „Hier ist die Baustelle! Gott will es!" herbei und stimmten Jubelpsalmen an.

Im vierzehnten Jahre seiner Abtwürde begann Berno den Bau, der 1147 beendigt, aus der noch jetzt vorhandenen Markuskirche und dazu gehörigen Wohngebäuden bestand und von Arnold von Wied, Erzbischof von Cöln, einem großen Gönner des Klosters, dem er mehrere Güter schenkte, eingeweiht wurde. Der Stifter des Klosters aber, Eberhard, legte seine Stelle als Abt zu St. Georgsberg nieder und trat als Mönch in das Kloster Altenberg, welchem Beispiele sein Bruder Adolf bald folgte. — Nachdem Berno sein Amt achtzehn Jahre treu verwaltet hatte, starb er am 25. August 1151 im Rufe der Heiligkeit und wurde in der Markuskirche an der Stelle beigesetzt, wo noch heute ein schmuckloser Grabstein mit den Worten zu sehen ist:

„Est Abbas Berno Primus de Monte veterno."

An seinem Grabe geschahen viele Zeichen und Wunder und man verehrte den Geschiedenen als einen Heiligen. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts soll ein Mönch den Grabstein aus Neugier aufgebrochen, später aber darüber große Gewissensbisse empfunden, die Gebeine in eine silberne Kapsel eingeschlossen und wieder an die vorige Stelle eingegraben haben, bei welcher Ge-

legenheit ein himmlischer Wohlgeruch das ganze Gebäude erfüllte.

Nach Berno wurde dessen Vetter Dudelin (1151—55) Abt und eiferte seinem Vorgänger in allen Tugenden nach. Da unter ihm der Convent fast aus lauter Adeligen bestand, wurden dem Kloster viele Güter zugebracht. Die Stifter des Klosters, Adolf und Eberhard, starben unter ihm und wurden feierlich beigesetzt. Dudelins Nachfolger, Abt Herrmann (1155—62) soll der Verfasser ihrer Lebensbeschreibung in gereimten Hexametern sein.

Von den Äbten Rixo (1162—73) und Bodo (1173—1181) ist nichts Besonderes zu vermelden. Abt Goswin (1181—1202) aber gewann nicht nur die Abtei Hain in Hessen zum Tochterkloster, sondern bewirkte auch, daß ungeheure Schätze nach Altenberg flossen.

Durch Gottes besondere Gnade wurden nämlich im J. 1197 von den 11,000 Jungfrauen einige hundert vollständige Gerippe in dem Boden der Altenberger Klosterkirche ausgegraben und es begaben sich viele Wunder, welche die Ächtheit der aufgefundenen Reliquien außer allen Zweifel setzten.

So geschah es einst, daß die Gebeine der 11,000 Jungfrauen in dem Capitelhause von den frommen Mönchen mit Wein gewaschen und mit wohlriechenden Salben bestrichen wurden, als sich plötzlich von den Gerippen aus ein solcher pestilenzialischer Gestank verbreitete, daß die Mönche nicht mehr auszuhalten vermochten, die Flucht ergriffen und Abt Goswin sogleich auf den Gedanken kam, daß bei diesem Ereignisse der Teufel im Spiel sein müsse. Er versammelte daher schleunigst die Mönche, befahl ihnen, die heiligen Gewänder anzulegen und zog mit ihnen in Prozession nach dem Capitelhause, wo er aus-

rief: „Geist der Unreinigkeit, ich beschwöre dich durch den, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, daß du, wenn du die Ursache des jetzigen Stankes bist, augenblicklich erkannt werdest und dein höllisches Werk zertrümmern möge durch sie, die der Schlange den Kopf zertreten! Du sollst Gott und diesen lieben Heiligen die Ehre der Anbetung vergönnen!"

Kaum hatte der Abt diese beschwörenden Worte gesprochen, als sich vor den Augen aller Anwesenden, mitten aus den heiligen Gebeinen, ein großer Pferdeknochen erhob und, wie von einem Sturmwinde gefaßt, von dannen flog. Zugleich war aller Gestank verschwunden und es erfüllte die Abtei ein so entzückender Geruch, daß die begeisterten Mönche Dankhymnen anstimmten und Gott lobten, weil die Bosheit des Teufels vernichtet und die Ächtheit der Gebeine herrlich dargethan war.

Als die heiligen Gebeine nun auf den Altären aufgestellt waren, segnete sie der Abt und fragte sie im Namen Jesu Christi um ihre Namen und übrigen Verhältnisse, und sie antworteten mit lieblichen Stimmen und gab sich die eine als Agnes, eines Herzogs Tochter aus England, die andere als Amelia, eine Schwester des Bischofs von Jütland, u. s. w., zu erkennen.

Ein Converse, der einen der Schädel der Jungfrauen mit besonderem Fleiße mit köstlichem Wein gewaschen und inbrünstig geküßt, hatte in der darauf folgenden Nacht einen merkwürdigen Traum. Es trat nämlich ein wunderschönes Weib zu ihm und sprach mit gewinnender Stimme: „Du hast gestern mein Haupt mit so großem Fleiße gesalbt und hast mich so inbrünstig geküßt, daß ich nicht umhin kann, zu Dir zu kommen und Deinen Kuß zu erwiedern!" — Bei diesen Worten beugte sie ihr Haupt zu ihm hin und ihr Athem wehete ihn so glühend an, daß er von wunderlichen Gefühlen ergriffen wurde,

sich aber, seiner Gelübde eingedenk, heftig von der verführerischen Gestalt abwandte, durch welche Bewegung er vom Schlafe erwachte und das holde Traumbild verschwand.

Ein Mönch aus dem Kloster Heisterbach, der sich eine Zeitlang in Altenberg aufhielt, die Wunder, welche die Gebeine der **11,000** Jungfrauen thaten, zum Theil mit eigenen Augen sah und dieselben daher eifrig verehrte, erhielt von dem Altenberger Convente einen Rückenwirbel einer der Jungfrauen zum Geschenk. Freudig steckte er die theure Reliquie, in ein seidenes Tuch gewickelt, in seine Tasche und trat den Heimweg an. Auf demselben begegnete ihm ein so schönes Mädchen, daß seine Sinnlichkeit dadurch rege wurde und er nach der Dirne hineilen wollte; aber die heilige Reliquie wurde plötzlich so schwer, daß er nicht von der Stelle zu schreiten vermochte; auch fühlte er zu gleicher Zeit auf seinen Schenkeln einen solchen Schmerz, als wenn er mit glühenden Zangen gezwickt würde, wodurch die wollüstigen Gedanken aus seiner aufgeregten Phantasie verschwanden und er, ohne gesündigt zu haben, in Heisterbach ankam, wo man seine Erzählung mit Staunen anhörte und der kostbaren Reliquie die eifrigste Verehrung zollte.

Da diese und ähnliche Wunder in Menge geschahen, so war es natürlich, daß aus allen Gegenden Gläubige herbeiströmten, den heiligen Gebeinen ihre Verehrung bezeigten und dem Kloster reichliche Geschenke darbrachten.

Gleichzeitig geschah auch noch ein anderes Mirakel, denn als sich B r u n o von Altena, Erzbischof von Cöln, aus Demuth seiner hohen Würden begeben und nach Altenberg kam, um hier seine Tage in beschaulicher Muße zu verleben, las er hier zum letzten Male im bischöflichen Prunke ein feierliches Hochamt, hing dann seinen Hirtenstab über dem Hochaltare auf, zog feierlich das Gewand der Cistercienser an, und galt allgemein

für einen der frömmsten und strengsten Mönche. Als er aber im Jahre 1200, in der Nacht vom 11. auf den 12. März, starb, und die Mönche sich in die Kirche begaben, um die Vigilien zu singen, da war dieselbe von einem himmlischen Dufte erfüllt, und der erzbischöfliche Stab, den Bruno im Chor aufgehangen, grünte, und frische Palmblätter und prächtige Lilien lächelten rings um denselben hervor. Da waren Alle erstaunt, und versetzten den Abgeschiedenen unter die Heiligen, was der Papst gern bestätigte; und daß er diese Ehre wohl verdiente, bezeigten viele Wunder, welche sich an seinem Grabe ereigneten.

Nach Goswin's Tode gelangten Arnold (1202—3), Richold (1203 — 16), und Hermann (1216 — 25) zur Abtwürde. Letzterer war sehr befreundet mit Engelbert I., Erzbischof von Cöln, der, als Regent des Landes, oft im Kloster wohnte, dessen Gebäude erweiterte und vermehrte und demselben sehr Vieles zuwandte. Von den Äbten Gottfried (1225—38), und Bruno (1238—42) ist nichts Merkwürdiges zu berichten, aber vom Abt Eberhard (1242—50) ist zu melden, daß er zugegen war, als der Grundstein zum Cölner Dom gelegt ward, wobei er den Plan faßte, eine ähnliche Kirche zu Altenberg zu bauen, und auch gleich darauf anfing, reiche Herren zu Beisteuern zu bewegen, ohne jedoch den Bau beginnen zu können. Sein Nachfolger Giseler (1250—65) fand deshalb eine wohlgefüllte Casse, und da viele Fürsten und Herren ihren Beistand zusagten, legten am 3. März 1255 Adolf von Berg, sein Bruder Walram III. von Limburg, und sein Schwager Conrad von Hochstaden, der Erzbischof, unter vielen Feierlichkeiten und in Anwesenheit vieler Großen, den ersten Stein zu der jetzt noch bewunderten Klosterkirche. Viele Schwierigkeiten waren mit Herbeischaffung des Materials verbunden.

Zu den Grundmauern und Füllwerken nahm man die Ruinen des damals zerfallenen Schlosses Berg; die Pfeiler und großen Quadersteine holte man aus den Brüchen von Königswinter, den Tuffstein zu den Gewölben aber aus der Eifel. Nach zehnjähriger Arbeit erlebte Giseler die Vollendung des hohen Chors. — Der folgende Abt Theoderich (1265—76) baute eifrigst fort, und erhielt fortwährend viele Gaben, besonders von den Edeln von Stammheim, die auch aus eigenen Mitteln einen schönen Springbrunnen vor dem südlichen Eingange anlegen ließen, ferner von denen von Wesdorf, von Bürrig, Rheindorf, Scherven, Hahn, Nesselrode, Leihensiepen u. A. — Graf Adolf VII. von Berg schenkte dem Kloster die Ueberfahrtsgerechtigkeit bei Mühlheim, 700 rheinische Gulden zum Kirchenbau, und später noch mehrere Güter zu Itter. — Nach den Äbten Otto (1276—80) und Marsilius (1281—88) war unter dem gelehrten Abt Heinrich (1289—1303), der die Bibliothek sehr bereicherte, die Kirche endlich so weit gediehen, daß mit Ausschmückung derselben begonnen werden konnte. Aus Alterschwäche legte Heinrich sein Amt nieder, und es folgte ihm Jacob (1303—12), unter dem Graf Wilhelm I. von Berg und dessen Gemahlin Irmgard das Kloster auf ewige Zeiten von allen Abgaben befreiten und noch außerdem reichlich beschenkten. Nach der kurzen Regierung des Abtes Johann (1312—14) fiel unter dem nächsten Abt Reinhard (1320—30) am 23. Mai 1324 oben im Dünthale ein Wolkenbruch, den der Teufel, aus Ärger über das herrliche Kloster und aus Neid über die Verehrung, welche die Mönche zu Altenberg genossen, veranlaßt hatte. Der Böse stellte sich unterhalb der Dünbrücke selbst ins Wasser, hemmte die Fluth und trieb sie gegen das Kloster. Das Wasser überschwemmte nun das ganze Thal,

riß Häuser und Baumstämme mit fort, spülte die Saaten weg und verwüstete die Gärten. Dazu fanden zehn Klosterleute in den Wellen ihren Tod, denn das Wasser drang auch in den Klosterhof und in die Abteigebäude, trat sogar in die Kirche, warf dort Heiligenbilder, Meßgewänder, Bücher, Kerzen, Bänke und Alles durcheinander, verdarb die Bibliothek, die Speisevorräthe und drohte noch schrecklicheres Unheil anzurichten. Da gewahrte Abt Reinhard den in der Wasserfluth stehenden Teufel, schlug augenblicklich gegen dessen Figur ein Kreuz, sprach einen gesalbten Fluch, und der Teufel verlor dadurch alle Kraft so sehr, daß er von den Fluthen mit fortgerissen wurde. So war das Kloster zwar gerettet, aber der Schade, den der Böse angerichtet, war sehr bedeutend und Monate vergingen, ehe Alles wieder in Ordnung gebracht werden konnte. Die Beschreibung des ganzen Unglücks wurde auf zwei Tafeln, auf der einen in lateinischen, gereimten Hexametern, auf der andern in Prosa, in der Kirche aufbewahrt. Unter Abt Ludwig (1346—62) wurden die Reste der Cölnischen Erzbischöfe Adolf und Dietrich, die schon länger als hundert Jahr in Rom begraben gelegen, in ihre Familiengruft zu Altenberg übertragen. Auch die regierenden Grafen von Berg, Adolf VIII. und Gerhard I., Prinz von Jülich, wurden mit ihren Gemahlinnen in der Klosterkirche beigesetzt, wo ihnen durch Fürsorge des Abtes würdige Denkmale errichtet wurden. Für die Seelmessen dieser hohen Verstorbenen erhielt das Kloster reiche Geschenke, und da Abt Ludwig in der Abwesenheit des Grafen Gerhard und nach dessen Tode für den minderjährigen Sohn Wilhelm II. die Regierung des Landes übernahm, hatte er die beste Gelegenheit, für den Vortheil der Abtei zu sorgen. Auch der folgende Abt Pillegrin oder Pilger vermehrte das Besitzthum des Klosters und kaufte

für 3850 Goldgulden im Jahre 1363 von der Gräfin Margarethe von Berg das freie Rittergut zu Solingen sammt dem dortigen Patronatrechte. — Abt Johann von Schalverburg (1370—80) war endlich so glücklich, die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt vollendet zu sehen, da sich mehrere glückliche Umstände vereinigten, welche die Beendigung des Baues beschleunigen halfen. So trat Wichbold, Bischof von Culm, der aus Cöln gebürtig war, als Mönch ins Kloster Altenberg, und schenkte demselben nicht nur sein väterliches Haus auf der Johannesstraße zu Cöln, welches später der Altenberger Hof hieß, zu einem Asyle in Kriegszeiten eingerichtet wurde und jetzt die Caserne ist, sondern verwandte auch sein in 4070 Goldgulden bestehendes Vermögen zur Verschönerung der Kirche, ließ das ganze Schiff derselben in gleichem Style mit dem Chore errichten, baute das schöne westliche Fenster, und am 28. Juni 1379 durfte Wichbold, mit Erlaubniß des Erzbischofs Friedrich von Cöln, selbst die Kirche zur Ehre Gottes, der Mutter Maria, St. Benedict's, St. Bernhard's und der heiligen 11,000 Jungfrauen einweihen. — Auch unter dem folgenden Abte Andreas (1380—88) ließ Wichbold für 400 Gulden Glasmalereien anfertigen, und als er am 21. Juli 1498 starb, machte er noch eine Stiftung, daß dem ganzen Convente die sieben Tage vor Weihnachten eine außerordentliche Weinportion gereicht werde, damit sich seine Genossen auf immer in Freudigkeit seiner erinnern sollten. Abt Johannes (1388—1420) ließ ihm in der Mitte des Mönchchores ein würdiges Grabmal errichten und wurden ihm auch jährlich vier Seelmessen gelesen. — Abt Johannes stand dem Kloster 32 Jahre vor, vermehrte dessen Güter um ein Bedeutendes und richtete „die Altenberger Gottestracht" ein, — ein Volksfest, welches den

Sonntag nach Pfingsten gefeiert wurde und das der Papst genehmigt und mit reichlichen Ablässen versehen hatte. Da an diesem Tage aus allen Gegenden zahlreiche Schaaren in feierlicher Prozession mit Kreuzen und Fahnen nach Altenberg kamen und der Zuschauer, besonders aus Cöln, viele Tausende waren, so erhielt das Kloster sehr bedeutende Spenden und hat sich das Fest auch erhalten, bis das Kloster aufgehoben wurde. — Unter Abt Johann, Freiherrn von Schlebusch (1462—67), der ein üppiges Leben führte, sank die Klosterzucht gar sehr und Altenberg kam in einen so bösen Ruf, daß das Generalcapitel zu Cisterz 1467 den Abt Heinrich Ray aus dem Kloster Kampen beorderte, Altenberg zu reformiren. Dieser fand die Sittenlosigkeit so groß, daß er die Mönche in andere Klöster schickte, den Abt aber absetzte und zum Nonnenbeichtvater im Kloster Liesberg machte, welches Amt er dreißig Jahre verwaltet hat. Seine Stelle in Altenberg aber erhielt Arnold Munkendam (1467—90), der nicht nur die alte Zucht wieder herzustellen, sondern die Mönche auch geistig zu beschäftigen wußte. Von ihm rührt das schöne Reconditorium oder Sacramenthäuschen, an der nördlichen Seite des Hochaltars, her, auch ist er Erbauer des großen Refectoriums, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand und das geheizt werden konnte, eine Bequemlichkeit, welche man früher hatte entbehren müssen. — Auch Bartholomäus Frink (1490—96) war fromm und sehr mildthätig und baute neben das Dormitorium ein Hospital zur Verpflegung für zwölf alte, schwache Leute, stiftete auch für die Armen sonntägige Brodspenden und ließ den zur Klosterpforte kommenden Dürftigen reichliche Almosen austheilen. Abt Heinrich Reuffer (1496—1517) ließ zwei neue Orgeln bauen, für die Häupter der heiligen Paulus und Johannes einen silbernen Sarg

anfertigen und bewirthete 1512 den Kaiser Max I. mehrere Wochen im Kloster, wie denn auch Herzog Wilhelm gern und oft hier verweilte. Doch beleidigte dieser die Klosterbrüder unter einem spätern Abt Wilhelm Hittorf (1538—46) dadurch, daß er ihnen, als es ihm an Geld zu einem Heereszuge gebrach, alle goldenen und silbernen Gefäße wegnehmen ließ, weshalb er aber auch nicht glücklich focht. — Unter Abt Winand Duzmann (1546—81) huldigten die Landesherren der neuen Lehre und zwei Erzbischöfe von Cöln gingen feierlich zu derselben über, was viele Kämpfe veranlaßte, von denen auch Altenberg, dessen Mönche ganz ausarteten, unangenehm berührt wurde. — Abt Peter von Neuenahr (1581—91) konnte sich mit den widerspenstigen Mönchen nicht vertragen und zog sich deshalb mit einigen Freunden in den Altenberger Hof zurück, wo er auch starb. — Während Bartholomäus von Anstel (1591—1614) und Peter Rodekirchen (1614—27) die Abtwürde bekleideten, bildete sich die Reformation im Bergischen ganz fest aus, das Kloster hatte deshalb mit der Umgegend manche unangenehme Streitigkeit und wurde von umherstreifenden Kriegerhorden mehrere Male heimgesucht, was sich unter dem folgenden gelehrten Abte Melchior von Mondorf (1627—43) wiederholte. Besonders schwebten die Mönche vor den Holländern, die unter Wilhelm von Nassau anrückten, in beständiger Angst. Wirklich plünderte auch zu Weihnachten 1629 eine holländische Kriegerschaar das Kloster, doch hatte sich der Abt schon mit den werthvollsten Sachen nach Cöln geflüchtet, mußte aber kaum zu erschwingende Kriegssteuern zahlen, bis durch den Herzog von Neuburg die katholische Parthei wieder die Oberhand im Bergischen gewann; doch schon 1632 sahen sich die letzten Mönche genöthigt, nach Cöln zu flüchten, weil sich General Bau-

dissin mit Schweden auf das Kloster warf und es nicht nur plünderte, sondern auch auf die frevelhafteste Weise schändete, auch außerdem einen Befehl an den Abt in Cöln sandte, Brandschatzungsgelder zu zahlen, widrigenfalls er das Kloster gänzlich zerstören werde. Der Abt that, was ihm möglich war, um nur die Gebäude zu retten, doch kaum war Baudissin fort, als sich der liguistische General Bönninghausen Altenberg näherte und, statt das Kloster zu schützen, dasselbe nur zu berauben und zu zerstören trachtete. — Unter Abt Johannes Blankenberg (1643—62) verzog sich das Kriegswetter allmählig, ja Altenberg erhob sich sogar wieder zu einigem Wohlstande, da es ihm gelang, viele Güter und Gerechtsame wieder zu erhalten und er und sein Convent richteten nun ihre Thätigkeit gegen die Protestanten, die sie in der Umgegend gänzlich wieder auszurotten suchten. Nachdem Abt Gottfried Gummersbach (1662—79) von den Franzosen, welche Turenne nach den Niederlanden führte, viele Plünderungen hatte ausstehen müssen, war Abt Ägidius Siepen (1679—86) so glücklich, die Schulden des Klosters tilgen und bei seinem Tode ein gefülltes Ärar hinterlassen zu können, welches sein Nachfolger Johann Jakob von Loë (1686—1707) dazu verwandte, die beschädigte Kirche und die verwüsteten Gebäude wieder herzustellen, andere, besonders eine prachtvolle Prälatur in neuem italienischen Styl ganz neu aufzuführen, weshalb er sich auch den Erbauer von Neu-Altenberg nannte. Abt Johann Henning (1707—20) baute theils fort, theils bezahlte er die durch die Bauten seines Vorgängers entstandenen Schulden und nach Paul Euskirchen (1720—23) sah Gottfried Ergels, der von 1723—39 Abt war, den Zustand des Klosters wieder so blühend, daß er mit den Mönchen die Einkünfte nicht zu verzehren vermochte, weshalb er,

wie auch sein Nachfolger Johann Hördt (1739—79) that, verschiedene Güter ankaufte. Hördt erlebte aber auch noch traurige Tage. Nachdem das Kloster schon im österreichischen Erbfolgekriege gelitten hatte, kamen am 19. April 1758 preußische Husaren in die Gegend, welche von den Landleuten jubelnd empfangen und zum Kloster Altenberg geführt wurden. Der Abt war in Cöln, deshalb waren die Mönche in großer Angst und schlossen die Thore, die aber gebrochen wurden, worauf Soldaten und Landleute gemeinschaftlich in das Innere der Gebäude drangen, Küche und Keller plünderten und darauf ein sehr fröhliches Mahl hielten, bei dem sich selbst die Pferde gütlich thaten, die bis an den Hals im Hafer standen und mit Wein gefüllte Eimer vor sich stehen hatten. Da die Mönche die von der fröhlichen Schaar geforderte Contribution nicht zahlen konnten oder wollten, wurden zwei Mönche als Geißeln mit davongeführt und das Kloster hatte nicht eher Ruhe, als bis der Krieg zu Ende war und 1763 der Friede zu Stande kam. Als Hördt, als Jubilarpriester und Progeneral des Ordens, starb, gelangte Franz Cramer (1779—90) zur Abtwürde. Er war sehr gebildet, leutselig, gastfreundschaftlich und liebte Gesellschaft und glänzende Feste so sehr, daß die Mönche fürchteten, in Schulden zu versinken, ihm die Verwaltung nahmen und ihm nur die geistlichen Funktionen ließen. Die Mönche hatten aber auch in der That Ursache, jede Verschwendung zu meiden, denn alle ihre Güter jenseit des Rheins wurden zur Zeit der französischen Revolution als Staatseigenthum eingezogen, in der Abtei ein Spital für 3000 Kranke errichtet und Altenberg mehr als einmal mit Plünderung bedroht. In sehr unruhiger Zeit starb Cramer und zum neuen Abte ward Joseph Gräff erwählt, der gleich anfänglich, weil er 40,000 Livres Kriegskosten nicht zu

zahlen vermochte, 1797 nach Cöln abgeführt wurde. Als die Aussichten friedlicher zu werden schienen und der Wohlstand der Abtei bereits wiederzukehren anfing, wurden die Klöster auch in Deutschland für Staatseigenthum erklärt und Altenberg am 4. Februar 1803, — zu welcher Zeit das Kloster ungefähr 200 Güter besaß, von denen 63 diesseit des Rheines lagen und die jetzt einen Gesammtwerth von mehreren Millionen haben — von der baierschen Regierung ebenfalls aufgehoben. Abt Gräff begab sich nach Cöln, seiner Vaterstadt, wo er, als der letzte Abt des berühmten Klosters Altenberg, am 26. März 1814 starb. Die Mönche, von denen noch vor Kurzem einige würdige Greise lebten, erhielten Pensionen und zerstreuten sich. Alles, was sich im Kloster vorfand, wurde theils verkauft, theils fortgebracht; — nur der Kirche, die für den Gottesdienst bestimmt blieb, ließ man das Nöthige und sie behielt auch noch fast sämmtlichen Schmuck.

Nun hatte aber der Kaufmann Pleunissen zu Cöln von den Abteien Siegburg und Heisterbach eine bedeutende Summe für Wein zu fordern, und um ihn zu befriedigen, überließ man ihm das Kloster Altenberg, so weit es von Ringmauern eingeschlossen wurde, nebst 65 Acker Land, 20 Acker Wiesen, 553 Acker Waldung und 12 Acker Fischteichen, für 26,415 Thaler. Im Kaufvertrage, den der Freiherr von Hompesch am 4. Februar 1806, im Namen Maximilians von Baiern, abschloß, wurde aber ausdrücklich erklärt: „daß Käufer durchaus kein Recht auf die Kirche haben, sondern daß dieselbe zum Gottesdienste auch ferner bestimmt bleiben und erst dann an Käufer gelangen solle, wenn der Gottesdienst hier abgeschafft und die Kirche zur Ruine werde. Die in Altenberg befindlichen Kunstschätze, namentlich die Grabmäler der Grafen von Berg, die gemalten Glas-

fenster, den Altar von Porphyr u. s. w. wolle die Regierung nach Düsseldorf bringen, dafür jedoch andere Scheiben in die Fenster setzen und gewöhnliche Platten an die Stelle der weggenommenen Grabsteine legen lassen."

Aber kaum hatte die bayersche Regierung einige leicht bewegliche Sachen nach Düsseldorf schaffen lassen, als das Herzogthum Berg an Frankreich kam und das Meiste, was Werth hatte, in der Kirche blieb, in der fortwährend Gottesdienst gehalten wurde. Fast Alles jedoch, was sich in den Klostergebäuden befand, wurde verkauft, die Kirche aber, besonders von Kunstfreunden, förmlich geplündert und selbst des Nachts vieler Dinge, besonders herrlicher Glasmalereien beraubt. Die Zeiten waren so unruhig und unheilsvoll, daß man wenig darauf achtete, wenn auch darüber an die Behörden Anzeigen und Beschwerden gelangten, ja, die Kirche wäre abgebrochen und ihr Gestein zum Hafenbau in Cöln verwendet worden, wenn man nicht ausgerechnet hätte, daß die Fracht zu theuer kommen würde.

Als die Franzosen Deutschland wieder hatten verlassen müssen, erschien am 4. October 1815 eine Cabinetsordre, welche alle Veränderungen an Kirchen und Klöstern und andern Denkmalen der Vorzeit verbot und also auch das Kloster Altenberg mit seinen noch vorhandenen Alterthümern in Schutz nahm, worüber alle Kunstfreunde große Freude empfanden; aber unerwartet wurde das Kloster von einem Unglücke betroffen, das fast sämmtliche Gebäude in Trümmer verwandelte. Im Dormitorium war nämlich eine Salmiak- und Farbefabrik eingerichtet worden, und in derselben brach in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1815 ein Feuer aus, welches, ehe eine hinlängliche Anzahl Menschen versammelt war, bereits so um sich gegriffen hatte, daß an den Klostergebäuden alle Rettung verloren schien und selbst das Dach

der Kirche zu brennen anfing, ohne daß die herbeigekommenen Spritzen auch hier den Flammen Einhalt thun konnten, da sie den Wasserstrahl nicht bis zum Dache emporzutreiben vermochten. Es war ein schauerlich schöner Anblick, als abermals die Nacht anbrach, und die Flamme noch immer, eine unbezwingbare Feuersäule, zu dem dunkeln Nachthimmel emporstieg, rings umher Tageshelle schuf und, eine schreckenverbreitende Fackel, weithin über den Rhein leuchtete. Krachend stürzten die Dormitorien zusammen, der herrliche Kreuzgang und manches andere Denkmal der Vorzeit sank in den Staub, vom Dache der Kirche und des Thurmes strömte in bläulichen, Tod und Verderben bringenden Tropfen Blei und Messing, so daß sich fast Niemand zu nähern wagte, und die schöne Kirche, deren Mauer hinter der Orgel bereits hier und da zusammengestürzt war, schien ihrem Untergange ohne Rettung entgegenzugehen. — Da stürzten sich zwei kühne Männer, deren Namen der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen, der Landsturmobrist Borschbach und der nachmalige Odenthaler Bürgermeister Fritzen durch Rauch und Gluth in die Kirche und löschten die bereits brennenden Bretter der Orgel. Ihrem aufopfernden Muthe gelang es, die drohendste Gefahr von dem Tempel abzuwenden, und da alle Anwesenden unausgesetzt thätig blieben, so war nach drei Tagen, wenn auch das Dach verzehrt, das Gewölbe durch die Hitze mürbe geworden und Vieles beschädigt war, das wunderherrliche Gebäude doch wenigstens vor gänzlicher Zerstörung gesichert.

Die Umgegend trug Leid, daß die schöne Kirche einer Ruine ähnlich geworden, wünschte dieselbe wieder hergestellt zu sehen, sammelte dazu Beiträge, die auch überall gern und reichlich gegeben wurden, aber doch nicht hinlänglich waren, Alles wieder so herzurichten, wie

es gewesen war, ja, die Kirche sah nach der Reparatur übler aus als gleich nach dem Brande, denn man hatte die Brandflecke im Innern und dabei manches wichtige Denkmal sehr geschmacklos überstrichen und ein wenig Effect machendes Ziegeldach auf das beschädigte Gewölbe gesetzt.

Ein Besuch, den der damalige Kronprinz und jetzige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., am **10.** August **1817** dem Kloster und den Grabmälern seiner Vorfahren machte, erweckte die Hoffnung, daß dieser kunstsinnige Herr die Kirche nicht der Zerstörung verfallen lassen werde; doch kam das Jahr **1821** heran, ohne daß etwas für dieselbe geschah, und am **1.** October brach die steinerne Treppe des Thurmes zusammen, riß einen Theil des hohen Chorgewölbes und mehrere Pfeiler mit nieder und stürzte zermalmend auf die Grabmäler. Das ganze Gebäude aber begann zu wanken, war nun förmlich Ruine geworden und also nach den oben angegebenen Kaufbedingungen an den Kaufmann Pleunissen gefallen.

Pleunissen hatte aber Altenberg **1816** an den Regierungsrath von Bülow in Düsseldorf, dieser **1818** an den Oberzolleinnehmer Pelzer und letzterer **1829** an den Freiherrn von Fürstenberg verkauft, daher kam, Tags nach dem Einsturze, der Fürstenbergsche Rentmeister, erklärte die Kirche, die nun zur Ruine geworden, für das Eigenthum seines Herrn und fing an, alle in der Kirche befindlichen Mobilien fortzuschaffen. Vierzehn Arbeiter waren mehrere Tage damit beschäftigt, die gemalten Fensterscheiben auszuheben, die Gedächtnißtafeln, Bilder und Wappenschilder wegzunehmen, die Gräber zu öffnen, und um etwas Metall zu gewinnen, die herrlichsten Bildnereien zu zertrümmern, bis man in der Gegend von dem Unfuge hörte und die Angelegenheit vor

das königliche Landgericht in Cöln brachte, welches erklärte: „daß, ehe man sich der Kirche bemächtige, erst abgewartet werden müsse, ob dieselbe nicht wieder gebaut und zum Gottesdienst eingerichtet werde!" worauf viel des bereits Weggeführten wieder zurückgeschafft wurde.

Es wurde nun zwar ein Wächter bei der Kirche angestellt, dieselbe auch durch eine Mauer abgeschlossen, allein Muthwille und Gewinnsucht fügten dem Heiligthume fortwährend Schaden zu und im Winter 1830 bis 1831 stürzte abermals ein bedeutender Theil des Chores ein, so daß der Hochaltar und mehrere fürstliche Gräber gänzlich unter freiem Himmel standen. Die Kirche war, besonders an der östlichen und südlichen Seite, eine völlige Ruine. Die Decke des Chors war eingestürzt, über Schutthaufen erhoben sich halb eingestürzte Mauern, leere Fensterbogen und einzeln emporragende, geborstene Giebel, und überall wurde der Weg durch wüstes Gestein, Balken und Bilder gehemmt.

In dieser Zeit, als Hilfe höchst nöthig war, besuchte der jetzige König Friedrich Wilhelm IV. abermals zu verschiedenen Malen das Kloster, beschloß die gänzliche Wiederherstellung der Kirche, wies dazu 22000 Thlr. an, und nachdem der Bauinspector Bircher den Plan entworfen, begann 1835 der Bau unter Leitung Kronenbergs, welcher seine Befähigung zu dergleichen Arbeiten schon bei Wiederherstellung des Cölner Doms bewiesen hatte. Seit jener Zeit bis jetzt ist rüstig fortgebaut worden und es wird kein Opfer gescheut, alles in alter Herrlichkeit wieder aufblühen und das Neue sich dem Alten würdig anreihen zu lassen. Die Kirche soll eine Simultankirche, und darin sowohl römischer, als evangelischer Gottesdienst gehalten werden.

Von den vielen Sagen und Legenden, welche von Al-

tenberg im Munde des Volkes leben, wollen wir, außer den bereits angeführten, hier noch einige mittheilen:

Zur Zeit, als der heilige Engelbert in Altenberg lebte, wohnte ein Laienbruder, Hans von Horchheim, in einer Hütte im Walde, unfern des Klosters, in welches er nur kam, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Dieser sonst schlichte und einfältige Mann lebte mit den Thieren des Waldes im wunderbaren Einverständnisse, und dieselben sagten ihm Dinge voraus, die er den Mönchen zu Altenberg wieder erzählte und jedesmal eintrafen, z. B. den Märtyrertod des heiligen Engelbert, den Ausgang des damaligen Kreuzzuges und, außer vielem Anderen, auch seinen eigenen Tod. Man fand ihn eines Morgens entseelt in seiner Hütte, und die Thiere trauerten so um ihn, daß mehrere Tage kein Vogel sang und die Hirsche und Rehe klagend umhergingen. Da sahen die Mönche, welch frommer Mann der Dahingeschiedene gewesen und feierten deshalb alljährlich seinen Todestag, welcher der 12. Mai war. An seinem Grabe aber geschahen nach der Zeit viele Wunder.

Auch ein anderer Mönch zu Altenberg, Woldus, war so fromm, daß Engel Gottes beständig um ihn waren und ihn einst sanft zur Erde trugen, da er auf dem Söller eingeschlafen war, und, von dem Schall der Glocken geweckt, statt zur Thür, zum Fenster hinausging und 40 Fuß hinabstürzte; dieselben standen ihm auch bei, als einst ein Wolf in den Klosterhof gedrungen war, der Alles zerfleischte, was sich ihm entgegenstellte, und nur von Woldus gebändigt werden konnte, welcher ihn wie einen Hund an die Kette legte. Der Teufel war dem frommen Manne sehr gram und trat einst, da Woldus ohne Sprecherlaubniß im Freien lustwandelte, in Gestalt eines Kriegsknechtes zu ihm, verlangte mit drohenden Worten Geld von ihm, und hoffte, ihn dadurch zum

Sprechen zu verlocken. Da Woldus nichts zu geben hatte, so segnete er den Bettelnden, der aber sogleich seine Hülle fallen ließ und als der leidige Böse von dannen floh, sich dann aber umwandte, ihn ergriff und viele Meilen weit auf den Thurm der Isenburg an der Ruhr führte. „Blicke diese schöne Gegend an, und was du dir von all den Schlössern, Städten, Dörfern wünschest, das soll dir gewährt werden!“ sagte Satan, hoffend, der Mönch solle begehrlichen Herzens werden und dadurch das Gelübde der Armuth brechen; allein Woldus schlug ein Kreuz, wodurch der Versucher verscheucht wurde, verließ die Burg, und trat den Weg nach der fernen Heimath an; er verirrte sich aber, gelangte an eine leerstehende Köhlerhütte und warf sich erschöpft in derselben nieder. Da näherte sich ihm in dieser verführerischen Einsamkeit ein wunderschönes Weib in nachlässig um den üppigen Körper geworfenem Gewande, blickte ihn mit lüsternen Geberden an, redete süß mit ihm, fing an, ihn zu liebkosen, und bot alle Buhlerkünste auf, den frommen Mann zu verführen. Dieser fing in seiner nicht geringen Verlegenheit an zu beten, und sogleich schrumpfte das rosige Antlitz der schönen Dirne zusammen, der Teufel, — welcher gehofft hatte, den Mönch zur Brechung des Keuschheitsgelübdes zu bewegen, — floh mit grimmigen Geberden von dannen, und wagte nie wieder, dem frommen Woldus nahe zu kommen.

Auch dem frommmen Pater Meinhard stellte Satanas eine Zeit lang nach, da er ihn aber nicht zu verführen vermochte, so suchte er ihn wenigstens in den Ruf eines Sünders zu bringen, und schlich alle Abend in der Gestalt einer jungen Dirne nach Meinhard's Zelle. Die übrigen Mönche wurden es bald gewahr, theilten ihre Beobachtungen dem Pater Prior mit, und dieser hielt sich einmal mit dem ganzen Convente in der

Dämmerung versteckt, bis die Dirne wiederum in Meinhard's Zelle schlüpfte. Kaum war sie hinein, so brachen die Mönche aus ihrem Hinterhalte hervor, öffneten die Zelle und waren nicht wenig erstaunt, den guten Pater mit Lesen eines heiligen Buches beschäftigt zu finden. Dennoch wurde das Gemach durchsucht und bald entdeckte man vor einem Wandschranke zwei Weiberpantoffeln; als man aber den Schrank öffnete, sprang eine halb entkleidete, rothwangige Dirne heraus und lief mit lautem Gelächter davon. Alle jubelten schadenfroh, allein Meinhard rief: „Verdammt mich nicht ungehört, ihr Brüder, und geduldet euch nur einen Augenblick; denn das ist Blendwerk der Hölle!“ —

Und er sprach einen gesalbten Fluch gegen die Pantoffeln, machte das Zeichen des Kreuzes gegen dieselben, und — sie verwandelten sich augenblicklich in zwei große Pferdehufen, die mit großem Gestanke von dannen flogen.

Dennoch wich der Teufel nicht ganz aus dem Kloster, sondern spukte bald hier, bald da, ließ sich bald als ein zottiger Hund, bald als ein schönes Weib sehen, durch welche letztere Erscheinung das Kloster in bösen Leumund kam. Besonders trieb Satanas sein Wesen in der Kirche, deshalb räucherte einmal ein frommer Mönch dieselbe, vermachte dann alle Schlüssellöcher der Thüren mit geweihtem Wachse, bis auf eines, hinter welches er ein gefeites Glas so aufstellte, daß der Teufel, der nun nicht anders als durch dies einzige Schlüsselloch in die Kirche gelangen konnte, in das Glas gerathen mußte, welches sich sogleich hinter ihm mit einem gleichfalls gefeiten Stöpsel schloß. Der Mönch hatte ganz richtig gerechnet, denn um Mitternacht entstand ein furchtbares Getöse, und als die Mönche hinzueilten, fanden sie den Teufel, in Gestalt einer schwarzen Masse im Glase, und hingen das Gefäß, so sehr er auch um Freilassung bat,

oben am Gewölbe des Kirchenschiffes auf, wo es sehr lange hing. Als aber einst gebaut und das Gefäß zerbrochen wurde, flog der Satan in Gestalt einer großen schwarzen Fledermaus jubelnd von dannen.

Etwas höchst Wunderbares begab sich einstmals zu Altenberg, als ein Converse, der die Aufsicht über die Bienen führte und ein höchst einfältiger Mann war, eine geweihte Hostie entwandte und in einen Bienenkorb legte, da er gehört hatte, daß dadurch Alles viel besser gedeihe. Der abergläubische Mann kam nach einigen Tagen zu dem Bienenstocke und bemerkte, daß die Bienen über der Hostie eine Kapelle im Kleinen errichteten, gerade nach dem Muster der Altenberger Kirche mit allen ihren Fenstern, Pfeilern, Gewölben, Altären u. s. w., und daß viel tausend Bienen dieses wunderbare Kirchlein umsummten und die Thiere des Waldes vor demselbigen niederknieten. Er lief voller Angst und Schrecken ins Kloster, gestand dort sein Verbrechen und erzählte, was er gesehen, worauf der Convent die Hostie sammt der künstlichen Kapelle in feierlicher Prozession abholte, in die Kirche trug und dort neben dem Reconditorium aufstellte; an der Stelle aber, wo sich das Wunder ereignet hatte, eine Kirche errichtete, welche noch „das Immekeppel" oder „die Immen-", d. h. Bienenkapelle," genannt wird. Der Converse aber verfiel in Wahnsinn und starb auf elendige Weise.

Es gibt noch eine große Menge ähnlicher mehr oder minder interessanter Sagen, wir begnügen uns aber, nur noch die Legende vom Averitter anzuführen, die mehrfach poetisch*) behandelt worden ist:

*) Wir wählen hier die weniger bekannte Bearbeitung von Kosegarten, statt der bekannten von K. Simrock: „Von einem Ritter sollt ihr hören rc."

Hugo, der wackere Ritter, satt des Eiteln,
Und, das Ende bedenkend, ging zum Abte,
Flehete dringend, ihn den Laienbrüdern
Beizugesellen.

Doch es verdroß den Abt, den edlen Kriegsmann
Beizugesellen schlechten Laienbrüdern.
Sehnlich wünscht' er, dem Orden selbst den Ritter
Einzuverleiben.

Und es befahl der Abt der Brüder einem,
Ihm das Brevier zu lehren; doch der Kriegsmann
Faßte mit Noth die beiden, süßen Wörtlein:
Ave Maria!

Ave Maria war fortan sein Weidspruch,
Ave Maria sein Stoßgebet und Leibfluch,
Ave Maria seufzt' er gehend, stehend,
Wachend und träumend.

Ave Maria war sein Morgensegen,
Ave Maria war sein Tisch- und Schlaflied.
Ave Maria seine Beicht', sein letzter
Brechender Seufzer.

Als nun bestattet ward der edle Ritter,
Wuchs eine Lilie aus des Frommen Grabe.
Deutlich las man auf jedem Blatt in Goldschrift:
Ave Maria!

Zu vorstehender Bearbeitung sind verschiedene Aufsätze in Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. s. w. benutzt, ferner: Geschichte und Beschreibung des Klosters Altenberg. 1836. — Das Kloster Altenberg im Dhünthale, von Montanus. Solingen, 1838.

An Ansichten von Altenberg fehlt es nicht. Eine der neuesten und zugänglichsten ist in der 6. Section des malerischen und romantischen Deutschlands, welche „die Rheinländer" enthält, zu finden.

2.

Paulinzelle

im Fürstenthum Schwarzburg=Rudolstadt.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Einsam schmückest du das Thal,
Morgenglanz und Abendhelle
Küssen dich mit ihrem Strahl.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Riesentrümmer stolz und hoch,
Brach die Pracht des Zeitstroms Welle,
Ließ sie dir die Größe doch.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Bist der Gegend Stolz und Zier,
Und der Sage Wunderquelle
Sprudelt ewig frisch in dir.

L. Bechstein.

Paulinzelle.

Es war ein schöner, blauer Septembertag, als ich in Begleitung einiger Freunde nach der berühmten Ruine Paulinzelle wanderte.

Von Oberrottenbach aus immer am Rottenbache emporsteigend, gelangten wir zuerst nach dem Dörfchen Milbitz, welches so versteckt liegt, daß im letzten Kriege kein Soldat, weder ein Preuße, noch ein Russe, noch ein Franzose hineingekommen sein soll, kamen dann an drei großen, mit Schilf bewachsenen Teichen vorüber und standen plötzlich am Ziele unserer Wanderung, dem auf blumigem Wiesengrunde, am Zusammenflusse des Bären- und Rottenbachs liegenden Dörfchen Paulinzelle, welches man von Rudolstadt in vier, und von der romantischen Schwarzburg aus in zwei Stunden erreicht.

Mitten auf dem grünen Sammtteppiche des Thals erheben sich, von Haseln und Erlen umbuscht und von hohen Tannen umragt, die imposanten Ruinen der ehemaligen, im reinsten byzantischen Stil erbauten Klosterkirche, die eine Länge von 280 F. und eine Breite von 70 F. hat und deren Anblick so überrascht, daß man bewundernd dasteht und in stummes Staunen versinkt.

Der Haupteingang, welcher sich auf der westlichen Seite befand, war mit zwei Thürmen geziert, von denen sich der eine noch ziemlich erhalten hat und mit einem

Bayerische Staatsbibliothek München

niedern hölzernen Dache versehen ist. Aus der gänzlich zerstörten, geräumigen Vorhalle tritt man durch ein tiefes Portal, dessen schöner Bogen von Säulen getragen wird, in das Schiff der Kirche, in welchem sich rechts und links eine Reihe von sechs Säulen nebst zwei Pfeilern erhebt, welche den mittleren Theil von den Seitenbauen trennen. Auf den Säulen wölben sich halbzirkelrunde Bogen, auf denen die mit Fensteröffnungen durchbrochene Mauer ruht, welche das Schiff von den Seitenbauen trennte und zugleich die Decke des Schiffes stützte. Außer einigen Blätterzierrathen ist überall wenig Schmuck angebracht, doch finden sich an einigen Pfeilern noch blasse Überreste von Malereien. — Aus dem Schiffe tritt man durch einen mächtigen Bogen in das Chor, an dessen östlichem Ende der Hochaltar gestanden hat. Am Boden liegen mehrere verwitterte Grabsteine, deren einer der des Abtes Nikolaus Felder ist. Die Inschrift ist zwar nicht mehr zu lesen, doch ist sie zu der Zeit, als sie noch lesbar war, abgeschrieben und lautet:

Anno Domini millesimo quadringentesimo nonagesimo obiit venerabilis in Xsto Pater ac Dominus Nicolaus Abbas in Cell. Paul. Req. in p.

Der andere Grabstein gehört dem Abte Georg von Drebis oder Drewes, von dessen Schrift nur Folgendes entziffert werden konnte:

ao. 1528 obit Venerab. Pat. in Christ. et Dmns JEORIVS Abbas hujus monasterii.

Der dritte Grabstein hat folgende Umschrift:

AM. TAGE. PHILIPPI. VND. IACOBI. ISt. VORSCHEIDEN. DER. GESTRENGE. VND. VHESTE. GORGE. VON. WICZELEVBEN. DEM. GOT. GENAD. NACH. CHRISTI. GEBVRT. 1. 5. 2. 6.

Wer unter dem vierten Grabsteine ruht, ist nicht bekannt.

Links vor einem Pfeiler der Vorhalle liegt ein großes steinernes Becken, dessen eigentliche Bestimmung man zwar nicht kennt, das man aber gewöhnlich für einen Weihkessel auszugeben pflegt.

Wer Pauline, die Stifterin des herrlichen Klosters, gewesen, läßt sich nicht genau angeben. Von ihren noch nicht hinlänglich aufgeklärten Familienverhältnissen ist nur bekannt, daß sie eine Verwandte des Grafen Sizzu von Schwarzburg war und daß ihr Vater Moricho oder Morichon (Moritz), wahrscheinlich dem Geschlechte der Edeln von Querfurt angehörend, die Gunst Kaiser Heinrichs IV., bei dem er das Amt eines Truchseß bekleidete, in hohem Grade genoß, eine Schwester des Bischofs Werner von Merseburg, Uta, aus dem Geschlechte der Grafen von Woldenberg zur Gemahlin hatte und sein Leben als Abt des Klosters Hirsau in Schwaben beschloß.

Pauline, die Stifterin, war die Gemahlin eines gewissen Udalrich oder Ulrich, dem sie zwei Söhne, Werner und Friedrich, und drei Töchter, Engelsina, Gisela und Bertradis, gebar. Der Sitte ihrer Zeit folgend, oder, wie Andere meinen, aus Lebensüberdruß und um frühere Vergehen abzubüßen, kaufte sie gegen das Ende des elften Jahrhunderts einige Güter und Vorwerke, Hengelbach, Liebringen und Nawinden, und erbaute eine Zelle, in der sie abgeschieden von der Welt lebte. Da ihr einige ehemalige Dienerinnen in die Einsamkeit gefolgt waren und einige andere Frauenzimmer sich an sie anschlossen, so entstand bald ein kleines Nonnenkloster, für dessen Zwecke Pauline, zu Ehren der Maria Magdalene, eine Capelle erbaute, welche der Erzbischof Hezilon von Magdeburg einweihte.

Bald entschloß sich Pauline auch zur Erbauung eines Mönchsklosters. Sie reiste deshalb selbst nach Rom,

erhielt vom Papste Paschalis II. die Erlaubniß dazu, erbaute im J. 1105 die Klosterkirche und ließ das Kloster von Sigibert, einem Mönche aus dem Kloster Hirsau in Schwaben, einrichten. Aus demselben Kloster Hirsau, mit welchem Paulinzelle stets in einiger Beziehung geblieben ist, erbat sie sich, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sich ihr Gemahl in dasselbe begeben hatte, sechs Mönche und einen Abt, welcher Gerung hieß, reiste auch den Mönchen entgegen, fiel aber auf der Reise vom Pferde, brach den Arm, wurde in das Kloster Schwarzach bei Würzburg gebracht, woselbst sie ihre Genesung abwarten wollte, die aber nicht eintrat, indem die Kranke am 14. März 1107 starb, in das von ihr gestiftete Kloster geführt und daselbst vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt wurde.

Da sie vor und nach ihrem Tode viele Wunder verrichtete, so ist sie unter dem Namen Paulina reclusa unter die Heiligen der römischen Kirche aufgenommen und zu ihrem Gedächtnißtage der 14. März bestimmt worden.

Sowohl Pauline, als ihr Sohn, hatten das Kloster reichlich ausgestattet, auf alle Weise für sein Gedeihen gesorgt und ihm alle ihre Güter vermacht; doch finden wir von dem Jungfrauenkloster zu Paulinzelle keine weitern Nachrichten, als daß zuweilen Gräfinnen von Schwarzburg und Töchter des benachbarten Adels in demselben den Schleier genommen haben und daß es wahrscheinlich bis zu den Zeiten der Reformation fortbestanden hat.

Das Mönchskloster, welches mit Benedictinern besetzt war und in die Mainzische Diöces gehörte, führte Anfangs den Namen „Marienzelle" — Cella Beatae Mariae Virginis — und war der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten, die

auch sämmtlich auf dem Conventsiegel abgebildet erscheinen, geweiht; da es aber den Namen „Marienzelle" mit mehreren anderen Klöstern gemein hatte, so wandelte es denselben, um nicht verwechselt zu werden, seiner Stifterin zu Ehren, in „Paulinzelle" um.

Nach Abt Gerung's am 16. December 1120 erfolgten Tode folgte ihm ein Verwandter, Udalrich (1120—54) in der Würde, unter dem ein gewisser Lambert, wahrscheinlich ein Enkel Paulinens, die Mönche auf allerlei Weise bedrückte, aber später von Reue ergriffen wurde, alles widerrechtlich Entzogene zurückgab, ja sich sogar in das Kloster aufnehmen ließ und sein Leben bußfertig in den heiligen Mauern beschloß. — Vom Abt Gebhard (1163—95) ist bemerkenswerth, daß er der erste Abt von Paulinzelle war, der anfing, sich „Von Gottes Gnaden" zu nennen. Von den übrigen Äbten, so weit sie bekannt sind, läßt sich nichts Besonderes vermelden.

Die Zahl der Mönche war nie bedeutend und finden wir als höchste Summe sechzehn, obwohl das Kloster beträchtliche Besitzungen hatte und einmal neunzehn Dörfer, theils eigenthümlich, theils wiederkäuflich, ohne die Güter, Vorwerke, Wiesen, Äcker, Weingärten, Waldungen, Teiche, Fischbäche, Zinsen u. s. w. besaß. Als Schirmvögte des Klosters finden wir nur die Grafen von Schwarzburg aufgezeichnet.

Vier Jahrhunderte hindurch hatte das Kloster bestanden, als der Bauernkrieg ausbrach, und eine starke Schaar der Aufrührer von Königsee her nach Paulinzelle kam, das Kloster plünderte und die Pferde, so wie das sämmtliche andere Vieh hinwegführte; doch gelang es noch dem Grafen von Schwarzburg, Günther XXXIX., die Kleinodien zu retten, auch wurde glücklicher Weise das Kloster nicht zerstört, sondern die Mönche blieben

ununterbrochen in demselben wohnen; da sich aber die Grafen von Schwarzburg zu der neuen Lehre bekannten und die Vortheile, welche ihnen der Übertritt zu derselben darbot, nicht unbeachtet lassen wollten, so suchte Graf Heinrich XXXIV. von der Arnstädtischen Linie die Mönche zu bewegen, Paulinzelle zu verlassen und Geistliche in den Dörfern seines Landes zu werden. Die Wenigsten gingen auf diesen Vorschlag ein, und der Graf sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, härtere Maßregeln in Anwendung zu bringen, welche dadurch entschuldigt werden können, daß die Mönche in Paulinzelle zu den sittenlosesten und ungebildetsten Klosterbrüdern, welche jemals existirt haben, gehörten. Heinrich bemächtigte sich des Klosterschatzes, zog alle dem Kloster zugehörigen Besitzungen ein, und gestattete, 1534, nur dem Abte und seinen Dienern freie Wohnung im Kloster und lebenslänglichen Unterhalt. Der Abt war mit dem ganzen Verfahren natürlich sehr unzufrieden und führte bei Kaiser Karl V. Beschwerde, der auch dem Grafen Günther XL. von Schwarzburg-Arnstadt die Schirmvogtei über Paulinzelle nahm, dieselbe an den Grafen Heinrich von Lauterberg gab und auf Beibehaltung der frühern klösterlichen Verhältnisse drang. Doch wurde später der Streit durch Bevollmächtigte geschlichtet und der Besitz dem Grafen Heinrich XL. zugesprochen, der schon im Jahre 1543 die Lehn über Paulinzelle dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen antrug, weil Karl den Grafen hart bedroht hatte, und dieser in dem Churfürsten einen Schutz gegen Karl zu finden hoffte.

Im dreißigjährigen Kriege versuchten es zwar die Katholiken, das Kloster wieder herzustellen, doch mißlangen alle ihre Bemühungen gänzlich.

Die Güter und Einkünfte wurden nun theils ver-

pachtet, theils durch Amtleute verwaltet, und, was entfernter lag, verkauft oder vertauscht. Bei den verschiedenen Theilungen, welche in dem Hause Schwarzburg statt fanden, änderte Paulinzelle einige Male seine Besitzer, bis es an die Rudolstädtische Linie fiel, bei der es bis heute geblieben ist.

Da Paulinzelle ein zur Jagd günstig gelegener Platz war, so hatten sich die Grafen von Schwarzburg schon früher zuweilen daselbst aufgehalten; jetzt, nach Aufhebung des Klosters, wurde das Klostergebäude zu einem Jagdschlosse und zu Wohnungen für Rechnungs- und Justizbeamte, für Pächter und zu landwirthschaftlichen Zwecken eingerichtet, und man hält das jetzige Amthaus nicht unwahrscheinlich für das ehemalige Kloster. Die übrigen Gebäude, welche dem Gottesdienste gewidmet waren, verödeten und zerfielen allmählig; auch soll ein Blitzstrahl das Kirchendach entzündet und viel zur Zerstörung beigetragen haben, doch mehr als die Elemente haben Menschenhände geschadet, die alles Mauerwerk, dessen sie bedurften, hier wegholten und zu profanen Zwecken benutzten, wie die Gebäude und Mauern in der nächsten Umgegend beweisen, die eine Menge Steine enthalten, an deren Verzierungen man deutlich sieht, daß sie der Ruine entnommen worden sind.

Da die Bewohner von Paulinzelle eine Kirche nöthig hatten, richtete man um das Jahr 1682 in der Vorhalle eine kleine Kapelle ein, wodurch aber die Ruine so verunstaltet wurde, daß der Gemeinde dafür zu Anfang dieses Jahrhunderts zwei Zimmer in dem fürstlichen Schlosse zum Betsaale angewiesen wurden.

Im Jahre 1718 drohte der schönen Ruine eine große Gefahr. Fürst Ludwig Friedrich I. von Schwarzburg-Rudolstadt beschloß nämlich, Paulinzelle abbrechen und davon eine Kirche in Rudolstadt aufführen zu las-

sen; allein er starb noch zu rechter Zeit, ehe der Abbruch begann und seine Nachfolger hatten mehr Sinn für dies herrliche Denkmal der Vorzeit, widmeten ihm die größte Aufmerksamkeit, thaten Mancherlei für die Erhaltung desselben und sorgten auch für zweckmäßige Säuberung der Umgebungen.

Paulinzelle gewährt einen sehr malerischen Anblick, der durch die hohen Fichten und Tannen, welche auf den Mauerwänden des Schiffs und auf dem Portal sprießen, und durch das Buschwerk, das hier und da aus den Mauerritzen hervorwuchert, bedeutend vermehrt wird. Die Kolossalität der Ruine aber erfüllt mit Staunen und Bewunderung, und von ihrer Erhabenheit kann sich Niemand, der sie nicht mit eigenen Augen gesehen, einen Begriff machen, Niemand kann sich vorstellen, wie das Herz davon ergriffen und tief erschüttert wird. Man wagt nicht, zu reden, nicht zu athmen, um die tiefe Stille, welche in dem Gemäuer herrscht, nicht zu stören, und man zittert stumm vor überwältigender Ehrfurcht. Aber am riesenhaftesten erscheint die Ruine im Mondlicht, und wir versäumten daher nicht, den majestätischen Trümmern noch eine späte Abendstunde zu widmen. Der Vollmond warf grelle Lichter, welche mit den dunkelsten Schatten im wunderbaren Contrast standen, auf das Gemäuer, und es lag ein unendlicher, ganz eigener Reiz in dieser Beleuchtung. Der Schein des Mondes durchstrahlte die leeren Fensterbogen, so daß es uns in einiger Entfernung schien, als sei das Innere der Kirche erleuchtet, und wir mit jedem Augenblick erwarteten, den Hall der Posaunen zu hören und den Chorgesang der Mönche zu vernehmen. Tief ergriffen und schweigend betrachteten wir die geisterhaft beleuchtete Ruine. Einer unserer Begleiter aber sprach mit tiefer, tönender Stimme:

In dem Dom zu Paulinzelle,*)
In des Thales Zaubergrunde,
Hebt das Hochamt wieder an! —
Zwischen langen Säulenreihen
Wecken dumpfe Glockenschläge
Alle Mönche; und sie finden
Wieder die gewohnten Wege.
Und es blitzt das Kreuz voran,
Und es kommt dieselbe Stunde
Still der Zug bei Kerzenhelle
Und dabei der Sacristan.
In dem Dom zu Paulinzelle,
In des Thales Zaubergrunde,
Hebt das Hochamt wieder an!

Sechsundzwanzig Äbte kommen,
Und die Klosterchöre schallen
Und im Kreis der weiten Hallen
Knieen Hunderte von Mönchen
Vor dem Gnadenmutterbild,
Auf das Angesicht gefallen.

Horch! da schweigt es, horch, da wallt
Leise zu dem Hochaltare
Eine weibliche Gestalt,
Zu des Hochamts ernster Feier!
Um die schöngeformten Glieder
Schwebt der zarte Nonnenschleier;
Und die Beter heben sich,
Beugen ihre Häupter nieder
Vor Paulina, vor der Frommen,
Und es rufen alle Lippen
Dumpf die Worte: Sei willkommen
Nach so langen Tagen wieder!
Vielgesegnet war dein Loos!
Sei gesegnet uns, Paulina,
Gründerin der Klostermauern,
Fromme Tochter Moricho's,
Zubenennet „Sanct Reclusa!"

---

*) cf: Thüringer Lieder, von P. H. Welcker.

In dem Dom zu Paulinzelle,
In des Thales Zaubergrunde
Hebt das Hochamt wieder an! —
Aber nicht bei Kerzenhelle
Kommt der Chor, der Sacristan,
Nah'n und gehen die Gestalten:
Nur die Mondesfackel flammt,
Vielgetheilt durch Mauerspalten;
Und es wird ein Todtenamt
In der öden Nacht gehalten.

Und des Kirchenhimmels Dach
Ist zerbröckelt, ist zerstoben;
Über offnen Pfeilerreihen,
Über fichtenschweren Mauern
Blicket nieder auf die Feier
Nur der alte Himmel droben.

Auf ein Zeichen von Paulina,
Auf ein Wort, das dumpf sie spricht,
Dunkelt auch das Mondenlicht
Und es sehnen Alle, Alle
Sich mit einem Mal — zu schlafen;
Und heraus aus tiefem Grund
Schweben plötzlich leere Särge,
Geh'n beladen niederwärts.
Jeder Sarg hat einen Müden,
Von dem Arm der Ruh umfangen,
Auf der Gottesliebe Palmen,
Auf der Unschuld Dunenkissen,
Auf des Leidens spätem Kranz,
Oder auf des Lasters Dornen
Und der Sünde wachen Schlangen. — —

Doch Paulina schön und bleich,
Schön noch mit entfärbten Wangen,
Doch Paulina ruhet weich!
Allen ist vorangegangen
Dort Paulina zu der Gruft.
Eine Lampe nur entzündet
Hat sie; und der letzte Mönch,
Der zu seinem engen Haus

Dort zur Ruhe geht, verkündet:
„Unser Todtenamt ist aus!“

Paulinzelle, stolze Trümmer!
Majestät'scher überrest,
Den der Wandrer staunend findet,
Und mit stillem Weh verläßt!
Von den Mauern wird sein Blick
Bei dem altergrauen Thurm
Vom Portale durch die Bogen,
Wie zu einem ernsten Traum,
Magisch in das Thal gezogen. —
Schonungslose Zeitenwogen,
Haltet von Paulina's Grab,
Von Thüringens schönster Trümmer,
Haltet die Zerstörung ab!

In dem Dom zu Paulinzelle,
In des Thales Zaubergrunde
Wallt ein Zug, das Kreuz voran;
Kommen sechsundzwanzig Äbte,
Bei des Mondes sanfter Helle,
Kommen Hunderte von Mönchen
Und dabei der Sacristan. —
In dem Dom zu Paulinzelle,
In der mitternächt'gen Stunde,
Hebt das Hochamt wieder an.

Eigene Bekanntschaft mit Paulinzelle, so wie: Der Thüringer Wald mit seinen nächsten Umgebungen von W. von C. M.; — Bechsteins Wanderungen durch Thüringen; — Hesse's: Beschreibung von Paulinzelle; — Storch's Wanderbuch durch den Thüringerwald u. a. m. haben den Stoff zu vorstehender Schilderung geliefert.

Ansichten von Paulinzelle gibt es in Menge; die zugänglichsten möchten diejenigen sein, welche sich in der dritten Section des „malerischen und romantischen Deutschlands“, und im zweiten Bande des Werkes: „Thüringen und der Harz“ befinden.

[illegible]

Eigene Bekanntschaft mit Paulinzelle, so wie: Der Thüringer Wald mit seinen nächsten Umgebungen von W. von G. W.; — Brückner's Wanderungen durch Thüringen; — Hesse's Beschreibung von Paulinzelle; — Storch's Wanderungen durch den Thüringerwald u. a. m. haben den Stoff zu vorstehender Schilderung geliefert.

Ansichten von Paulinzelle gibt es in Menge; die gelungensten möchten diejenigen sein, welche sich in der dritten Section des „malerischen und romantischen Deutschlands", und im zweiten Bande des Werkes: „Thüringen und der Harz" befinden.

3.

Das
Kloster zu St. Vincenz
in Breslau
im Königreich Preußen.

Hier — keine Spur von jenem alten Glanz.
v. Göthe.

Das Kloster zu St. Vincenz.

Der in der polnisch-schlesischen Geschichte berühmte, aber in ein gewisses mythisches Dunkel gehüllte Peter Wlast, Starost von Breslau, welcher, nach der Sage, viele Sünden abzubüßen hatte und deshalb eine Bußfahrt nach Rom unternahm, ließ nach seiner Heimkehr nicht nur sieben Kirchen, deren Erbauung er feierlich gelobt, aufführen und reich dotiren, sondern gründete außerdem noch sieben und siebenzig andere Kirchen und davon mehrere in und bei Breslau, besonders aber nördlich von dem sogenannten Lehmdamme, in der Gegend, wo sich jetzt freundliche Gartenanlagen, ländliche Besitzungen, mit fröhlichen Gästen angefüllte Gesellschaftsräume, Kaffeegärten und friedliche, stille Gottesäcker ausbreiten.

Peter Wlast errichtete hier, um für die höhere Bildung der damals noch sehr uncultivirten und heidnischen Nieder-Schlesier wirken zu können, unter andern im Jahre 1139 eine große Kirche, welche er dem heiligen Vincentius, von dem er Reliquien besaß, widmete, wandelte sein dabei gelegenes, damals noch von dichtem Eichenwalde umgebenes Jagdschloß in ein Kloster um und übergab es Cisterciensern aus dem Orden Benedicts. Die Kirche wurde 1149 mit großen Feierlichkeiten und unter glänzenden Festen eingeweiht.

Peter Wlast hatte schon das Kloster mit sehr bedeutenden Gütern und Einkünften versehen, aber, nach der Sitte der Zeit, versäumten auch andere Große der Gegend nicht, das Ihrige zur Bereicherung des Klosters beizutragen, besonders ließ es sich später Herzog Boleslaus der Krause angelegen sein, die Besitzthümer des Stiftes zu vermehren und ertheilte auch die Erlaubniß, alljährlich am Feste seines Schutzheiligen auf dem Platze vor dem Kloster einen Jahrmarkt halten zu dürfen, der zwar im Jahre 1241 wieder aufgegeben wurde, wofür man jedoch das Kloster auf eine andere Weise entschädigte.

Um das Kloster zu St. Vincenz bildeten sich allmählig so viele Capellen, Kirchen, Klöster und andere derartige Anlagen, daß die ganze Gegend endlich eine eigene, fast nur aus kirchlichen Gebäuden bestehende Stadt ausmachte. Die Mönche wußten aber ihr Glück nicht zu schätzen, setzten den Zweck ihres Zusammenlebens gänzlich aus den Augen, vergaßen ihrer Gelübde, lebten unsittlich und führten ein schwelgerisches Leben. Das öffentliche Ärgerniß, welches sie gaben, war zu groß, als daß man ihrem Treiben ruhig hätte zusehen dürfen, und es wurde daher nicht versäumt, die Mönche zu warnen und ihnen vorzustellen, daß, wenn sie fortfahren würden, ein so ausschweifendes Leben zu führen, der Ruin des Klosters nicht zu vermeiden sein möchte, aber alle Ermahnungen waren in den Wind gesprochen.

Nun blieb den geistlichen und weltlichen Behörden nichts weiter übrig, als die äußerste Strenge anzuwenden. Der Erzbischof von Gnesen jagte auch schon 1180 den Convent ohne Weiteres von dannen und belegte das Kloster mit Prämonstratensern, die er aus dem bei Kalisch gelegenen Kloster St. Vincenz kommen ließ. Diese führten eine bessere Wirthschaft und war es anfänglich

ihr hauptsächlichstes Augenmerk, die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen; sie hatten aber von den vertriebenen Cisterciensern, die, nachdem sie mehrere Jahre auf die liederlichste Weise das Land durchschweift, große Lust bezeigten, ihre alten Wohnsitze wieder einzunehmen, viele Unannehmlichkeiten zu erdulden; was ihnen aber um so weniger glückte, als der durch die trefflichsten Eigenschaften ausgezeichnete Abt Cyprian, welcher die Prämonstratenser aus St. Lorenz bei Kalisch nach Breslau geführt hatte, zum Bischof erwählt wurde, und sich seiner ehemaligen Mönche auf das Nachdrücklichste annahm.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Klostergebäude sehr baufällig und Nikolaus I., welcher vom Jahre 1330—38 die Abtwürde bekleidete, baute dieselben von Steinen ganz neu auf.

Unter Franz I. war Breslau in den Bann gerathen. Franz wurde 1381 von der Stadt dringend zum Messelesen aufgefordert und so hart bedroht, daß, im Falle der Weigerung, sein Leben in Gefahr war; er versprach daher, den nächsten Tag ihrem Wunsche zu willfahren, floh aber die Nacht vorher mit allen seinen Geistlichen aus der Stadt und begab sich nach Polen. Die erzürnten Breslauer warfen sich aber racheburstig auf das Kloster zu St. Vincenz, plünderten es aus und begaben sich dann zu den übrigen Breslau'schen Stiftern, mit denen sie auf gleiche Weise verfuhren.

Abt Andreas, der von 1409—17 regierte, brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß das Stift von aller geistlichen Jurisdiction befreit und allein dem päpstlichen Stuhle unterworfen wurde.

Unter der Regierung des im Jahre 1526 erwählten Abtes Johann schlug die Todesstunde des Klosters. Die Türken standen nämlich vor Wien, und die Breslauer, welche besorgten, von diesen gefürchteten Gästen

einen Besuch zu erhalten und das, die Befestigungswerke der Stadt überragende, Kloster in diesem Falle für gefahrdrohend hielten, beschlossen die Abtragung desselben, und der betrübte Abt mußte mit den Seinen zusehen, wie am **14.** October 1529 der Abbruch seines stattlichen Sitzes geschah; doch gelang es seiner nachdrücklichen Vorstellung wenigstens, daß ihm schon im folgenden Jahre das bisherige Jakobskloster am Sandthore, welches **1240** von Herzog Heinrich **II.**, der später in der Tartarenschlacht bei Wahlstadt seinen Tod fand und auch hier beerdigt wurde, erbaut war und ursprünglich den Franciscanern gehörte, zum neuen Wohnsitze übergeben wurde. Dasselbe stand gerade leer, weil die Mönche in Folge der Reformation fast sämmtlich das Kloster verlassen hatten und die wenigen Zurückgebliebenen anderweitig untergebracht worden waren, und erhielt nun von dem abgetragenen Stifte durch feierliche Einweihung, am 3. Juni **1530**, den Namen „Vincenzkloster", welches später erneuert wurde und noch heute ein stattliches Gebäude ist.

Den Stoff zu vorstehendem Aufsatze boten verschiedene Journale und einige Beschreibungen von Breslau.

4.

Das Kloster der Ursulinerinnen zu Duderstadt im Königreich Hannover.

Wenn ich Euer Thun betrachte,
Glaub' ich, daß Ihr glücklich seid;
Da Ihr alle Eure Kräfte
Nur dem Wohl der Menschheit weiht!

D.

Das Ursulinerkloster zu Duderstadt.

In dem zum Königreich Hannover gehörigen Fürstenthum Grubenhagen liegt da, wo sich die Brehme und die Hahle, — zwei unbedeutende Bäche, mit einander vereinigen, das Städtchen Duderstadt, durch seinen Tabaksbau und seine früher sehr bedeutenden Bierbrauereien hinlänglich bekannt.

Zwischen dem nördlich gelegenen Neuthore und dem zu einem angenehmen Spaziergange eingerichteten Walle liegt ein Kloster, welches, obgleich es sich weder durch alterthümliche Schönheit, noch durch besondere Kunstschätze auszeichnet, vor tausend andern Klöstern des deutschen Landes einen sehr bedeutenden Vorzug, den Vorzug — der Existenz, hat. — Es ist noch heute ein Kloster und wird es, so hoffen wir mit Zuversicht, auch bleiben, da es einem Orden angehört, der gemeinnützig ist, mit Eifer den Unterricht und die Erziehung der Jugend leitet und sich die Achtung aller Derjenigen erwirbt, welche es näher kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Der Orden der Ursulinerinnen, welcher sich die Heranbildung und Erziehung einer sittlich guten und unterrichteten weiblichen Jugend zur besondern Aufgabe gestellt hatte, wurde bald so beliebt, daß jede nur einigermaßen bedeutende Stadt ein Kloster dieses Ordens in ihren Mauern zu haben wünschte.

Mehrere junge Mädchen aus Duderstadt, unter denen sich auch die Gattin des Stadtschuldheißen Johann Christoph Böning, Frau Apollonia Therese Böning, geb. von Horn, befand, waren im Ursulinerkloster zu Erfurt erzogen worden, und sie alle, besonders aber die eben genannte Frau, beschlossen, Alles für Gründung eines solchen Klosters thun und anwenden zu wollen. Frau Böning wußte nicht nur ihren Gatten, sondern auch den Bruder ihres Mannes, den damaligen geistlichen Commissar des Eichsfeldes und Pfarrer zu Duderstadt, Dr. Herwig Böning, einen vom Mainzischen Churfürsten Franz hochgeschätzten Mann, und mehrere andere angesehene Personen, für ihren Lieblingsplan zu gewinnen. Nachdem Dr. Böning die Erlaubniß des Churfürsten zur Anlage des gewünschten Klosters, nebst der Versicherung zu jeder möglichen Unterstützung erhalten hatte, begab er sich im J. 1699 in das Ursulinerkloster zu Erfurt und trug daselbst seinen Wunsch, aus diesem Kloster einige Jungfrauen für die neue Stiftung in Duderstadt zu erhalten, vor, worauf sich Clara Eugenia von Ebelsbach, genannt: von der h. Ursula, Magdalena Elisabeth Broßmann, genannt: von der h. Therese, Johanne Clara von Kreuzburg, genannt: vom h. Anselm, Dorothea Anna Catharina Metzner, genannt: vom h. Franz Xaver und eine Converse Martha Catharina Ewald, genannt: von der h. Magdalene, sogleich dazu bereit erklärten.

Dr. Böning kehrte nun nach Duderstadt zurück, um einen passenden Platz für das neue Kloster auszusuchen und wählte dazu die Stelle vor dem innern Neuthore, wo zwischen den Ringmauern und der äußern Wallumgebung eine der Jungfrau Maria geweihte Capelle, nebst einem dazu gehörigen Garten und einem

wahrscheinlich schon seit 1636 leer stehenden Priesterhause lag. Die Erbauung dieser Capelle mit einem Hospital für Reisende setzt die Barkefeld'sche Chronik in das J. 1442 und schreibt die Stiftung dem Pfarrer Heinrich Sothen zu, mit den Worten: Ao. 1442 die Capelle und das Hospitium peregrinantium ad B. M. V. ex fundatione Hrn. Henrich Sothen Pfarrers zu bauen angefangen unter direction Christian Christiani, Herrmann von Rhoden Priesters und Barthold Sothen.

Der Churfürst übergab auf Dr. Bönings Vorschlag den Ursulinerinnen nicht allein die Kirche, sondern überwies ihnen auch noch zehn Malter Korn und zwanzig Stecken Brennholz, sammt den noch ausstehenden und in den nächsten beiden Jahren anzusetzenden Kirchenstrafen; der Stadtrath aber schenkte außerdem zum Ankaufe und zur Herrichtung der nöthigen Gebäude ein ausstehendes Capital von 1000 Kammergulden, nebst den noch darauf haftenden Zinsen, welche das Capital noch überstiegen.

Die für Duderstadt bestimmten Nonnen reisten unterdessen am 20. August 1700 von Erfurt ab, nahmen ihren Weg über Kloster Neuwerk und Langensalza, wo sie von der Frau von Kreuzburg, Mutter der einen Nonne, und von der Frau Stadtschuldheiß Apollonia Therese Böning begrüßt wurden und begaben sich von hier über Kloster Celle nach Kloster Teistungenburg, wo sich mehrere Frauen aus Duderstadt bereits versammelt hatten, die Ankömmlinge freudig begrüßten und mit den herzlichsten Glückwünschen empfingen. Am 25. August, am Tage des heiligen Ludwig, langten sie in Duderstadt an, wurden zuerst von dem Stadtschuldheißen Böning freundlich aufgenommen und bewirthet, zogen aber noch an demselben Tage in die einstweilen für sie eingerichtete Wohnung in der Stadt, und alle Einwohner beeiferten

sich, den Ankömmlingen bei ihren Einrichtungen behilflich zu sein und es ihnen an nichts Nöthigem fehlen zu lassen. Die Nonnen des nahegelegenen Klosters Teistungenburg versäumten ebenfalls nicht, ihre Theilnahme zu beweisen und sandten Obst, Mehl, Feld- und Gartenfrüchte, Leinwand, Flachs, Bücher und hundert andere Dinge.

In dem Hause: „Zum heiligen Geist", welches die Ursulinerinnen bezogen hatten, wurde zwar sogleich die Pensions- oder Erziehungsschule angefangen, doch konnte derselben, wegen Mangel an Raum, noch nicht die gewünschte Ausdehnung gegeben werden. Auch mußten Anfangs die Nonnen an Sonn- und Festtagen in die Oberkirche fahren, bis durch Dr. Bönings Bemühungen noch ein Haus angekauft und zu einem Oratorio eingerichtet wurde. Am 8. September 1700 wurden die beiden ersten Kostgängerinnen in die Erziehungsschule aufgenommen, von denen die eine, Anna Dorothea Johanne von Wintzingerode, eine Converse, später ins Noviziat trat. Am 21. November desselben Jahres waren schon zwölf, und am 26. September des folgenden Jahres schon 23 Zöglinge in der Kostschule.

Am 11. September 1700 übergab Dr. Böning den Nonnen feierlich die Kirche und am 22. October desselben Jahres, Morgens um 9 Uhr, legte er in Gegenwart mehrerer Zeugen den Grundstein zum neuen Kloster, errichtete auf dem Platze, zum Zeichen, daß derselbe zu einem Klosterbau bestimmt sei, ein Kreuz und setzte die anwesenden Nonnen in den Besitz desselben. Eine noch vorhandene zinnerne Tafel erzählt uns die Gründung mit folgenden Worten:

S. Sede apostolica per obitum Innocentii Papae XII. vacante, regnante Leopoldo primo Romanorum Rege, favente Lothario Francisco S. Sedis Moguntinae Archiepiscopo S. Romani Imperii per Ger-

maniam Archicancellario et Episcopo Bambergensi, sub Herwico Boening J. U. D. Commissario in Spiritualibus et Parocho Duderstadiensi, Joanne Christophoro Boening J. U. D. praetore Duderstadiensi, consulibus Jeanne Jodoco Sothen et Joanne Henrico Klinkhart juris consultis, primus Lapis hujus Coenobii Sanctimonialium S. Ursulae in honorem SS. et individuae Trinitatis, sub patrocinio S. Deiparae Virginis Mariae, S. Elisabetham visitantis positus est sub Antistita Clara Eugenia de S. Ursula nata ab Ebelsbach, assistentibus Magdalena Elisabeth de S. Theresia Brosmannin, Joanna Clara de S. Anselmo nata de Creutzburg, Anna Catharina de S. Francisco Xaverio nata de Metzner novicia, Martha Catharina de S. Magdalena nata Ewaltin conversa anno Saeculi MDCC postridie SS. Ursulae et Sociarum VV. et MM.

Die Kirche wurde nun vergrößert, erhielt ein geräumiges Chor, und der Bau des Klosters schritt so rasch vorwärts, daß noch die erste Äbtissin, Clara Eugenia von Ebelsbach, so glücklich war, die Vollendung desselben zu sehen, obwohl sie schon am 13. März 1705 starb. Sie war die Erste gewesen, welche 1664 im Ursulinerkloster zu Kitzingen die Gelübde abgelegt hatte, war dann Mitgründerin und zweite Äbtissin des Ursulinerklosters in Erfurt geworden, im hohen Alter noch nach Duderstadt gekommen, und erfreute sich der allgemeinen Achtung und Liebe in einem so hohen Grade, daß die ganze Stadt ihren Tod betrauerte, an ihrem Begräbnißtage alle Glocken der Stadt läuteten und ihr zu Ehren ein musikalisches Todtenamt gehalten wurde. Sie ward in der Kirche Beatae Mariae Virginis, bei dem Altare des heiligen Joseph, unter dem Bildnisse des Apostel Petrus, beigesetzt.

Da die Theilnahme an der segensreich wirkenden

Anstalt allgemein war, und fast alle Einwohner Duderstadts dieselbe auf das Wohlwollendste und Freigebigste unterstützten, so konnte man schon in den Jahren 1706 — 8 zwei neue Flügel, und 1712 das kleine Chor errichten. Abermals muß hier der Name „Böning" mit Auszeichnung genannt werden. Dr. Böning überwies dem Kloster nicht nur eine jährliche Summe von 20 Thlr. aus der sogenannten Anselmschen Stiftung, welche der Churfürst Anselm gegründet, zur Verbesserung der Pfarr- und Schulstellen des Eichsfeldes bestimmt und die Vertheilung der davon aufkommenden Zinsen dem Commissar Böning überlassen hatte, — er entsagte nicht nur zu Gunsten des Klosters dem nicht unbedeutenden Catharinenbeneficium, sondern unterstützte auch das Kloster mit eigener Aufopferung aus seinen Mitteln, und sein Bruder, der schon erwähnte Johann Christoph Böning und dessen Frau, thaten ebenfalls Vieles und ließen sogar ihre einundzwanzigjährige Tochter Clara Eleonore, welche später Äbtissin wurde und es fast 22 Jahre lang blieb, im Jahre 1707 die Gelübde ablegen. Für so viele Aufopferung erkannte der Convent dem Commissar Böning, dessen Bruder Johann Christoph Böning, und der Frau des Letztern „aus Erkenntlichkeit und Gerechtigkeit" den Titel als Stifter ihres Klosters, mit allen damit verbundenen Privilegien und Rechten, zu.

Außer einigen kleinen Legaten, welche die Pfarrer aus Lindau und Bielshausen dem Kloster vermachten, erhielt dasselbe noch bedeutende Unterstützung von der Fürstin von Löwenstein, die, als Nonne im Ursulinerkloster zu Metz lebend, von der Gründung des Klosters zu Duderstadt und dessen geringen Mitteln hörte, 1711 mit Equipage des Prinzen von Hessen-Rothenburg ankam, als Oberin des Klosters hier verweilte und dasselbe erst 1718 wieder verließ, als es ihrer nicht mehr bedurfte

und sich in so günstigen Umständen befand, daß 1726 zwei an das Kloster stoßende Häuser, an deren Stelle später der neue mit der Kirche parallel laufende und bis zur Straße führende Klosterflügel erbaut wurde, nebst dem Hospital angekauft werden konnten.

Sowohl die Zeit, in welcher das Kloster gebaut wurde, als die geringen Mittel, welche zu seiner Gründung vorhanden waren, lassen errathen, daß die Gebäulichkeiten mit kirchlichen Bauwerken, welche ihren Ursprung dem Mittelalter verdanken, keinen Vergleich aushalten. Die Inschriften, welche sich finden, rühren von Dr. Böning her. Die erste befindet sich an der Schellpforte und lautet:

Lothari hic alimur germen magnique Philippi
Formosi fontis*) Najades innocuae.
Congenerem sexum utiliter discenda docemus,
Quaelibet huic curae cedere cura potest.

Die zweite Inschrift, welche sich an der Schulpforte findet, heißt:

Huc ades a teneris Christo adducenda juventus,
Quae titulum sexus debilioris habes!
Eja age! Culturae patientem si dabis aurem,
Non eris incauto quod fuit Eva viro.

Inwendig im Kloster stehen die Worte:

pro Vero PVeLLarVM bono et salVte perpetVa
sVrreXI o DeVs faVe.

Die Erlebnisse des Klosters sind im Ganzen unbedeutend und läßt sich ungefähr Folgendes berichten:

Im siebenjährigen Kriege, in welchem Duderstadt sehr viel litt, war das Kloster in großer Gefahr, indem ein französischer General das Wester- und Neuthor be-

---

*) Beide genannte Churfürsten waren Grafen von Schönborn.

schießen ließ, aus welcher Zeit man noch jetzt eine Kugel im neuen Klosterflügel sitzen sieht.

Am 26. November 1770 entstand eine Feuersbrunst und setzte die Klosterfrauen so in Schrecken, daß sie gelobten, den 4. Februar eines jeden Jahres als Fasttag zu begehen.

1777 besuchte Churfürst Friedrich Carl Joseph, Freiherr von Erthal, das Kloster. In Rücksicht auf seine Dürftigkeit, von welcher er sich persönlich überzeugt haben mochte, schenkte er demselben später (1791) 100 Thlr., 24 Malter Korn und 24 Malter Gerste jährlich aus den Einkünften des Pölderhofes.

In Folge der französischen Revolution kamen gegen dreißig französische Geistliche und mit ihnen zwei Ursulinerinnen nach Duderstadt, welche Letztere im Kloster freundliche Aufnahme fanden.

Als Duderstadt westphälisch wurde, ging die Regierung damit um, das Kloster aufzuheben, sandte auch eine Commission nach Duderstadt, welche damit beauftragt war, die Klostergüter in Augenschein zu nehmen, als aber die Untersuchung ergab, daß die Pensionen sich höher belaufen würden, als der Klosterfond aufzubringen im Stande sei, so ließ man das Kloster ruhig fortbestehen, doch wurde die Aufnahme neuer Mitglieder verboten.

Als die Franzosen aus Rußland zurückkehrten, ward das Kloster in ein Krankenhaus umgewandelt und den Nonnen ein Flügel nach dem andern abgenommen, ja, im August 1813 mußten sie das Kloster gänzlich räumen, und fast zwei Jahre in der Stadt wohnen, bis Duderstadt abermals preußisch wurde, und man den Nonnen erlaubte, das Kloster wiederum zu beziehen.

Seit Duderstadt dem Königreich Hannover einverleibt wurde, bezeigte man sich so wohlwollend, daß nach achtzehnjähriger Unterbrechung im Jahre 1819 die erste

Novize wieder aufgenommen werden konnte, und mit deren Aufnahme bis in die neuesten Zeiten fortgefahren worden ist.

Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch wirken nun die Ursulinerinnen in Duderstadt und sind unausgesetzt mit dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigt.

Das Kloster enthält zwei Anstalten:

a) die Lehranstalt, welche aus drei Klassen besteht, in denen die Mädchen der hiesigen katholischen Stadtgemeinde, ungefähr 300 Kinder, in allen nöthigen Kenntnissen auf das Treulichste unterrichtet werden;

b) die Erziehungsanstalt, in welcher nicht allein Kinder katholischer, sondern auch protestantischer Eltern, Wohnung, Kost und Pflege und einen vortrefflichen Unterricht erhalten. Außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen werden die Zöglinge in allen weiblichen Arbeiten, im Französischen und im Clavierspielen unterrichtet.

In beiden eben genannten Anstalten wirken als Lehrerinnen die fünf jüngern Nonnen des Klosters, welche für ihr Fach methodisch gebildet sind.

Die jetzige Äbtissin ist die würdige Mutter Alexia.

Den Beweis, daß die Ursulinerinnen in Duderstadt ihren Zweck erfüllt und unzähliges Gutes gestiftet haben, liefert die am 26. November*) 1837 stattgefundene

*) Diese Feier hätte eigentlich schon den 18. März stattfinden sollen, da die Ursulinerinnen am 18. März 1537 zuerst in einen förmlichen Verein zusammentraten und die heilige Angela zu ihrer Vorsteherin erwählten; da aber der 18. März 1837 gerade auf den Sonnabend vor Palmarum fiel, wo das Jubelfest nicht gehalten werden konnte, so wählten die deutschen Klöster den 26. November, da im Jahre 1535 an diesem Tage der Anfang zur immerwährenden Gesellschaft gemacht worden war.

Feier des Stiftungstages des Ursulinerordens, und die allgemeine Theilnahme, welche sich in Duderstadt bemerkbar machte, welche um so gerechter war, da sich das Kloster unausgesetzt in höchster Achtung zu erhalten gewußt hatte. Am genannten Tage strömte Morgens gegen sieben Uhr eine große Menschenmenge nach der Klosterkirche, wo das hochwürdigste Gut ausgesetzt und ein feierliches Leviten-Hochamt gehalten wurde. Nachmittags fand in der Klosterkirche Gottesdienst statt, der Progymnasiallehrer und Caplan Stamm hielt eine Jubelpredigt, und die ganze Feierlichkeit ward mit einem feierlichen Te Deum beschlossen.

Daß die Stadt nicht nur einen oberflächlichen, sondern den herzlichsten Antheil an der Jubelfeier des Klosters nahm, dafür spricht noch insbesondere der Umstand, daß der Magistrat dem Convente 100 Thlr. zur Begründung einer Bibliothek mit einem herzlichen Glückwunsche übersandte, in welchem unter Anderm gesagt war:

„Groß sind die Verdienste, welche sich der hochwürdige Convent durch treuen und musterhaften Unterricht der hiesigen weiblichen Jugend seit einem Jahrhundert erworben hat. Wir schätzen uns glücklich, durch den hochwürdigen Convent der Ursulinerinnen eine so angemessene Elementar-Töchterschule zu besitzen, daß hierin Duderstadt wohl von keiner Stadt im Königreiche übertroffen wird, daß es wohl keine Stadt im Königreiche gibt, deren Töchter-Lehrerinnen sich sämmtlich mehr als Muster weiblicher Tugend und Frömmigkeit ihren Schülerinnen darstellen.

Hierüber herrscht nur eine Stimme, und wir sprechen dies am heutigen feierlichen Tage sehr gern laut aus, indem wir zugleich um gütige Aufnahme der Stif-

tung einer kleinen Bibliothek*), behuf Fortbildung der Lehrerinnen im Kloster, gehorsamst bitten," u. s. w.

Außerdem, daß der Magistrat den Ertrag einer Collecte in der Stadt bewilligte, versicherte auch noch die Bürgerschaft schriftlich:

„ihre Theilnahme an dem Feste, wie nicht minder ihre dankschuldige Anerkennung der Verdienste des Klosters um ihre Jugend und das Wohl der Familien,"

und stellte einige achtzig Thaler zur Disposition des Convents mit dem Wunsche, „solche zur Begründung einer, namentlich das Erziehungs- und Unterrichtsfach umfassenden Hausbibliothek für das Kloster" zu verwenden.

Außer eigener Bekanntschaft mit dem Kloster lieferten die Data zu Vorstehendem: Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt, von Johann Wolf, Kanonikus in Nörten. Göttingen, 1803. — Die Ursulinerinnen in Duderstadt. Denkschrift auf die Jubelfeier der 300jährigen Ordensstiftung, nebst der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigt, von Stamm. Sondershausen, 1838.

Eine Abbildung des Klosters kenne ich nicht.

---

*) Die Idee zur Verwendung des vom Magistrate bewilligten Capitals zu einer Bibliothek rührt vom Stadtpfarrer Stange her.

5.

Dietenborn
im Königreich Preußen.

Suchend nach der Waldabtei,
Zieht kein Pilger mehr herbei.
P. H. Welcker.

Dietenborn.

Nicht weit von dem berühmten alten Schlosse Lohra, welches vier Stunden von Nordhausen und eine Stunde von Bleicherode auf einem hohen, steilen Felsen liegt und von dem an einem andern Orte von mir berichtet worden ist, ruht friedlich, von Bergen und Waldungen umkränzt, das vormalige Kloster und jetzige Erbpachtsgut Dietenborn.

Den Namen hat das Kloster von einem „Born' oder Brunnen, welcher der einzige in der Nähe ist, aber sehr reichlich quillt und den man daher auch sorgfältig mit Quadersteinen eingefaßt hat. Es war mit Nonnen besetzt, — eine Gegend, nach dem Dorfe Kleinberndten zu, heißt noch jetzt „die Nonnenburg", — und muß einen nicht unbedeutenden Umfang gehabt haben, da nicht allein die Amtgebäude mit sämmtlichen Scheuern und Ställen auf den alten Kloster- und Kirchenmauern erbaut sind, sondern auch alte Leute noch recht gut wissen, wie weit sich die Ruinen des alten Klosters erstreckten, und z. B. an der Klosterschenke, welche etwa vierhundert Schritte vom Amthause entfernt liegt, noch im J. 1760 ein großer Bogen gesehen wurde, der jedenfalls einen Eingang zum Kloster gebildet hatte, auch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den Gärten des jetzigen Amtes viele Grundmauern von ehemaligen nicht unbedeutenden Gebäuden aufgefunden wurden.

Die Nachrichten über das Kloster Dietenborn sind sehr dürftig. Wir wissen weder, wer die Stifter desselben gewesen, noch ist uns bekannt, zu welchem Orden es gehörte und wie seine innern Einrichtungen beschaffen waren; nur eine alte Schwarzburg'sche Chronik theilt uns die Bemerkung mit, daß Bonifacius der Stifter von Dietenborn gewesen sei. Der heilige Bonifacius soll nämlich, was freilich von Andern ganz und gar geleugnet wird, bis in diese Gegend vorgedrungen sein, das Bild der Göttin Lohra zertrümmert, zu Elende eine Capelle, und an der Stelle, wo jetzt Dietenborn liegt, vor den versammelten Heiden gepredigt, sie aus dem „Borne" getauft und zur Erinnerung an diese Handlung bei dem Brunnen das Kloster Dietenborn erbaut haben. — Obgleich nun diese Erzählung sehr sagenhaft klingt, so ist doch jedenfalls bemerkenswerth, daß noch heute ein Feldweg in der Nähe von Dietenborn „der Bonifaciusgang" genannt wird.

Im J. 1220 finden wir Dietenborn bereits als Kloster aufgeführt. — Dietrich III., Graf von Hohenstein, welcher es mit Landgraf Albrecht dem Unartigen wider dessen Söhne hielt, empfing, sammt seinem Bruder, als Lohn für die bewiesene Anhänglichkeit, im J. 1299 zu Erfurt die Vogtei über Dietenborn zu Lehen. — Außerdem berichtet der bekannte Paul Jovius, daß die Grafen von Hohenstein, die Brüder Dietrich VI. und Ulrich, mit ihrem Vetter Heinrich, „dem Gotteshause zu Dietenborn" das Pferd, welches den Grafen von Hohenstein bis daher jährlich von dem Kloster geliefert werden mußte, „gutwillig und aus christlicher Andacht" erlassen hätten, und daß 1377, Sonntags nach Gregorii, Graf Heinrich VIII. der Kahle oder der mit der rothen Platte, welcher bei der Theilung der Grafschaft Hohenstein Lohra und Clettenberg zu seinem An-

theil erhalten hatte, aus „sonderbarer Andacht“ für sich und seine beiden ältesten Söhne dem Kloster Dietenborn etliche Zinsen zu einer ewigen Lampe gegeben habe.

Im Bauernkriege eilten aus der Gegend von Lohra ganze Schaaren von Landleuten Thomas Müntzer zu, als dieser eben im Begriff war, nach dem Stolberg'schen zu ziehen. Zuerst wandten sie sich nach dem Kloster Dietenborn, das sie aber wahrscheinlich nicht, wie sie es bei andern Klöstern zu thun pflegten, den Flammen preisgaben, sondern blos ausplünderten. Doch mochten die wilden Rotten ziemlich stark in den Gebäuden, welche von den Nonnen kurz vor Ankunft der tobenden Schaar verlassen worden waren, gewüthet haben, denn das Kloster glich nach wenig Jahren, zumal die Nonnen nicht zurückkehrten und auf die Erhaltung oder Wiederherstellung desselben von Niemandem etwas gewendet ward, völlig einer Ruine.

Mit dem Jahre **1546** fingen die Grafen von Hohenstein an, in ihren Landen die Reformation einzuführen; sie säcularisirten daher die meisten Klöster und nahmen **1556** auch Dietenborn förmlich in Besitz.

Dietenborn wechselte von nun an oftmals seinen Herrn. Als der letzte Graf von Hohenstein, Ernst **VII.**, am 8. Juli **1593** zu Walkenried starb, nahmen Schwarzburg und Stolberg, welche mit den Grafen von Hohenstein eine Erbverbrüderung geschlossen hatten, die Hohenstein'schen Länder in Besitz, aber schon den Tag nachher ließ Heinrich Julius von Braunschweig die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnehmen, die Leute der Grafen heraustreiben und einige derselben gefangen nach Braunschweig führen. Als Grund seiner Handlungsweise gab Julius von Braunschweig an, daß Lohra und Clettenberg Halberstädt'sche Stifts-

lehen seien, und daß weder der Kaiser, noch das Stift jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätten.

Da die Grafen nicht Macht genug hatten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so klagten sie beim Reichskammergerichte; aber erst Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig bot einen Vergleich der Art an, daß er die Ämter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode mit allen Zubehörungen den Grafen von Stolberg und Schwarzburg abtrat. Die Grafen erhielten nun die Güter als ein Afterlehen von Braunschweig-Wolfenbüttel und wurde ihnen außerdem versprochen, daß sie nach Absterben der Wolfenbüttel'schen Linie in dem Amte Clettenberg und was dazu gehörig, ebenfalls die Succession haben sollten, jedoch unter der Bedingung, dasselbe von den übrigen Linien des Hauses Braunschweig zu Lehn nehmen zu wollen. Mit dem Herzog Friedrich Ulrich erlosch die Wolfenbüttel'sche Linie auch bald, aber Halberstadt zog Lohra und Clettenberg sogleich ein und diese Wiedereinnehmung geschah am 30. April 1636 durch den Grafen von Metternich, der nicht nur die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit Soldaten besetzte und die Diener des Grafen mit Zurücklassung ihres Vermögens vertrieb, sondern sich auch alles dessen bemächtigte, was die Grafen an Getreide und Vieh hatten dahin bringen lassen.

Im westphälischen Frieden wurden dem Churhause Brandenburg, wegen Aufopferung der Vorpommerischen Lande, als Vergütigung die Herrschaften Lohra und Clettenberg zuerkannt und kam somit auch das in der Herrschaft Lohra gelegene Kloster Dietenborn an Brandenburg.

Da bei Abschließung des westphälischen Friedens der Brandenburg'sche Gesandte, Graf Johann von Sayn und Witgenstein den Vortheil seines Herrn sehr eifrig und geschickt verfochten hatte, so belieh ihn der Churfürst

von Brandenburg, sowohl zur Belohnung seiner Verdienste, als auch für bedeutende Vorschüsse, die der Graf gemacht hatte, mit Lohra und Clettenberg, deren Werth der Churfürst nicht kannte. Beide Herrschaften, Lohra sowohl als Clettenberg, waren aber mit bedeutenden Schulden belastet und die Grafen von Witgenstein sahen sich daher genöthigt, einzelne Stücke ihrer neuen Besitzungen zu verpfänden. Unter Andern überließen sie auch Dietenborn pfandweise an den Kriegsrath Paul Hafner, welchen wir noch im Jahre 1664 in Dietenborn finden. In Großberndten, in welches Dietenborn, das keine eigene Kirche mehr hat, seit fast zweihundert Jahren eingepfarrt ist *), bewahrt man in der Kirche noch einen schönen, silbernen und stark vergoldeten Kelch, an welchem man die Worte lies't:

Anno MDCLXIV hat der Herr Kriegsrath Paul Hafner und Fr. Gertraut Elisabeth von Drebber als jetzige Einhabern des Klosters Dietenborn diesen Kelch verehret. D. G. B. K. **)

Da der alte Graf von Witgenstein schon gestorben war und die Landstände, welche die Wichtigkeit der Herrschaften Lohra und Clettenberg immer mehr einsahen, fortwährend auf Einziehung derselben drangen, so begann der Churfürst auch bei den Grafen, die er schätzte, darauf hinzudeuten; allein diese wußten ihm durch ihre Bitten das Versprechen abzulocken, sie, so lange er lebe, im Besitze der beiden Herrschaften zu lassen, doch solle es seinem Nachfolger frei stehen, dieselben unverzüglich einzuziehen.

Der folgende Churfürst und nachherige König von Preußen hätte also Lohra und Clettenberg geradezu weg-

---

*) Doch behauptet das Amt noch das Capellenrecht und bringt es bei Taufen und Trauungen in Ausübung.

**) D. G. B. K. soll heißen: Die Groß-Berndtische Kirche.

nehmen können, er fing aber dennoch an, mit Graf Gustav von Witgenstein zu unterhandeln, forderte ihn auf, Lohra und Clettenberg abzutreten und versprach, dafür 100,000 Thaler baar zu zahlen, alle auf der Grafschaft haftenden Schulden, die sich auf 300,000 Thaler beliefen, mit zu übernehmen, den Grafen Gustav zum Statthalter über die Grafschaft Mark mit 2000 Thlr. Gehalt zu bestellen, dessen ältestem Sohne, Heinrich Albrecht, eine Domherrnstelle und eine Comthurei bei dem Orden zu Sonnenburg zu verschaffen und ihm jährlich 400 Thlr. Gnadengelder zu geben, bis er zur Hebung seiner Pfründe gelangen würde; dem andern Sohn, August, ein Regiment Soldaten zu schenken, und einer jeden Tochter einen Jahrgehalt von 200 Thalern zu verleihen.

Trotz dieser glänzenden Anerbietungen weigerte sich Graf Witgenstein, dieselben anzunehmen, und der Churfürst sah sich nun genöthigt, Gewalt zu gebrauchen; da aber Graf August von Witgenstein sein Liebling war, so machte er diesem abermals sehr vortheilhafte Anträge, die auch endlich angenommen wurden.

So kamen denn in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts die Herrschaften Lohra und Clettenberg an das preußische Haus. Die meisten Güter wurden in Domainen, und auch Dietenborn in ein Domainenamt, welches die Dörfer Groß- und Kleinberndten in sich begriff, verwandelt. Die zu der Domaine geschlagene Länderei mochte ungefähr in zwölf Hufen bestehen. Es waren aber, außer den Hauptgebäuden, gar keine Häuser weiter vorhanden, bis Dietenborn im Jahre 1760 an die Herren von Hagen kam, welche für ihre Arbeiter eine Anzahl Häuser erbauten.

Anfangs hatten die Amtleute das Recht, ihre Justizbeamten selbst zu wählen, es wurde ihnen aber genommen und ein ordentlicher Justizbeamter angestellt. Der

erste derselben war der Commissionsrath Henrici zu Bleicherode.

Als im Jahre 1772 das neue Amthaus erbaut wurde, nahm man dazu die besten Steine von den alten Klostergebäuden, so daß das klösterliche Ansehen, welches Dietenborn bis zu dieser Zeit bewahrt hatte, fast gänzlich verschwand. Der jetzige Inhaber von Dietenborn ist der Oberamtmann Felber auf Teistungenburg.

Das Gestein der Umgegend ist ein fester Mehlstein, in welchem sich viele Muscheln von verschiedener Gestalt und Größe, Bonifaciuspfennige, Ammonshörner u. dergl. finden.

Eigene Bekanntschaft mit Dietenborn, die Chroniken von Leuckfeld, Hoche's Geschichte der Grafschaft Hohenstein, Schmaling's Magazin u. A. lieferten den Stoff zu Vorstehendem.

malig besessen, an den Gemeinschaftlich... an die Geistlichen.

Als im Jahre 1778 das neue Pfarrhaus erbaut wurde, nahm man eine der besten Steine von dem alten Schloßgebäude, so daß das ehemalige Gebäude, welches Dieterichsen bis zu dieser Zeit gestanden hatte, fast gänzlich verschwand. Die jetzige Besitzer von Tiefenbach ist der Kammerherr Fischer auf Zeitlungenberg.

Das Gebiet des Rittergutes ist ein schönes Flußthal, es erstreckt sich viele Morgen von verschiedener Güte und Größe, Weinbergsplätzen, Wiesenländereien zu Pflanzen.

Eigene Gerichtsbarkeit mit Altenburg, die Gemeinden von Neukirchen, Hohenstein, Schnaudertrebnitz, Domsdorf u. B. Letztere das Stift zu Rochlitzseburg.

6.

Der Oybin

bei Zittau im Königreich Sachsen.

Ha, der Wandlung! — Trauerbirken grünen
  In der Väter weitem Refector.
In der Kirche heiligen Ruinen
  Wildert üppiges Gesträuch empor.
In des Kreuzgangs halbverrollter Mauer
Weh'n des Luftzugs eisigkalte Schauer.
  Heimchen zirpen, wo, beim Meßgesang,
  Sonst die Andacht im Gebete rang.

Grohmann.

(Elegie, geschrieben in den Trümmern des Oybin.)

Der Oybin.

In der schönsten Gegend der Oberlausitz, zwei Stunden von Zittau, zu dessen Gebiet er gehört, erhebt sich aus einem Kranze anderer Gebirge der Oybin, ein merkwürdiger, imposanter Felsen, dessen hohe, zerklüftete Steinmassen mit herrlichen Ruinen geziert und mit Bäumen und Gesträuchen malerisch bewachsen sind. Aus der Ferne gewahrt man ihn nur von der nördlichen Seite her, denn östlich, südlich und westlich ist er von hohen Bergen, die höher sind als er selbst, und in deren Mitte er isolirt dasteht, umgeben; aber eben diese Verborgenheit, diese Abgeschiedenheit von der Welt, verleiht dem Oybin einen melancholischen Charakter und macht seine Lage schauerlich schön, ja einzig in seiner Art.

Viele Tausende, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, Fürsten und Handwerksburschen, wandern jährlich nach dem Oybin, und aus der Umgegend findet man an schönen Tagen fast immer Gesellschaft oben versammelt, denn der Wunderfelsen weiß jedem Besucher etwas darzubieten, was ihn erfreuen mag. Der Naturkundige betrachtet mit Interesse die merkwürdige, an Muschelabdrücken reiche Sandsteinformation, der Botaniker findet manche merkwürdige Pflanze, der Historiker steht hier auf einem Schauplatze reicher, wechselvoller Begebenhei-

ten, der Alterthumsfreund ergötzt sich an den herrlichen Ruinen, die den schönsten beizuzählen sind, welche Deutschland aufzuweisen hat, der Freund der Natur blickt mit Entzücken hinab auf romantische Thalgründe und hinaus in fruchtbare, lachende Auen, und der Freund der Geselligkeit findet hier fast immer gleichgestimmte Seelen. Manches heitere Lied, manches freundliche Gespräch wird jetzt in den Mauern gehört, die sonst nur von den Seufzern Unglücklicher, oder den Gebeten und Gesängen ernster Mönche widerhallten. Denn die Augen der Umwohner hafteten vor Zeiten nicht mit solchem Wohlgefallen an dem Oybin, wie jetzt, — er war nicht das allgemeine Ziel lebensfroher Menschen wie heute; — in grauer Vorzeit schaute eine kühn auf den Scheitel des Felsens gestellte Veste mit hohen Mauern und Warten drohend in das Thal herab, hinter ihren Thoren lauerten wilde Ritter, die auf den Daherziehenden herabstürzten, ihn beraubten und tödteten, oder ihn einsperrten und nur gegen bedeutendes Lösegeld wieder entließen. Der Wanderer eilte daher scheu und klopfenden Herzens vor dem gefürchteten Raubneste vorüber und die ganze Gegend war voller Schrecken; aber das Maß des Frevels wurde voll, ein Kaiser zertrümmerte die Burg und die lange geängstigten Umwohner hielten ein blutiges Rachefest. Da lag die stolze Veste in Trümmern, die hohen Thürme waren gebrochen. Ephen rankte sich um ihr Gemäuer, Rüstern und Tannen keimten in ihren Ruinen, und Alles lag todt und öde, bis sich zwischen den zusammengesunkenen Mauern ein majestätischer Klosterbau erhob. — An der Stätte, wo sonst wilder Jubel ertönte und eine rohe Räuberschaar in geraubten Schätzen schwelgte und Gott und die Welt höhnte; da ertönte nun ernster Glockenklang, und Gesänge frommer Mönche stiegen, den Höchsten preisend, in die Lüfte. Aber auch der ehrwür-

digen Väter Chorgesang verstummte, als Luther seine Worte und Gott seine flammenden Blitze auf das Kloster schleuderte, und seit der Zeit wurde es öde auf dem Berge. — In der weiten Kirche wuchert nun üppiges Gesträuch, durch den Kreuzgang geht seufzend der Abendwind, die Heimchen zirpen in dem alten Gemäuer, — dem Boden, der sonst von den kräftigen Tritten der Ritter erschallte, entsprießt wilde Haide. Der Ernst wohnt in den öden Räumen, die Wehmuth sitzt sinnend in den hohen Fensterbogen, und die Sage wandelt durch die düstern Gänge und träumt Mancherlei von der vergangenen Zeit. —

Der Oybin*), so trefflich er sich auch sowohl seiner Lage, als seiner Gestalt nach, zu einer Burg schickte, lag lange Zeit unbeachtet in tiefster Verborgenheit. Erst um die Zeit, als unter Ottokar II. das nahegelegene Zittau zu einer freien königlichen Stadt erhoben wurde, also erst im 13. Jahrhundert, richtete man einige Aufmerksamkeit auf ihn.

Die Leute eines Ritters, Chwal von Berka, aus dem Hause Leippa, verfolgten einstmals auf der Jagd einen Bär, welcher auf den Oybin flüchtete. Die Jäger folgten ihm nach, erlegten ihn, betrachteten nun den schönen Felsen, auf dem sie sich befanden, näher, und machten bei ihrer Nachhausekunft ihren Herrn aufmerksam, daß sie einen Felsen gefunden hätten, der sich zur

---

*) Die Erklärung des Namens „Oybin" hat den Gelehrten schon viele Mühe gemacht. Einige leiten den Namen von huibin, Taubenort, wohibin, Einkehr, Ywina, Eibenbusch, u. s. w. her. Da der Berg in alten Schriften auch Moybin genannt wird, erklärt der tüchtige slavische Sprachforscher Palacky den Namen durch „Besitzthum, Burg des Moyba."

Anlegung eines Jagdhauses ganz vorzüglich eigene. Der Ritter ließ diesen Wink nicht unbeachtet und bald erhob sich in der wildschönen Gegend ein Haus, welches wahrscheinlich dem Hausberge und dem Hausgrunde den Namen gegeben hat.

Da dies wahrscheinlich nur von Holz errichtete Haus blos benutzt wurde, wenn der Ritter von Leippa oder seine Leute in der Gegend jagten; so verfiel es bald wieder und die Stelle lag gegen zwanzig Jahre wüst.

Darauf kamen „die Herren vom Burgberge“ bei Zittau, wahrscheinlich arme Ritter, richteten auf dem Oybin hölzerne Wohnungen her und spielten die ersten Raubritter in dieser Gegend. Die Zittauer aber sahen ihrem Treiben nicht lange müßig zu, zerstörten ihre Holzburg und verjagten die ungebetenen Gäste. Doch der Berg hatte nun einmal die Augen der Umwohner auf sich gezogen und blieb daher nicht lange unbenutzt. Heinrich von Leippa, Obermarschall des Königreichs Böhmen, ließ auf demselben einen gemauerten Bau aufführen, dessen Reste wir wahrscheinlich noch heute an der Nordseite des südlichen Berggipfels erblicken*), und besetzte

---

*) Johann von Guben, Stadtschreiber in Zittau, der nur hundert Jahre später lebte, erzählt uns diese Vorgänge mit folgenden Worten:

„Ein lantherre waz gesessen by der Lypen, der his her Quale; dez selbin was das gebirge yenseit bis an die Leype. dez selbin diner yageten eyn bern vf den steyn, do der Moyben vffe stet, vnd slugen den vf dem steyne vnd quamen dez heym vnd sprachen „herre, wir haben eyn die beste stat zu eyne huze, als ir si sollt geseen haben.“ — der bwte von ersten dem Oyben. do noch etliche cyt vorginc her vnd bleyb vngebowt wohl XX yar. dez bwten yn die herren wedir, die do sosen vf dem burcberge, vnd rowbten vo dem Oyben: daz worn die ersten rowber, di man y in desem lande yrkannte. dez czogen di lowte, di hie woren, vnd zubrochen das hws vnd vortrebin

die neue, feste Burg mit seinen Mannen, von denen namentlich die Ritter von Naptitz und von Tannevelde genannt werden, die von hier aus das Land beraubten und großen Schaden verursachten. Da König Johann deshalb auf den von Leippa zürnte, dieser aber seine Mannen in Schutz nahm, traf der König 1319 einen Ausweg, nahm denen von Leippa das Zittauer Gebiet, welches sie nur pfandweise inne hatten, und gab ihnen für Zittau, Rohnau, Oybin und Schönbuch die mährischen Güter Hostradiz und Mispiz bei Krummenau. Zittau gab Johann seinem Schwager, Herzog Heinrich von Jauer, Öls und Fürstenberg, den Oybin scheint der Herzog aber nicht mitbekommen zu haben, denn wir finden ihn 1320 in den Händen eines Apezko oder Apiz de Owin, der ihn wahrscheinlich pfandweise besessen hat.

Obgleich der neue Besitzer des Oybin kein Raubritter war, so konnte sich Zittau doch der gewünschten Ruhe und Sicherheit noch nicht erfreuen, denn die Umgegend wurde durch einen Ritter von Michalowiz oder Michelsberg beunruhigt, der sogar, am 18. November 1344, in dunkler Nacht den Oybin, welchen er für seine Zwecke überaus passend finden mochte, erstieg und völlig davon Besitz nahm. Von hier aus fiel er in das Zittau'sche Gebiet ein, plünderte Reisende auf dem Wege zwischen der Lausitz und Böhmen, und war allen Umwohnern ein eben so unangenehmer, als gefürchteter Nachbar. Die Besatzung des Molsteins, bei Mergenthal, pflegte daher Fuhrleute und Kaufherren mit ihren Wagenzügen

---

die selbin herren von dem burcberge, do noch lac der Oyben vngebowet biz an den von der Lypen; do dez di stat waz, der richte do selbist vf dem steyne vf eyn bergfrid. do noch by synen gecziten lac iz wüste dry yar. do noch liz der von der Lypen den Oyben müern als her noch sted biz an den hutegen tag."

bis an den Oybin vorüber schützend zu geleiten. Aber auch diesen Gewaltthätigkeiten wurde endlich Einhalt gethan, denn Karl IV., der wohl einsah, daß mit Ermahnungen und Drohworten gegen die Stegreifritter nichts ausgerichtet werde, ließ das Oybiner Raubschloß mit großem Ernst angreifen und, muthmaßlich zwischen 1349 und 1359 zerstören, wobei die Zittauer treulich und freudig geholfen haben mögen.

Das Volk erzählt sich über die Belagerung und Bestürmung der starken Veste Mancherlei, und die Sage berichtet, daß sich der Anführer der Raubritter, als er Alles verloren gesehen, von einem Felsen in die Tiefe gestürzt, der ganze Rest der zahlreichen Besatzung ebenfalls an den steilen Klüften hinab Rettung gesucht habe, und daß wirklich einige Wenige, zwar sehr beschädigt, aber doch lebend, die Tiefe erreicht hätten.

Den Berg mit dem zerstörten Raubschlosse erhielt die Stadt Zittau im Jahre 1364 von Karl IV. in Pacht, welcher 1368 gegen vierhundert Schock nochmals erneuert wurde.

Karl fand am Oybin großes Wohlgefallen und die Stadt mußte ihm auf demselben „ein Gemach gegen der Stadt“, welches „das Kaiserhaus“ genannt wurde, erbauen, und benutzte denselben auch bald zu einem andern Zwecke.

Als er nämlich Papst Urban V. zu Avignon einen Besuch machte, lernte er Geistliche des Cölestinerordens, eines Zweiges des Benedictinerordens, kennen, und fand an ihrem Gottesdienste so großes Wohlgefallen, daß er einige Klöster dieser Mönche in Böhmen zu haben wünschte. Er nahm daher zwei Cölestiner mit nach Prag, wo es denselben aber so wenig gefiel, daß sie schon wieder abreisen wollten, als ihnen Karl vorschlug, einmal den Oybin zu besichtigen, ob sie denselben zu ei-

ner Ansiedelung vielleicht passend finden möchten. Um die Pfingstzeit des Jahres 1366 kamen sie zu diesem Orte, wohin sie, auf Karl's Befehl, Zittauer Herren begleiten mußten, und da sie die Stelle, nach dem Sinne des Stifters ihres Ordens, hochgelegen und einsam fanden, gefiel sie ihnen, und Karl stiftete mit Bewilligung Papst Urban V. auf dem Oybin ein Cölestinerkloster. Die Stiftungsurkunde, in welcher sich Karl nur das Schloß — wahrscheinlich nur das oben erwähnte „Kaiserhaus" — vorbehält, ist in Lucca unter dem 17. März 1369 ausgestellt. Unter den Männern, welche die Urkunde unterzeichnet haben, kommt als Zeuge ein Napoleon vor.

Zum Bau, welcher in die Blüthezeit der gothischen Baukunst fällt und den wahrscheinlich Peter Arler aus Gemünd geleitet hat, mußte gewiß das zerstörte Raubschloß bedeutendes Material liefern. Die nöthigen Gelder wies Karl aus dem Ertrage der reichen Kuttenberger Bergwerke, und zwar wöchentlich zehn Schock, an. Die ganze Umgegend mußte aber auch beisteuern, und theils Geld geben, theils Baufuhren und Handdienste thun. Besonders war aber Zittau angewiesen, bei dem Klosterbau behilflich zu sein, und zwei Commissare aus Rath und Bürgerschaft wurden ernannt, um ordentliche Aufsicht über denselben zu führen und ihn mit anordnen zu helfen. Außerdem mußte Zittau auf Alles das verzichten, was der Kaiser erst kaum an dasselbe überlassen hatte, namentlich den Jonsberg, Buchberg, Blitzenberg, Hochwald, Töpfer, Ameisenberg, Hausberg, die Rabensteine und den obern Theil des Hartau-Lückendorfer Forstes abtreten, wozu die Stadt keine gute Miene machte und auch wohl nur widerstrebend und lässig Hilfe leistete, woraus sich die Klagen der Mönche erklären lassen, die darüber Beschwerde führten, daß ihnen Zittau

bei ihrem Bau nicht so beistehe, wie sie es, nach den Befehlen des Kaisers, erwartet hätten. Karl wurde nun sehr böse auf den dortigen Rath und sprach mit den Schöppen harte Worte, die aber nicht geeignet gewesen zu sein scheinen, zwischen der Stadt und dem Kloster ein gutes Vernehmen herzustellen, da Kaiser Siegmund am 5. September 1425 ebenfalls dem Zittauer Rathe sagen mußte, daß er an ihn „seine Ungnade gröblich kehren" müsse, wenn derselbe nicht unverzüglich gehorsam sei und den Cölestinern „Hilfe und Zinse" reiche, und König Wladislav sich noch 1491 genöthigt sah, einen Befehl ergehen zu lassen, daß die Stadt Zittau dem Oybiner Stifte in allen Nöthen, so sie darum angegangen würde, nach höchstem Fleiße Rath und Hilfe thun und erzeigen solle.

Nach Karl's besonderer Anordnung mußten die Zittauer auch 92 Schock eigentlich vom Landesherrn zu fordernde Gaben an den Oybin liefern; die Mönche überließen aber 31 Schock davon dem Zittauer Bürger Heinrich Schuster oder Schubert, der ihnen dafür seinen Antheil an Olbersdorf abtrat. Seit 1408 hatte Zittau noch 29 Schock zu zahlen, laut einer vom König Wenzel in Zittau selbst ausgestellten Urkunde.

Der Kaiser interessirte sich so sehr für das neue Kloster, daß er 1369 selbst nach dem Oybin kam, um sich mit eigenen Augen von den Fortschritten, welche der Bau mache, zu überzeugen. An seinen Besuch erinnern noch heute die Namen „Kaiserstuhl" und „Kaiserbett", welche man den beiden nördlichen Felsenvorsprüngen gegeben hat. Karl schien sogar den Plan zu haben, sich selbst zuweilen längere Zeit auf dem Oybin aufzuhalten und sich stiller Andacht zu weihen, mochte auch wohl bloß deshalb die Cölestiner mit dem Namen „Hofgeist-

liche" beehren; er konnte, da er schon 1378 starb, seinen Plan nicht in Ausführung bringen.

Am 6. November 1384 ward endlich die Klosterkirche durch den Erzbischof von Prag, Johann von Jenzenstein, feierlichst eingeweiht, dem heiligen Geiste oder Paraklet — daher der Berg auch mons Paracleti genannt wird — der Maria, dem heiligen Wenzel und dem Stifter des Cölestinerordens, dem heilig gesprochenen Papst Cölestin V., gewidmet; die nordwestlich neben der Kirche gelegenen, mit drei Altären versehene Capelle aber weihete der Suffraganeus des Bischofs, Wenzeslaus.

So war denn der erst von Bären und Wölfen, dann von wilden Raubrittern bewohnte Berg durch Priesterweihe geheiligt und Ruhe und Sicherheit kehrte wieder in die Gebirge, denen man sich früher nur angstvoll und bebend genähert hatte.

Wie die beiden aus Avignon gekommenen ersten Mönche des Klosters geheißen haben, finden wir nirgends aufgezeichnet, doch war der Erste nach ihnen, der 1381 in das Kloster auf den Oybin ging, Petrus Zwicker von Wormditten, früher Rector der Zittauer Schule und endlich Ordensprovinzial. Ihm folgten bald mehrere andere Männer und Jünglinge, besonders Söhne gebildeter und begüterter Familien. Die Zahl der Oybiner Mönche war zwar auf zwölf berechnet, betrug aber in den ersten Jahren nur sechs, und später waren ihrer mehr als zwölf.

Von dem Stifter mit Einkünften und Gütern reichlich versehen und in der Folge auch von der Umgegend mit Zinsen, Äckern, Wiesen und Waldungen reichlich beschenkt, so daß sie zur Zeit ihres Glanzes Jonsdorf, Olbersdorf, Drausendorf, Herwigsdorf und Oderwitz inne hatten, lebten die Cölestiner, abgeschieden von der Welt,

still und friedlich, und erwarben sich die Achtung aller derer, welche Gelegenheit hatten, sie näher zu beobachten. Sie hielten nicht nur mit Ernst und Strenge ihren Gottesdienst, sondern sie machten sich auch um die Cultur des Landes verdient, lichteten die Waldungen, schufen aus Wildnissen fruchtreiche Äcker, üppige Wiesen, legten Fischteiche an, um Nahrung für die Fastenzeit zu gewinnen, und erbauten für einige Klosterbrüder, welche Lust und Geschick zur Ökonomie hatten, am Fuße des Berges einen Meierhof an der Stelle, die noch jetzt die „Schaffnerei" heißt.

Im Jahre 1422 suchte das Kloster, vom Kaiser Siegmund unterstützt, beim Papste Martin V. um Bestätigung nach, und überreichte ihm die Originalurkunde der Stiftung von Karl IV. Die gewünschte Bestätigung erfolgte schon am 21. October 1422, und sicherte den Oybinern gleiche Rechte mit den Mönchen des Stammklosters Sulmona, im Königreich Neapel, zu; sie waren daher auch eximirt und dem Papste unterworfen. Nächst dem Papste war das Oberhaupt aller Cölestinerklöster der Abt zu Sulmona, und diesem Hauptkloster war auch das Oybiner Stift untergeordnet.

Das Kloster hatte zwei Siegel, ein großes und ein kleines. Das große hat ein ovales Schild, auf dem unten ein gemauertes Thor ist, in welchem ein betender Mönch kniet, während St. Petrus und der heilige Wenzel mit Schild und Fahne auf der Mauer stehen, und darüber eine Taube mit einem Kreuze schwebt. Um den Rand stehen die Worte: S† Monasterii sancti Spiritus in Owyn. — Das kleinere Siegel hat ein von einem S umschlungenes Kreuz und die Randschrift: S. confraternitatis fratrum Coelestinorum in Owyn.

Im Jahre 1387 stifteten die Mönche des Oybin in Prag am Wischehrad ein Nebenkloster und schickten vier

Mönche ihres Ordens hinein, dasselbe wurde aber schon 1420 von den Hussiten zerstört. Ob, wie erzählt wird, auch Cölestinerinnen in Prag gewesen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Dagegen wünschte Herzog Georg von Sachsen, welcher viel von der Frömmigkeit der Mönche des Oybin gehört hatte, ein Cölestinerkloster in seinem Lande zu haben und hatte zu dessen Sitze den Königstein bestimmt, da die Burg auf dem Königstein durch die Hussiten zerstört worden war. Auch dies Kloster, wozu Herzog Georg am Margarethentage 1516 selbst den Grund legte, ward vom Oybin aus eingerichtet, mit Büchern, Kelchen und allem Nöthigen wohl versehen und mit mehreren Brüdern und einem Prior besetzt. Weil aber die Dotation dieser neuen Stiftung, wie die Mönche schon am 2. December 1523 gegen den Herzog klagten, nicht ansehnlich genug, und in Sachsen die für Entstehung von Klöstern günstige Zeit vorüber war, so wollte es mit derselben nicht recht fort. Der Prior, welcher sich der Reformation zuneigte, verließ daher, eine Reise vorschützend, den Königstein, und begab sich nach Wittenberg, wo er sich öffentlich zu der neuen Lehre bekannte, und 1525 als ein schon hochbejahrter Mann noch in den Ehestand trat. Die Mönche folgten seinem Beispiel und verloren sich bis auf zwei, welche Herzog Georg auf ihre Bitte wieder nach dem Oybin sandte, wo sie aber nicht angenommen wurden.

Im J. 1420 bedrohten Hussiten unter Zbynko von Buchau und Chwal von Rzepicze den Oybin und da sie erbitterte Klosterfeinde waren, so befanden sich die Mönche in großer Angst, in der sie nur Trost in dem Gedanken an die Unersteiglichkeit ihrer Felsen fanden. In der That konnten die grimmigen Feinde den Mönchen auch kein anderes Leid zufügen, als daß sie ihnen die untern Wirthschaftsgebäude niederbrannten. Sie

kehrten 1424 unter Bozko von Podiebrad zurück; es war aber für hinlängliche Vertheidigungsmannschaft gesorgt, da man die Kostbarkeiten und Heiligthümer der Prager Domkirche, in drei Kisten wohl verwahrt und versiegelt, vom Archidiakonus von Leitmeritz Raczko von Byrzkow begleitet, von Hinko von Duba-Hlawacz auf Leippa beschützt, nach dem Beschlusse des Domcapitels und mit Vorwissen und Genehmigung des Kaisers, hierher gerettet hatte. Unter diesen Heiligthümern befanden sich: das Haupt des Evangelisten Lucas, ohne Kinnladen, ein Theil des Hauptes des Evangelisten Markus mit einer vergoldeten Silberplatte, ein Theil des Hauptes vom Papst Urban, das Haupt des Abtes Otmar, ohne Kinnlade und Hinterhaupt, ein in Seide gewickelter Kopf eines unschuldigen Bethlehemitischen Kindleins, Gebeine von Lazarus, fünf von den Köpfen der elftausend Jungfrauen u. dgl. m. Wie lange sämmtliche Kostbarkeiten auf dem Oybin blieben, ist nicht bekannt, doch waren sie noch 1455 hier, in welchem Jahre ein Dr. Wenzel von Krumau in das Kloster kam und sie revidirte. — Zum dritten Male berannten die Hussiten den Oybin 1429, und zwar am 28. September vier Stunden lang, aber wiederum vergeblich und auch ihre Wuth kehrte sich gegen die Meierhöfe des Klosters, denen sie beizukommen vermochten, welche Scene sich 1467 wiederholte, wo die Hussiten unter Zarda von Uzke, Felix von Skal, Benesch von Kolowrat, Jaroslaw von der Duba und einem von Michelsberg vor das Kloster kamen, und da sie nichts auszurichten vermochten, wenigstens die Teiche abstachen und Olbersdorf anzündeten.

Es ist aus dieser Zeit noch bemerkenswerth, daß zuweilen auch Gefangene nach dem Oybin gebracht und hier, mehrerer Sicherheit wegen, aufbewahrt wurden, und daß 1458, am Tage Allerheiligen, ein Feuer auskam,

von dem Stube und Küche verzehrt wurden, welches Unglück man einem Geiste zuschrieb, der acht Tage lang unter den Dienstleuten leuchtend erschien und sie so sehr erschreckte, daß der Prior und ein anderer Bruder wachen mußten.

Da Gefangene im Kloster saßen und die Zeiten bisher sehr unsicher gewesen waren, so läßt es sich erklären, daß die Cölestiner nicht gern Besuche angenommen zu haben scheinen, denn selbst der berühmte Böhme Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein, welcher die Mönche des Oybin um die Erlaubniß bat, einige Wochen unter ihnen verleben zu dürfen, erhielt eine abschlägige Antwort. Sonst lebten sie sehr friedlich, knüpften mit andern Klöstern ein freundschaftliches Verhältniß an, schlossen z. B. mit dem Augustinerkloster zu Altdresden und den Augustinern zu St. Ufra in Meißen Brüderschaft und lebten auch fast immer*) mit den Bewohnern Zittaus in gutem Vernehmen. Sie besaßen in der Stadt eine Badstube und ein schon 1395 erkauftes und vom Kaiser Wenzel steuerfrei erklärtes Quartier, den sogenannten Väterhof, — domus Paracleti, — zu dem, nach der Sage des Volkes, vom Oybin aus ein unterirdischer Gang führte.

---

*) In einen unangenehmen Streit geriethen Stadt und Kloster 1536. Nach einem 1481 zwischen Rath und Kloster abgeschlossenen Vertrage sollte das vom Gebirge kommende Wasser in Olbersdorf angespannt und in die Stadt geleitet werden, dem Prior Ottomann war es aber nicht gelegen, daß das Wasser von Jonsdorf nach Bertsdorf geleitet würde und ließ deshalb in Olbersdorf einen starken Damm aufwerfen. Aber Donnerstags nach Exaudi zog auf des Raths Befehl ein starker Haufe Zittauer, bewaffnet und mit Schaufeln und Hacken versehen, aus und riß den Damm wieder weg, worüber Ottomann bei Kaiser Ferdinand Beschwerde führte, worauf ein genauer Vertrag über die Quantität des Wassers, die nach Olbersdorf geleitet werden durfte, aufgenommen wurde.

Hier hielten sie sich auf, wenn sie amtliche Geschäfte in Zittau hatten, oder einmal unter Menschen sein wollten, ließen auch wahrscheinlich in diesem Gebäude das Brod und das Bier für das Kloster bereiten. An jedem Freitage erhielten die Armen der Stadt, an der Pforte des Väterhofes, das Brod von zwei Scheffeln Mehl und wahrscheinlich auch, wenn gebraut wurde, Spenden an Bier, denn es entstand der Spottreim:

> Die Sitter (Zittauer) sein von kleinem Roth,
> Sie haben weder Bier, noch Brod;
> Die Väter vom Oybin müssen sie versorgen
> Den Abend und den Morgen.

Auch außerdem waren die Cölestiner sehr freigebig und mildthätig. Sie ließen am Fuße des Berges ein Wirthshaus zur Bewirthung Durchreisender anlegen, stellten in eine Felsennische Brod und Wein zur Erquickung Vorübergehender und ließen jährlich am grünen Donnerstage zwölf Knaben aus Zittau kommen, die sie sehr gut empfingen, trefflich bewirtheten und an denen sie die symbolische Fußwaschung vornahmen.

Doch so schuldlos und den Zwecken ihres Ordens getreu die Cölestiner des Oybin auch leben mochten, so war doch der Tag nicht mehr fern, wo sie aus dem ihnen so theuren Kloster scheiden mußten. Die Hussiten waren vergeblich bemüht gewesen, die Mauern des Oybin zu brechen, — was ihnen nicht gelungen war, das gelang andern, geistigen Waffen. Die Reformation begann und mit ihr regte sich allenthalben ein ganz veränderter Zeitgeist. Die Oberlausitz wandte sich schon früh der neuen Lehre zu und seit 1521 wurden in Zittau schon evangelische Prediger gehört. Die Zahl der Mönche nahm daher auf dem Oybin immer mehr ab, da sich keine Novizen mehr finden wollten und die ökonomischen Verhältnisse des Klosters immer schlechter wurden. Der

Landesherr, Ferdinand I., fürchtete daher, die Schätze des Oybin möchten in die Hände der Protestanten gerathen und schickte 1532, Donnerstags vor St. Thomä, nach dem Kloster und ließ durch unangemeldet erscheinende Commissarien, durch den Landvogt Zdislaw Berka von der Duba und den böhmischen Kanzler die Besitzungen, Einkünfte und Kleinodien der Cölestiner aufzeichnen. Doch geschah vor der Hand nichts weiter gegen das Kloster, ja die Privilegien desselben wurden 1537 von Neuem bestätigt, da aber 1544 eine zweite Commission kam, die aus dem kaiserlichen Mundschenk Fabian von Schönaich und Dr. Lorenz Knorr bestand, welche die Klosterschätze nicht blos besichtigte, sondern auch abwog und versiegelte, so versahen sich die Mönche nichts Gutes, fürchteten mit Gewalt vertrieben zu werden und verließen 1546 lieber freiwillig die traulichen Hallen. Sie begaben sich nach Zittau in ihren Väterhof, lebten daselbst den Wissenschaften, verrichteten priesterliche Geschäfte in Zittaus Kirchen und beschäftigten sich mit Bildung junger Gelehrter, unter denen berühmte Namen genannt werden.

Die Oybiner Güter verpfändete König Ferdinand, da er zu dem schmalkaldischen Kriege sehr nöthig Geld brauchte, auf fünf Jahr an Zdislaw von Berka auf Reichstadt und Leippa. Dieser setzte zur Verwaltung der Güter einen Amtmann auf den Oybin, der im J. 1547 Siegmund von Döbschütz hieß. Er drückte die Unterthanen so, daß sie sich beschweren und die Kämmerräthe zu Prag sich der Unterthanen annehmen mußten.

Im J. 1553 löste Ferdinand die verpfändeten Oybiner Güter wieder ein, übertrug dem gelehrten Kriegshauptmann*) Jakob von Hag die Verwaltung derselben

*) Thomas Mitis besingt in einem Gedicht seine Tapferkeit im ungarischen Kriege und sein feines Latein.

und die Ökonomie gab er an Benno von Salza. Siegmund von Döbschütz war im vorhergehenden Jahre 1552 gestorben und entging dadurch wahrscheinlich einer bösen Untersuchung, denn der Schreiber Hans Wünsche stürzte sich am 2. Jun. 1552 aus dem Fenster des Schreiberstübchens im Amthause des Oybin absichtlich, und wahrscheinlich aus Furcht vor Rechnunglegung, zu Tode.

Um das J. 1555, in welchem der vorletzte Prior des Oybin Christoph Ottomann im Zittauer Väterhofe starb, hatte Benno von Salza, dann Herrmann Ygel die Klostergüter entweder pacht- oder pfandweise inne. 1556 verpfändete sie der Landesherr, mit Ausnahme der in Schlesien gelegenen, für 12,000 Thaler Darlehn und für jährlich zu zahlende 1400 Thaler auf 10 Jahr, und 1562 um 16,000 Thaler auf 20 Jahr an den Zittauer Rath, der endlich 1574 „unterthänig" bat, den Oybin kaufen zu dürfen, was auch bewilligt ward. — Nach dem am 17. November ausgestellten Kaufbriefe erhielt Zittau den Oybin mit allen dazu gehörigen Lehen, Erb- und Obergerichten, Renten, Zinsen, Gerechtigkeiten, Wäldern, Äckern, Wiesen und Teichen und hatte für Alles 91,000 Thaler zu zahlen. Von dieser Summe wurden sogleich 68,000 Thaler, die übrigen 23,000 Thaler aber erst 1580 an Kaiser Rudolph entrichtet.

Wie die Ländereien des Klosters in andere Hände geriethen, so ging es auch mit den übrigen Gegenständen, welche sich noch im Kloster befanden. Die Bibliothek wurde 1560 durch den Jesuiten Hurtad Perez vom Oybin nach Prag geschafft und bildete den Grund der dortigen Jesuitenbibliothek und mithin auch der jetzigen kaiserlichen Bibliothek im Universitätsgebäude. Um 1570 kamen auch hölzerne Statuen aus der Oybiner Kirche nach Zwickau in Böhmen, wo sie noch jetzt zu sehen sind, und eine Glocke nach Mergenthal.

Zur Geschichte des Klosters ist noch zu bemerken, daß der letzte Prior, Balthasar Gottschalck, ein sehr edler und biederer Mann, der sich innig des nach der Reformation aufblühenden Volks- und Jugendunterrichts freuete, ein großer Kinderfreund und so allgemein geliebt war, daß er in den alten Zittauer Kirchenbüchern oft als Pathe aufgezeichnet ist, im Jahre 1568, als der letzte der Cölestiner im Väterhofe starb und feierlich in der Frauenkirche beerdigt, der Väterhof aber zu einem Waisenhause, einer Strafanstalt und endlich zu einer Kaserne, das Kloster auf dem Oybin aber auch durch allerlei Unfälle zur Ruine umgewandelt ward.

Es war am 24. März 1577, als sich drohende Gewitterwolken über dem Oybin zusammenzogen. Abends gegen sechs Uhr schlug der Blitz an mehreren Orten zugleich in das Kloster und zündete auch unglücklicher Weise die in demselben befindlichen Pulvervorräthe an, wodurch eine furchtbare Explosion entstand, die dem Feuer eine so bedeutende Ausdehnung verschaffte, daß nicht daran zu denken war, den Flammen Einhalt zu thun, zumal es nicht nur an Wasser, sondern auch an Händen zum Löschen fehlte. Die Flammen ringelten sich acht Tage lang durch die stolzen Gebäude und vernichteten in kurzer Zeit einen Bau, der für die Ewigkeit errichtet zu sein schien.

So bedeutend die Gebäude nach Beendigung des Brandes auch noch sein und so gewaltig die Thürme und Mauern auch den Flammen widerstanden haben mochten, so wäre doch ein zu bedeutender Kostenaufwand nöthig gewesen, wenn man dieselben auch nur einigermaßen wieder hätte herstellen wollen, zumal der Bau, da das Kloster nicht wieder eingerichtet werden sollte, ganz zwecklos gewesen sein würde. So blieb denn Alles in seinen Ruinen liegen und es stürzte bald hier, bald da etwas von dem durch den Brand und die Explosion erschütterten

und durch Wind und Wetter mürbe gemachten Gemäuer zusammen. Am 14. Mai 1681 löste sich ein großes, westlich von der Kirche hängendes Felsenstück plötzlich ab, welches viele in der Nähe stehende Reste von Gebäuden zermalmte und den Zusammensturz anderer Theile der Ruinen, z. B. den des obern Theils des Thorthurmes, verursachte.

Da Johann Georg I. von Sachsen bei den böhmischen Unruhen die kaiserliche Partei nahm und die Lausitz und Schlesien wieder zum Gehorsam bringen half, erhielt er für die aufgewendeten Kriegskosten 1623 unterpfändlich, 1635 aber durch den Prager Frieden die Ober- und Niederlausitz erblich und kam mithin auch der Oybin an Sachsen, bei dem er auch geblieben ist. Der dreißigjährige Krieg brachte übrigens den Gebäuden auf dem Oybin großen Schaden, denn was sich noch irgend an Holz und andern benutzbaren Gegenständen darin vorfand, das wurde jetzt entwendet. Viele Landleute hatten in dieser traurigen Zeit, wie es auch 1813 wieder geschah, sich und ihre Habe auf den Oybin gerettet. Drei Männer aus Olbersdorf, die sich auch auf den Berg geflüchtet hatten, standen einstmals auf dem sogenannten Mittelrande des Felsens, um die feindlichen Soldaten zu beobachten, welche den Felsen umschwärmten. Einer dieser Soldaten frug seine Kameraden: welchen von den Dreien er herabschießen solle? — Als man den Mittelsten bezeichnet hatte, zielte er nach demselben und der Olbersdorfer stürzte, zum Tode getroffen, herunter.

Im J. 1670 fand man es, weil die Zahl der Bewohner im Oybiner Thal bedeutend zugenommen hatte, zweckmäßig, am Fuße des Oybin ein Schulhaus und 1709 ein Bethaus, aus dem 1734 eine Kirche ward, einzurichten, während bisher den Oybiner Verstorbenen die Leichenreden oben in der Kirchenruine oder unter einer

Linde gehalten wurden. Das jetzige Schulgebäude, nebst einem Zimmer für den Pfarrer in Lückendorf, zu dem Oybin als Filial gehört, ist 1745 aufgeführt.

Vom J. 1675 an erhielt der Schullehrer zu Oybin den Schlüssel zum Thore der Ruine, die schon damals oft besucht wurde. Der Schullehrer Hübel hat fast ein halbes Jahrhundert hindurch Fremde aus allen Ständen zu allgemeiner Zufriedenheit auf dem Felsen umhergeführt.

Da der Besucher immer mehr wurden, Fremde aus den entlegensten Gegenden herbeieilten, den herrlichen Fels und die malerischen Ruinen zu bewundern und selbst Kaiser und Könige herbeikamen, so wurde auch im Laufe der Zeit Mancherlei für die Bequemlichkeit der Besucher gethan. 1751 erbaute man in den Ruinen des Refectoriums ein Pulverhäuschen, um den Fremden den Genuß zu verschaffen, ein ausgezeichnetes Echo zu hören, 1754 wurde eine Küche angelegt, 1756—69 hier und da eine Treppe in den Felsen gehauen, von 1775 an die oberste Felskuppe geebnet, wobei man im Schutte des Raubschlosses und auf dem Begräbnißplatze alte eiserne Pfeilspitzen, Hufeisen und dergleichen fand, 1781 ein Fremdenbuch, 1794 das oberste Sommerhaus, welches 1838 renovirt wurde, angelegt, 1800 zur Hervorrufung des Echos eine Kanone angeschafft, 1803 die Kirchenruine geräumt, wobei man im Schutt einen Groschen von 1597, Stücke bunten Glases, Ofenstücke aus künstlich geformten Brustbildern in der Tracht von 1525, welche jetzt in den Klemm'schen Sammlungen zu Dresden aufbewahrt werden, fand, 1823 wurde der Durchgang zum Gottesacker gewölbt, 1829 abermals aufgeräumt und der Gesellschaftsplatz erweitert, wobei man Ornamente vom Deckengewölbe, hölzerne Engelsköpfe, geschmolzenes Glockenmetall u. dgl., so wie auch die Stufen vom Hochaltar

und von vier Seitenaltären hervorgrub, 1836 eine neue Treppe zum Raubschloß angelegt und ein neuer Pavillon über dem Kirchhofe errichtet.

So ist denn der Oybin nach einem vielbewegten Leben ein Tempel der Geselligkeit geworden und er würde ein Ziel der Wanderlust und eines Besuches höchst werth sein, wenn ihn auch nicht so ernste Erinnerungen wichtig machten und so herrliche Ruinen, welche fast alle deutschen und italienischen an Schönheit und Herrlichkeit übertreffen, ihn heiligten und schmückten.

Es war im Sommer 1830, als ich von Zittau aus dem Oybin zuwanderte, der sich, aus ungeheuern, theils zackigen, theils abgerundeten und mit Nadelgehölz malerisch schattirten Sandsteinmassen wunderlich zusammengethürmt, in einem amphitheatralisch von höheren felsigen Bergen eingeschlossenen Thale majestätisch erhob. Von der Kirche aus, welche sehr hoch liegt und sich so nahe an den Felsen lehnt, daß die Hinterwand vom Felsen gebildet wird, führt eine Felsentreppe und ein sich schlängelnder Weg aufwärts. Da, wo er sich zuerst wendet, stand ehemals das äußerste Thor und man sieht in dessen Nähe noch Reste einer Zugbrücke und der äußern Schloßhöfe, so wie Spuren von Pferdeställen der Raubritter. Mein Führer machte mich auf einen Felsen aufmerksam, in den zwei menschliche Figuren eingehauen waren und erzählte, daß hier im J. 1632 zwischen zwei Wallensteinschen Officieren ein Zweikampf stattgefunden habe, in welchem beide Kämpfer auf dem Platze geblieben seien, und führte mich dann zu dem Thore, welches den einzigen Zugang zu den Ruinen bildet und fast immer verschlossen ist. Staunend stand ich still und betrachtete die hohen, von Fensteröffnungen durchbrochenen und von schlanken Bäumen malerisch durchwachsenen Mauern, und der Geist der Vorzeit wehte mir aus dem geöffneten Thore entge-

gen, durch das ich nun in den sogenannten Amtshof, mit den Ueberresten der Wohnungen für die Klosterbeamten, schritt, und zur linken Hand derselben die an einem, eine herrliche Aussicht gewährenden, Felsenabgrunde befindlichen, noch auf zwei Stockwerk hohen, äußern Mauer des Klosters, mit den frühern Wohnungen der Mönche und dem Refectorio oder Speisesaale betrachtete, dann bis zum Thore zurückkehrte, und von hier aus, nicht weit von den Resten einer Capelle, zu der majestätischen Kirchenruine gelangte, die eine Länge von 108 Fuß, eine vordere Breite von 38 und eine hintere von 26 Fuß hat, und im herrlichsten gothischen Style erbaut ist. Der Altar wird von dem Schiffe durch einige Stufen und einen schönen Bogen getrennt, die Höhe der Seitenmauern beträgt noch gegen dreißig Ellen, die Decke aber ist längst eingebrochen, der blaue Himmel wölbt sich als Kuppel über der Ruine, und durch die leeren Fensterbogen streckt der Wald seine grünen Arme. Niemand kann diese kolossalen Formen, diese Spitzbögen und kühn aufgethürmten Massen ohne einen heiligen Schauer und ohne die tiefste Bewunderung betrachten. Man kann sich nicht losreißen von dieser köstlichen Ruine, die noch jetzt von allen Kennern bewundert und angestaunt wird, und sich von allen Theilen des Klosters am besten erhalten hat, weil sie aus Quadern aufgeführt worden ist, die so schön behauen und so genau in einander gefügt sind, daß der bekannte böhmische Historiker B o h u s l a w B a l b i n u s noch um 1660 meinte, die Tempelmauern aller Seiten seien in Stein gehauen, was doch nur bei der südlichen Wand der Fall ist.

Wie mein Führer erzählte, hatten vor Kurzem die Besucher des Oybin mehrere Male Gelegenheit gehabt, sich an dieser Stelle recht lebhaft in die Zeiten zurück zu versetzen, in welchen das Kloster noch bewohnt wurde,

indem plötzlich vor den Augen aller Anwesenden ein Carmelitermönch aus Prag in seiner Ordenstracht, wie ein Geist der Vorzeit ernst und stumm vorübergeschritten sei, sich beim Herannahen an das Kirchenportal dreimal bekreuzt und die Kirchenruine ehrfurchtsvoll betreten habe; auch sei erst vor wenigen Tagen, zur Erinnerung an die Augsburg'sche Confession, diese Tempelruine mit einem Altar versehen, mit Laubwerk geschmückt, herrlich erleuchtet und der Klosterthurm illuminirt, auch im Beisein einer unzählbaren Menschenmenge Gottesdienst gehalten, und die Ruine zuletzt noch mit bengalischem Feuer erhellt worden, was bei allen Versammelten eine zauberische Wirkung hervorgebracht habe.

Aus der Kirche führt rechts eine Thür zu dem Thurme, dessen Außenwände fast noch bis zur Kuppel vollkommen wohlerhalten dastehen, links führt eine andere Thür zu den Resten der Sacristei, welche ein sehr malerisches Bild geben. An die nördliche Mauer der Kirchenruine stößt der Kreuzgang am Abhange des Felsens, mit einer anziehenden Aussicht auf das zerklüftete Gestein, und dabei befinden sich mehrere Gewölbe, von denen eins zur Gruft für die Äbte und das andere zur Aufbewahrung des Weines diente. Hinter der südlichen Kirchenwand ist, aus akustischen Gründen, ein oben offener Gang durch das Gestein gehauen. Hier brach 1515, als eine Reparatur am Kirchendache vorgenommen wurde, das Gerüst, und einige Arbeiter fielen sich zu Tode. Zum Andenken an diesen Unfall ist ein Todtenkopf mit drei Kreuzen in das Gestein gehauen worden. Am Ende des sich erweiternden und längst der Westseite der Kirche hinlaufenden Ganges ist ein Felsenspalt von etwa anderthalb Ellen Breite und zwanzig Ellen Tiefe, welcher „der Jungfernsprung" genannt wird. Mein Führer erzählte mir von dieser Kluft Folgendes:

Zu der Zeit, als noch dichte Waldung die Orte, an welchen jetzt goldene Ährenfelder prangen, beschattete, lustwandelte die Tochter des im Jahre 1341 zum Bürgermeister in Zittau erwählten Nikolaus Scholtze mit einer Freundin am Ufer der Neiße. Agnes war als die schönste und sittsamste Jungfrau weit und breit bekannt, und da sie reich war, so war es kein Wunder, daß die Blicke aller jungen Männer auf sie gerichtet waren.

Otto von Tollenstein, ein wilder Ritter, der schon lange das hübsche Kind mit Wohlgefallen betrachtet hatte, kam eben mit einem Knappen des Weges geritten, hielt die Gelegenheit günstig, bemächtigte sich der erwünschten Beute, hob sie, alles Schreiens und Sträubens ungeachtet, auf sein Roß, und jagte dem Oybin zu, wo er die Ohnmächtige dem Fräulein Adelheid, der Tochter seines Spießgesellen, des Ritters von Michelsberg, übergab.

Agnes Begleiterin war, sobald sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, schnellen Schrittes nach der Stadt geeilt und hatte daselbst die Unglücksmähr verkündet. Die Eltern waren von der bösen Botschaft, die sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf, ganz zu Boden geschmettert, und erst nach einiger Zeit kehrte ihre Besonnenheit so weit zurück, daß sie nach dem Oybin sandten und ein Lösegeld für die Tochter boten. Der Junker von Tollenstein ließ sich aber nicht darauf ein, sondern verlangte die liebliche Agnes zu seiner ehelichen Hausfrau.

Während die Eltern in Angst und Sorgen sehnsüchtige Blicke auf den Oybin richteten, befand sich Agnes in einer sehr unangenehmen Lage, da Tollenstein sie beständig mit Anträgen behelligte, denen sie nicht willfahren mochte, und vor welchen sie Adelheid von Michelsberg, mit der sie innige Freundschaft geschlossen hatte, nicht schützen konnte. Es blieb daher nichts weiter übrig, als auf schleunige Flucht zu sinnen.

Einst war der Ritter von Tollenstein mit dem von Michelsberg ausgeritten und hatte dem Burgpfaffen aufgetragen, das gefangene Täubchen genau zu bewahren, dieser war aber selbst glühend für Agnes entbrannt und eilte, sobald der Tollensteiner aus der Veste war, auf ihr Gemach, um ihr seine Leidenschaft zu gestehen; Agnes aber, die wohl einsah, daß jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen sei, sprang plötzlich auf, verließ und verschloß das Gemach und eilte, von der größten Angst getrieben, von dannen, kam an die Felsenspalte, wagte in der Verzweiflung einen Sprung hinüber — woher die Kluft den Namen „Jungfernsprung" erhalten hat, nahm ihre Flucht durch die Schlucht hinab, und kam durch einen kühnen Sprung glücklich unten an. Die Wachen, vom Fräulein von Michelsberg bestochen, achteten ihrer nicht, und wie ein gescheuchtes Reh, schnell und doch vorsichtig, eilte sie auf Zittau zu, wo sie jubelnd empfangen und im Triumph zu den freudezitternden Eltern geführt wurde.

Nach einer andern Sage verfolgte ein Mönch eine Nonne, die sich durch den gewagten Sprung rettete. Auch wird erzählt: ein junges Mädchen aus Zittau habe am Johannistage 1601 mit mehreren Freundinnen den Oybin besucht, und als sie an der Kluft angekommen, sei sie die Wette eingegangen, die Kluft zu überspringen, sei aber ausgeglitten und hinabgefallen, doch durch ihren Reifrock, den der Wind aufgebläht, vor zu schnellem Falle geschützt, ohne Schaden in der Tiefe angekommen.

Durch den Kreuzgang wendeten wir uns zu dem Gottesacker. Unter mehreren älteren und neuern Monumenten ist bemerkenswerth das mit einem steinernen Ritterbilde versehene Grabmal Peters von Döbschütz, Bruder des Sigmund, der von 1547—52 Amtmann auf Oybin war, und bei dem sich Peter wahrscheinlich

zum Besuch befand, als er vom Tode überrascht wurde. Die Mönchschrift, welche um den Rand des Grabmals läuft, ist zwar nicht mehr leserlich, doch ist sie zu der Zeit, als sie noch zu lesen war, abgeschrieben, und lautet: „Anno 1550, am Tage Agnetis, ist hier begraben der ehrenveste Peter von Döbschütz, bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren wohlverdienter Kriegsmann." — Eine spätere Aufschrift, die ein Verwandter Peters hat anfertigen lassen, lautet: „Renovatum est jussu Nic. Casp. Sigm. de Debschitz, Equitis Siles. 1742." — Dieser Gottesacker, auf den die Oybiner Gemeinde noch heute ihre Todten beerdigt, hat zum Theil wenig Boden auf dem Felsengrunde und war im Anfange viel kleiner, erhielt jedoch, als der Gang hinter der Klosterkirche gebrochen wurde, durch Ausfüllung der Kluft am Kreuzgange seine jetzige Größe. Sonst führte vom letzten Bogen des untern Kreuzgangs eine Zugbrücke zu ihm, die aber 1577 mit abbrannte, worauf der jetzige Eingang hergerichtet wurde.

Nördlich vom Kirchhofe gelangt man zu dem Gesellschaftsplatze, und zwar zuerst zu einer Küche, in deren Nähe statt eines frühern, jetzt verschütteten Felsenbrunnens, eine Cisterne, die schwarze Pfütze genannt, befindlich ist, in welche sich das Regenwasser durch Felsenritzen zieht und rein und klar erhält. Der Sage nach befindet sich auf dem Grunde dieser Cisterne eine Platte eingelegt, welche ein Gewölbe mit reichen Schätzen verdeckt. — Weiterhin liegt ein freundliches Haus, „das Gesellschaftshaus," welches Besuchern des Berges Obdach und beliebige Erfrischungen darbietet. Gleich dabei ist „der Gesellschaftsplatz," mit einer Aussicht, die sowohl nach Zittau, als auch nach dem Thale und den umliegenden Bergen hin malerisch genannt zu werden verdient. Ein hier abgeschossener Böller lockt ein wun-

derherrliches Echo aus den umliegenden Felsen, und das zu diesem Zweck hier aufgestellte Geschütz wird gegen eine kleine Vergütigung recht gern abgefeuert. Das Echo beginnt von der südlichen Seite des Ameisenberges, braus't zu den Bergen des Hausgrundes hin, ertönt in den verschiedenartigsten Nuançen, wird immer schwächer, und verliert sich endlich leise verrollend in der Ferne.

Nachdem ich mich durch Speise und Trank gestärkt, an der schönen Aussicht erfreut, und mehrere Inschriften, die sich hier an den Felsenwänden befinden und an fürstliche Personen erinnern, welche den Oybin besucht, gelesen hatte, folgte ich meinem Führer über den Kirchhof zurück und stieg mit ihm eine hölzerne Treppe von achtzig Stufen zu der Stelle, wo die Ruinen des alten Raubschlosses, namentlich die Reste eines Thurmes stehen. Am östlichen Rande des Felsens wird ein ungeheurer Sitz, „der Kaisersitz", gezeigt, wie auch eine mannslange Vertiefung mit Kopferhöhung, das sogenannte „Kaiserbett," zum Andenken an Kaiser Karl IV., der sich bei Beschauung der schönen Aussicht hier gelagert haben soll. Weiter südlich in der Gegend, wo die Mönche an einer vor Regen geschützten Stelle eine Kegelbahn hatten, findet sich ein Häuschen für Freunde des Scheibenschießens. Eine zweite Treppe führt zu der höchsten Kuppe des Berges, die etwa 60 Fuß im Durchmesser hat, mit einem Sommerhause versehen ist und die ausgebreitetste Aussicht in die nahe romantische Umgebung, als auch tief in die Oberlausitz hinein, wo die Königshayner Berge und die hohe Landeskrone, in deren Nähe man die Thürme von Görlitz gewahrt, darbietet.

Sinnend und im Anblick der Gegend vertieft, ließ ich den Blick entzückt in die Ferne schweifen, und dann wieder auf den Trümmern weilen, welche die untergehende Sonne golden beleuchtete, und ich dachte der Ele-

gie, welche ein Zittauer Dichter*) dem Oybin geweiht hat.

Traulich kehrt die Abenddämm'rung wieder,
Hüllt in ihren Schleier Feld und Flur;
Auch des düstern Haines süße Lieder
Schweigen, und mit ihnen die Natur.
Durch's Gesträuch, dem schroffen Felsgeklüfte
Kühn ergrünet, säuseln milde Lüfte.
Stille herrscht, nur Leben rauscht im Bach,
Und die schöne Welt der Nacht wird wach.

Hier, wo aus der Gegenwart Ruinen,
Grauer Vorzeit bleiche Duftgestalt,
Mit des Staunens stieren, starren Mienen,
Meiner Phantasie vorüberwallt, —
Gähnt mich, in der Mitternächte Schauern,
Aus den Spalten der gesprengten Mauern,
Die einst stolz herab ins Felsthal sah'n,
Der Zerstörung Schädel grausend an.

Sinnend rollt an jener Bogentrümmer
Die Geschichte ihre Bücher auf.
Eine Thräne fließt beim Sternenglimmer
Von der seidnen Wimper glühend drauf.
Denn die Eigner dieser morschen Reste
Von der sonst so kühn erbauten Veste,
Die der Urzeit Kraftbild zu uns kehrt, —
Waren nicht des deutschen Namens werth.

Wo um's wild verwitterte Gemäuer
Moder der Jahrhunderte sich webt,
Und der Nachtgestirne Silberschleier
Auf der schaurigen Ruine schwebt, —
Haus'ten, nach der Sitte grauer Zeiten,
Wo des Volkes Edle sich entweihten,
Und der Raub ein adlig Handwerk war, —
Räuber manches lange, lange Jahr.

---

*) Karl Gottfried Grohmann. — Die Elegie hier im Auszuge.

Ha, der Wandlung! — Wildverwachs'ne Haide
Wuchert jetzt auf dem verfallnen Schloß,
Wo vordem bei bacchanaler Freude
Niercnsteiner und Tokayer floß.
Eppich windet sich um das Gesteine;
Schauer fühlet in dem Tannenhaine,
In den Rüstern, der Ruin' entkeimt,
Wer in ihrem heil'gen Dunkel träumt.

Jahre strömten auf der Zeiten Welle
In den Ocean der Ewigkeit. —
Dann entstieg den Trümmern die Kapelle
Und ein Kloster in der Mittelzeit.
Wo sonst Räuber schwelgten, Jubel tönte,
Eine Räuberschaar den Rächer höhnte —
Hallte der geweihten Glocken Klang
Und der Mönche heißer Bußgesang.

Ha, der Wandlung! — Trauerbirken grünen
In der Väter weitem Refector.
In der Kirche heiligen Ruinen
Wildert üppiges Gesträuch empor.
In des Kreuzgangs halbverrollter Mauer
Weh'n des Luftzugs eisigkalte Schauer.
Heimchen zirpen, wo, beim Meßgesang,
Sonst die Andacht im Gebete rang.

Ehrfurcht schwingt um's alternde Gemäuer
Ihren ernsten Fittich. — Hoher Schwung
In phantasmagorisch heil'gen Schleier,
Lös't die Fesseln der Begeisterung.
Wehmuth streut auf's sinkende Gesteine
Kränze hin aus dem Cypressenhaine
Der Gefühle. — Nur der Vorzeit Traum
Gibt dem Volkswahn ungemess'nen Raum.

Mod're ruhig in den Todtenräumen
Wilder Räuber, frommer Väter Staub!
Bald weht auch von unsern Lebensbäumen
Die Vernichtung das erstor'bne Laub.
Auf des Lebens morschem Nachen gleiten
Wir in's Eiland der Vergessenheiten.

Glücklich, wer im Schoß der Ruhe liegt,
Und sich sanft an die Vollendung schmiegt.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden sind benutzt: Der Oybin, Raubschloß, Kloster und Naturwunder, v. Dr. Chr. Aug. Pescheck, 1792 u. 1804. — Kleine Chronik des Oybin, von M. Pescheck. — Der Oybin bei Zittau, poetisches Gemälde von Dr. Brauer. — Beschreibung des Oybin, von Eschke, 1832. — Geschichte der Coelestiner des Oybin, urkundlich dargestellt von M. Chr. Ad. Pescheck, Diakonus in Zittau, Zittau 1840. — Blicke in die vaterländische Vorzeit, von K. Preusker. Erstes Bändchen, Leipzig 1841, u. a. m.

Der Ansichten vom Oybin gibt es unzählige. — Die von Laurin, Müller und Thomas verdienen empfohlen zu werden. — Sehr saubere und treue Bilder liefert das Werkchen: Der Oybin bei Zittau, dargestellt in 12 Ansichten und mit kurzem erläuternden Text begleitet von Carl Pescheck. Dresden bei Morasch und Skerl. 1835.

Bei Besteigung des Oybinberges sind brauchbar: Der Oybin, Raubschloß, Kloster und Cölestinerkloster, v. Dr. Chr. Aug. Pescheck, 1792 u. 1804. — Kleine Chronik des Oybin, von M. Pescheck. — Der Oybin bei Zittau, poetisches Gemälde von Dr. Brauner. — Beschreibung des Oybin, von Göhre, 1832. — Geschichte der Cölestiner des Oybin, urkundlich dargestellt von M. Chr. Ad. Pescheck, Diakonus in Zittau, Zittau 1840. — Blicke in die vaterländische Vorzeit, von K. Preusker. Erstes Bändchen, Leipzig 1841, u. a. m.

Von Ansichten vom Oybin giebt es unzählige. — Die von Lautier, Müller und Sprenne verdienen empfohlen zu werden. — Sehr schöne und treue Bilder liefert das Album: Der Oybin bei Zittau, dargestellt in 12 Ansichten und mit kurzem erläuterndem Text begleitet von Carl Pescheck. Dresden bei Morasch und Skerl. 1843.

7.

Huysburg

im Königreich Preußen.

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Vom blauen Wolkenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtsvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war.

Max von Schenkendorf.

Huysburg.

Auf der Höhe des schönen Huywaldes, welcher den Schmuck und die Zierde der Landschaft, in welcher Halberstadt liegt, bildet, ragen die Thürme der stattlichen Abtei Huysburg, achthundert Fuß über der Meeresfläche gelegen, in die Luft.

Nach Norden und Westen drängt sich das Kloster so dicht an den Abhang des Berges, daß nur zu den Processionen oder kirchlichen Umzügen, welche hier gehalten wurden und noch gehalten werden, der nöthige Raum vorhanden ist. Östlich fällt der Berg allmählig ab, südlich aber, wo sich vor der Klostermauer und der davor befindlichen Lindenallee ein großer, freier Platz ausbreitet, steigt der Berg noch etwas an, so daß das Kloster auf dieser Seite von dem höhern Walde verdeckt wird und man daher von Halberstadt aus nur die Thürme des Klosters über dem Walde hervorragen sieht.

Der Eingang in den Klosterhof befindet sich auf der südwestlichen Ecke. Er bildet ein schönes, aus drei Bogen bestehendes Thor mit der Inschrift:

saCra Deo trIpLICI patet absIDe porta
ter trIa fata foras proVIDa Verte trIas;

durch welche Inschrift das Erbauungsjahr 1767 angedeutet wird.

Wenn wir den Klosterhof betreten, haben wir zur Linken die ehemaligen Wirthschaftsgebäude und jetzigen Wohnungen der beiden Prediger und des Schullehrers. Dieser Flügel ist vom Abt Arnold errichtet und enthält die Inschrift:

anno qVo WestphaLa paX IVbILans VnIVersae
Dat paCeM eVropae.

Das neue Gebäude, welches wir zur Rechten sehen, war zur Aufnahme der Fremden bestimmt, ist von Abt Arnold Brikwede († 1756) erbaut und enthält an der Vorderseite die Worte:

hIC eVeCta VIDe teCta
prVssa sVb VICtoria
paCe tVta sVbseCVta
soLI Deo gLorIa;

welche Worte das J. 1745 andeuten, in welchem zu Dresden Frieden geschlossen wurde. Das Gebäude enthält in zwei Stockwerken 24 Zimmer und zwei schöne Säle, unter denen „der Kaisersaal“ mit den Bildnissen der Kaiser Franz I., Joseph II., der Könige Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. nebst ihren Gemahlinnen, ausgeschmückt ist. Das Bild Friedrich II. ist von Lafontaine, dem Vater des Dichters, welcher seiner Zeit die Lesewelt durch eine große Menge Familiengeschichten erfreute, recht brav gemalt. Die Deckengemälde sind von einem Halberstädter Maler Spape. Den andern Saal, welcher den Namen „Jagdsaal“ führt, zieren schöne Malereien nach Riedinger und aus seinen Fenstern hat man eine entzückende Aussicht bis zu den 18 Stunden von hier entfernten Ruinen des Petersberges bei Halle.

Der interessanteste Theil des Klosters ist die in Kreuzesform erbaute Kirche, welche mit drei Thürmen geziert ist, von denen zwei die äußerste westliche Seite

einnehmen. Sie hat nur einen Eingang auf der südlichen Seite. Durch eine kleine Vorhalle tritt man durch eine zweite Thür in das Innere und steht unter der, die ganze innere, westliche Seite einnehmenden und eine große Nische verdeckenden Orgel. Sie hat einen sehr schönen Ton, ist unter Abt Conrad Nolten von Adolarius Papenius aus Halberstadt 1767 erbaut, von Bartholdi mit Schnitzwerk und Vergoldung verziert und hat 37 Register. — Die Kirche hat ein überaus freundliches Ansehen. Auf beiden Seiten des Schiffes sind niedrigere, mit kleinen Kreuzgewölben überspannte Säulengänge, bei denen jedesmal eine Säule mit einem Pfeiler abwechselt, welche letztere durch große, halbrunde Bögen verbunden sind. Zwischen den großen Bögen befinden sich wieder kleinere, welche die Pfeiler mit den zwischen ihnen befindlichen Säulen vereinigen. Die Decke ist platt und mit grellen Gemälden, besonders mit einer Menge Wolken überladen, auf denen ein Engel mit einer Tafel sitzt, welche die Inschrift enthält: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort!" — Die drei Altäre sind mit beachtenswerthen, von Stratmann aus Paderborn gefertigten Gemälden verziert. Das am Hochaltar befindliche enthält die Mutter Maria, wie sie von Engeln aus dem Grabe zum Himmel emporgetragen wird und die Apostel ihr staunend und sehnsüchtig nachschauen. Das Bild am Seitenaltare zur Rechten enthält wiederum die Maria, wie sie der Schlange den Kopf zertritt, und am Seitenaltare zur Linken den sterbenden Heiland am Kreuz.

Das schöne Schnitzwerk am Hochaltar hat der seiner Zeit rühmlichst bekannte Stubenizki zu Halberstadt, und das Schnitzwerk an den andern Altären ein Künstler Hinze verfertigt.

Die ganze innere Einrichtung der Kirche, wie sie

noch jetzt besteht, rührt vom Abt Engelbert Engemann (1781—96) her. Aus der Kirche gelangen wir auf die Thürme, von denen man, besonders aber von einem dritten auf der Mitte der Kirche, eine entzückende Aussicht in eine Runde von vielen Meilen genießt, die wohl mit zweihundert Ortschaften besäet ist. An heitern Tagen bemerkt man recht deutlich Magdeburg mit seinen hohen Domthürmen, den flimmernden Elbspiegel, und Braunschweig mit seinem himmelanstrebenden Andreasthurme. Der Blick nach der schönen, in blauen Duft gehüllten Bergkette des Harzes und nördlich auf den Helmwald ist überaus reizend.

An die östliche Seite der Kirche grenzt das Gebäude, welches den Capitelsaal und die ehemaligen Wohnungen der Mönche enthielt; es ist im Innern sehr zerfallen, doch haben sich in seinem untern Stockwerke die Kreuzgänge noch so ziemlich erhalten. Über der Thür, die vom Kreuzgange aus zur Kirche führt, stehen die Worte:

Vt Digne hIC ores
referasqVe per astra faVores
CVras ante fores
Depone retVnDeque tepores.

Der größte Theil des Kreuzganges, in dem sich ehemals drei kleine Capellen befanden, und andere klösterliche Gemächer der alten Zeit, sind sammt dem Prälaturgebäude beinahe ganz und gar verschwunden.

Huysburg war, wie schon der Name anzudeuten scheint, wahrscheinlich Anfangs eine Burg, welche auf irgend eine Weise an den Bischof von Halberstadt kam und zu einem bischöflichen Hofe wurde. Burkhard I., der elfte Bischof von Halberstadt, ein frommer Mann, eilte oft in das Dunkel des Huywaldes und verbrachte dort in der stillen Einsamkeit seine Mußestunden. Bei

diesem bischöflichen Hofe, auf einer Waldhöhe, erbaute Burkhard (1038) für sich eine Capelle, um hier im Stillen mit Gott zu leben. Er betrieb den Bau mit solchem Eifer, daß er selbst Steine und Kalk zutrug.

Pia, eine Nonne im Kloster zu Quedlinburg, sehnte sich nach stiller Waldeseinsamkeit, wandte sich an ihren Beichtvater, den Domherrn Eckhard zu Halberstadt, mit der Bitte, bei dem Bischofe für sie die Erlaubniß auszuwirken, daß sie irgendwo als Einsiedlerin sich in eine Clause einschließen dürfe. Da aber Burkhard I., noch ehe der Wunsch der guten Nonne erfüllt werden konnte, 1058 starb, gingen noch zwölf Jahre hin, ehe sie ihr Verlangen befriedigt sah. Erst 1070 gab der folgende Bischof, Burkhard II., der unterdessen ihre Frömmigkeit und ihre Sehnsucht nach dem Einsiedlerleben kennen gelernt hatte, seine Einwilligung mit den Worten: „Wenn Du Dich denn so innig nach einem abgeschiedenen Leben sehnest, gut! so will ich Dich auf der Huysburg, neben der Mariencapelle, einschließen lassen. Das ist ein so einsames Plätzchen, daß Du Dich dort einem beschaulichen Leben ohne die geringste Störung widmen kannst!“

Pia nahm den Vorschlag freudig an, und zog im 40. Jahre ihres Alters, mit Bewilligung der Äbtissin und des ganzen Convents zu Quedlinburg, am 13. Juni 1070 in eine, neben der Waldcapelle im Huy gelegene Clause. Damit auch ein Priester bei dem Gottesdienste zugegen sein möge, setzte der Bischof den Domherrn Eckhard, welcher sich ebenfalls nach Einsamkeit sehnte, zum Priester der Capelle auf Huysburg ein. — Eckhard und Pia führten nun ein so frommes Leben, daß sie bald in den Ruf der Heiligkeit kamen. Adelheid, eine Nonne in Gandersheim, welche mit der erheuchelten Frömmigkeit, die in ihrem Kloster herrschte, unzufrieden war,

und von dem frommen Paar auf der Huysburg hörte, kam 1076 ebenfalls mit Bewilligung des Bischofs Buko nach dem Huywalde, und bezog eine Clause neben denen Eckhard's und Pia's.

Die drei Einsiedler gaben sich nun so viele Mühe, die Frommen der Gegend im Glauben zu stärken und die Sünder zu bessern, daß sich die Umwohner glücklich priesen, solche Heilige in ihrer Nähe zu haben. Ihren Ruhm zu erhöhen, träumte ein dem Huy nahe wohnender Mann, daß an der Mitternachtsseite des Klosterberges ein Silberquell hervorsprudele, dessen Wasser die Anhöhe herabfließe und aus dem die Umwohner, welche von allen Seiten herbeieilten, schöpften und sich erquickten. — Was dieser Traum zu bedeuten habe, darüber waren Alle einig: es bedeutete die Quelle das wahre Wasser des Lebens, welches die Frommen im Huywalde den zu ihnen Kommenden mit Freuden spendeten.

Die in tiefster Abgeschiedenheit Lebenden sahen aber nach mehreren Jahren doch ein, daß ein solches Zurückziehen weder der Welt, noch ihnen selbst besonders förderlich sei und faßten den Plan, mehrere Frommen zu gemeinsamer Andacht auf dem Huy zu vereinigen. Thiezelin, ein Benedictinermönch aus dem Kloster Bergen bei Magdeburg, welcher mit dem wüsten Leben seiner Brüder unzufrieden war, kam zuerst nach der Waldcapelle, und ihm folgte in kurzer Zeit Meinold, ein Mönch aus demselben Kloster, der Eckhard zu überreden wußte, in den Benedictinerorden zu treten.

Bischof Buko von Halberstadt willigte gern in das Unternehmen, ließ den Gottesdienst feierlich beginnen, kam selbst nach Huysburg, weihete die Stiftung zu Ehren der Jungfrau Maria ein und erklärte sie frei von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit.

Da die Anzahl der Mönche und Nonnen bald be-

deutend wurde, so bat man den Abt Herrand zu Ilsenburg, die Aufsicht über das Kloster mit übernehmen zu wollen, was er auch eine Zeitlang, sich abwechselnd zu Huysburg und Ilsenburg aufhaltend, that, bis es ihm zu lästig wurde, und auf sein Anrathen im Jahre 1080 Eckhard zum ersten Abte gewählt und vom Bischofe feierlich geweiht wurde.

Es währte nicht lange, so war der Huywald von frommen Pilgrimen und andächtigen Wallern belebt. Damit von denselben die Mönche und Nonnen nicht zu sehr in ihrer Andacht gestört werden möchten, erbaute Eckhard östlich von der Stelle, wo die Ortschaft Huysburg gestanden, eine Capelle, die er dem heiligen Sixtus widmete. Sie hat in dem jetzigen zweiten Obstgarten, an der mittägigen Mauer gelegen. Hier sammelte Eckhard die Wallfahrer, legte, um sich denselben ganz widmen zu können, 1083 seine Abtwürde nieder, starb aber schon am 28. Juni 1084. Er hatte so streng gelebt, daß er unter seiner härenen Kutte stets eine eiserne Kette um den bloßen Leib trug, mit welcher man sein Gerippe noch umwickelt fand, als es mit dem seines Freundes Thiezelin im Jahre 1122 aus der Sixtuscapelle in die neu erbaute Kirche, vor dem Altare des heiligen Servatius, beigesetzt wurde.

An demseiben Tage, an welchem Eckhard der Abtswürde entsagte, hatte man den strengen Alfried, einen Schüler Herrand's, zum Abte erwählt. Unter ihm erhielt das Kloster am 1. November 1084 vom Bischof Buko die Stiftungsurkunde, aus welcher hervorgeht, daß dasselbe der Jungfrau Maria gewidmet war, daß es das Recht hatte, sich Äbte und Schirmvögte selbst zu wählen, und daß es zum ersten Besitzthume in 33 umliegenden Ortschaften 65 Hufen Landes, den anstoßenden Huywald und mehrere Zehnten erhielt.

12*

Es schien Alfried vor allen Dingen nöthig, neue Gebäude aufzuführen, und er benutzte dazu die alten Gebäude, welche von dem schon erwähnten alten Orte Huysburg noch vorhanden waren, ließ die alte Marien-capelle theilweise abbrechen und erweitern und vom Bischofe Werner von Merseburg einweihen; da aber die Zahl der Klosterbewohner fortwährend stieg und auch der Reichthum der Stiftung so zunahm, daß binnen 40 Jahren zu den schon vorhandenen 65 Hufen Landes noch 60 Hufen hinzukamen, so beschloß Alfried einen gänzlichen Neubau, den er auch selbst noch zu Stande brachte. Am 1. August 1121 vollzog Bischof Reinhard die Einweihung der Kirche, die im Wesentlichen noch dieselbe ist, welche wir heute erblicken.

Auf Alfried folgten die Äbte Egbert, Degeno, Otto, Reynbold, Heinrich I. Trotz innern und äußern Stürmen wuchs der Glanz des Klosters fortwährend und es besaß am Ende des 12. Jahrhunderts außer vielen Zehnten und Höfen 182 Hufen Landes. Eine Hauptursache des wachsenden Reichthums war die, daß viele Kinder reicher Grafen und Edelleute in das Kloster traten. Doch fehlte es auch nicht an Unglücksfällen und Gefahren. Der alte Bischof Ulrich von Halberstadt, der es mit Kaiser Friedrich Barbarossa hielt, war in das braunschweigische Land eingefallen, wurde aber von Heinrich dem Löwen herausgeschlagen, verfolgt, im brennenden Halberstadt gefangen genommen und hätte wahrscheinlich das Leben verloren, wenn sich nicht Heinrich des Löwen Gattin, Mathilde, dieses armen Bischofs angenommen und ihn nach der Huysburg hätte bringen lassen, wo er im Elende ganz ungesund lebte, bis er daselbst starb und am 30. Juli 1180 im hohen Chore begraben wurde.

Besonders viele Unannehmlichkeiten hatte Huysburg

mit seinen Schirmvögten. Anfangs stand es unter dem Pfalzgrafen von Sachsen, Friedrich, auf Sommerschenburg, dann unter dem Ritter Willer von Eilenstädt, von dessen Nachkommen, Heinrich und Ludolf von Eilenstädt, es sich 1197 mit 95 Mark loskaufte, dann unter dem Grafen von Blankenburg, Siegfried III., der es aber noch ärger trieb, als die Ritter von Eilenstädt; denn dieser, so wie seine Söhne plackten und beschmaus'ten das Kloster unaufhörlich, und dasselbe wimmelte beständig von ihren Knechten, Rossen und Hunden. Abt Heinrich I. und seine Nachfolger Matthias, Siegfried und Ludolf, baten den Bischof Friedrich von Halberstadt unaufhörlich, sie aus den Krallen dieser verderblichen Beschirmer zu retten, und dieser redete auch endlich so ernstlich zu dem alten Grafen, daß derselbe 1220 wirklich die Schirmvogtei über Huysburg in die Hände des Bischofs legte, der sie nun selbst übernahm, und sofort feststellte, daß das Kloster in Zukunft nicht mehr gehalten sein solle, einen Schirmvogt zu erwählen; nur in Halssachen, deren Führung geistlichen Personen nicht gezieme, solle ein weltlicher Stellvertreter gewählt werden, aber bei jedem Falle immer ein Anderer, damit sich nicht wieder Jemand als Schirmvogt eindränge. Die Söhne des Grafen Siegfried, Siegfried und Heinrich, waren aber mit diesem Vergleiche gar nicht zufrieden, verbanden sich mit ihren Vettern, den Grafen von Reinstein, und es entstand Raub und Brand lange Zeit bis zum Jahre 1249. Erst da gelang es nach unsäglicher Mühe dem Bischof Meinhard, sich und dem bedrängten Kloster Ruhe zu schaffen. Das Kloster aber mußte, außer dem großen Schaden, den es in dieser dreißigjährigen Fehde erduldet hatte, nun auch noch der Halberstädtischen Kirche 150 Mark Silber zahlen, um sie für die schweren Verluste, welche auch das bischöfliche Gebiet

in dieser langen Fehde um des Klosters willen erlitten hatte, einigermaßen zu entschädigen.

Schon während dieser Fehde, mehr aber noch nachher, riß eine furchtbare Verwilderung im Kloster ein. Abt Hugo lebte mit den Mönchen, die den Röderhof, eine am Fuße des Klosterberges liegende Ökonomie, verkaufen wollten, in beständigem Streite und wurde auch endlich auf ihre Veranlassung 1273 abgesetzt.

Hugo's Nachfolger, Werner, ließ sich keine Mühe verdrießen, um eine neue, bessere Zeit für das Kloster zurückzuführen, wandte besondern Fleiß auf die im Kloster befindliche Schule, aus der er die besten Schüler als neue Ordensglieder auszuwählen gedachte, war thätig, fromm und mäßig, gefiel aber eben darum den verwilderten Mönchen nicht, die sich zum großen Theil zusammenrotteten, am Vorabend vor Mariä Himmelfahrt in die Kirche stürmten, den Abt mit Vorwürfen überhäuften, daß er ihnen die ihnen zukommenden Semmeln nicht habe verabreichen lassen, seine Entschuldigungen nicht anhörten, ihn und die ihm anhängenden wenigen Mönche mit Schimpfreden überhäuften, sie ohrfeigten und ihnen die Haare ausrauften.

Als diese Vorgänge dem Bischof Volrad von Halberstadt angezeigt worden war, kam er 1273 in Begleitung des Domdechanten Wiger und des Abtes Johann von Königslutter, nach Huysburg, um strenges Gericht zu halten, in Folge dessen die Rädelsführer aus dem Kloster gewiesen wurden.

Nachdem der folgende Abt, Heinrich II., 1281 die Einkünfte des Klosters zu vermehren gewußt hatte, kam Bruno (1297) zur Regierung, der sich aber nach drei Jahren genöthigt sah, auf seine Stelle zu verzichten, da er die wüsten Mönche nicht zu zügeln vermochte. Ungeachtet der Liederlichkeit der Klosterbrüder hatte das

Kloster unter ihm, außer zahlreichen Schenkungen und Vermächtnissen, 15 Hufen Landes erhalten, und durch das vom Papst Innocenz IV. 1250 bestätigte Ablaßprivilegium für alle Besucher des Huysburger Kirchweihfestes, bedeutende Summen gewonnen.

Im J. 1309 kauften die Mönche, welche sich nicht gern näher beaufsichtigen ließen, den Besuch des Halberstädter Bischofs mit fünf Mark Silber los, und beschlossen, die Klostergüter unter sich zu theilen und in behaglicher Unabhänhigkeit zu leben. Es gelang ihnen aber nicht, und einige kräftig auftretende Äbte, Conrad III. und Gottfried waren im Stande, verpfändete Grundstücke einzulösen und mehrere Schulden zu bezahlen. Von Abt Jasper von Bärwinkel (1395 — 1425) ist zu bemerken, daß unter ihm die geistliche Schwesterschaft, welche bis jetzt auf Huysburg fortbestanden hatte, 1411 gänzlich verschwand, daß er einen Fischteich, welcher den romantischen Anstrich der Gegend um ein Bedeutendes erhöhte, jetzt aber nicht mehr vorhanden ist, anlegte, und dem Frohnleichnamsfeste, welches noch jetzt alljährlich viele Tausende von Menschen nach Huysburg zieht, einen besondern Glanz verlieh.

Nachdem unter dem liederlichen Abte Heinrich Swegerken, der von Bischof Burkhard III. abgesetzt wurde, das Kloster in Schulden versunken war, begann die klösterliche Reformation, welche aus der Abtei Bursfelde hervorging. Der berühmte Theoderich Brand, Prior zu Bursfelde, kam, vom Abte Johann Oldenroth berufen, selbst nach Huysburg, führte die Mönche zu der ursprünglich wissenschaftlichen Thätigkeit und zu der alten Frömmigkeit zurück, durch welche wohlthätige Aenderung im Innern auch der äußere Wohlstand gar bald zurückkehrte.

Unter Abt Hermann brach der Bauernkrieg aus, und Huysburg sank unter den wüthenden Fäusten der rohen Schaaren. Sie plünderten das Kloster aus, schleppten sogar die Glocken hinweg, rissen die Gebeine der Bischöfe und Aebte aus den bleiernen Särgen und legten beim Abzuge die Brandfackel an die Gebäude. Drei Tage lang wütheten die Flammen und zerstörten des Kostbaren und Werthvollen so viel, daß der Verlust mit Recht unersetzlich genannt werden konnte. Unglücklicher Weise folgte auch nach Abt Hermann's im J. 1547 erfolgtem Tode kein Mann, der geschickt genug gewesen wäre, die Wunden des Klosters zu heilen; denn da in der ganzen Umgegend Luthers Lehre angenommen war, der üppige Erzbischof Albrecht den Halberstädtern für 200,000 Goldgulden die freie Ausübung der evangelischen Religion gestattet hatte, und die Reformation unter Bischof Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, völlig die Oberhand erhalten hatte, so ließ Abt Johann die Mönche thun, was ihnen beliebte, benutzte aber die allgemeine Verwirrung und raffte ein ungeheures Vermögen zusammen, welches er seinen Verwandten und Frunden zuwendete. Durch die folgenden wackern Aebte, Johann Koppe und Georg Püstemacker, wurde zwar der Sturz des Klosters noch abgewandt; aber die in demselben befindlichen Mönche bekümmerten sich wenig um ihre kirchlichen Obliegenheiten, sondern trieben Handel, lebten lustig und guter Dinge, schmaus'ten und zechten mit den Bauern und verübten allerlei Muthwillen.

Im 30jährigen Kriege litt das Kloster viel, und Abt Heinrich Delwig (1598—1633) mußte mit seinen Mönchen mehrere Male die Flucht ergreifen, starb auch in einem Kloster zu Hildesheim, wie denn auch sein Nachfolger, Johann Groneberg, zehn Jahre lang fast beständig auf der Flucht lebte, und ebenfalls nicht

in seinem Kloster, sondern bei dem Propste Engelke zu Hadmersleben starb.

Nach Beendigung des Krieges waren die Mönche so verwildert, daß sie Abt Sebastian von Horn nicht zu zügeln vermochte, sein Amt 1677 freiwillig niederlegte und zu seinem Nachfolger den Nikolaus von Zitzwitz berief. Die Wahl war sehr glücklich getroffen. Zitzwitz, der früher als Protestant auf der Universität Helmstädt studirt hatte, dann in den Benedictinerorden getreten, und dann in den Diensten des schlauen und kriegerischen Bischofs von Münster, Bernhards von Galen, gewesen war, führte die Zügel der Regierung mit Kraft und Klugheit, stellte die zerrütteten Finanzen des Klosters wieder her, brachte vieles Verschleuderte wieder zusammen, ließ sich keine Mühe verdrießen, die durch den Krieg zerstreuten Documente zu sammeln, und berief den fleißigen Geschichtforscher D. Paullini aus Eisenach, mit dem er die wieder gesammelten Urkunden abschrieb, untersuchte und ordnete, wodurch die „Annalen des Klosters Huysburg" entstanden. Als er am 24. October 1704 starb, folgten die Äbte Jodocus, Matthias und Arnold Brikwede. Letzterer war ein sehr liebenswürdiger Mann, der Dichtkunst und Malerei liebte und gegen Jedermann, ohne Ansehung des Glaubens, sehr freundlich und mildthätig war.

An einem heißen Sommertage wanderten zwei Juden durch den Huy. Durch das Steigen fühlte sich aber der Jüngere so angegriffen, daß er nicht von der Stelle konnte und der Ältere sich genöthigt sah, ihn aufzuladen und weiter zu schleppen, was er aber nur eine kurze Strecke zu thun vermochte. Er legte daher, gänzlich erschöpft, seinen Gefährten auf den Boden, schleppte sich bis zur Pforte des Klosters und bat um einen Trunk Wasser. Der Pförtner entgegnete: „Jude, wenn Du

Speck essen willst, so sollst Du auch Wasser haben; issest Du keinen Speck, so bekommst Du auch kein Wasser." — Der Jude stellte eben vor, daß ihm sein Gesetz verbiete, von der angebotenen Speise zu essen und daß er lieber mit seinem Gefährten umkommen, als sich versündigen wolle, — als der Abt Arnold Brikwede herbeikam, und, als er hörte, was vorging, dem Pförtner seine Hartherzigkeit verwies, seinen Wagen anspannen und den ohnmächtigen Juden ins Kloster bringen ließ, wo Beide nicht nur treulich gepflegt, sondern auch, als ihre Kräfte zurückgekehrt waren, von ihm unterstützt und mit Aufträgen für das Kloster erfreut wurden, wodurch er, da die Juden immer bedeutendere Lieferungen für das Kloster zu machen hatten, den Grund zu dem spätern Reichthume der bekannten Banquiers Israel Jakob und Israel Jakobson legte, denn der arme Jude war Niemand anders, als Israel Jakob, der Vater des in späterer Zeit zu großen Gütern und Ehren emporgestiegenen, um Synagogen und Schulen seiner Nation sehr verdienten Präsidenten und geheimen Finanzraths Israel Jakobson.

Abt Arnold starb 1756. Ihm folgten die Äbte: Conrad Nolten, Engelbert Engemann, zwei wackere Männer, und Isidorus Hagspiel, als der siebenundvierzigste und letzte Abt des Klosters Huysburg. Als er acht Jahr sein Amt versehen und das Kloster 720 Jahr bestanden hatte, kam*) im Jahre 1804 am 2. October, des Morgens um 10 Uhr, der damalige Kriegs-

*) Mit den hier angeführten Worten schildert der damalige Prior auf Huysburg, Carl van Ess, berühmt durch seine Uebersetzung des neuen Testaments, die Aufhebung des Klosters. Carl van Ess, seit 1788 in Huysburg, liegt auch auf dem Gottesacker neben der Kirche begraben.

rath Krieger, nachmaliger Domainendirector, von Halberstadt hierher, machte dem Abt die Absicht seiner Erscheinung bekannt und veranlaßte denselben, die sämmtlichen Conventualen in das gemeinschaftliche Zimmer berufen zu lassen. Das war geschehen. Da trat Krieger mit seiner Begleitung unter ihnen auf. — Leichenblaß waren Alle, und er selbst, der Gefühlvolle, hob, wie aus dem Grabe gerufen, an: „Meine Verhältnisse als Staatsdiener, meine geehrtesten Herren, legen mir heute eine Pflicht auf, die während meiner Dienstzeit die erste in ihrer Art und von so eigenthümlicher Natur ist, daß ich mich derselben ohne die lebhaftesten Bewegungen meines Innern, die ich unverhalten bekenne, nicht zu erledigen im Stande bin, u. s. w." — Seine Rede zerschmolz, so matt auch seine Stimme war, nun vollends. Es war Todesurtheil dem alten Kloster; Er, der Todesengel; — aber so sanft, so tröstend, so beruhigend trug er sein, der preußischen Regierung und seiner Gesinnung ewig Ehre machendes Commissorium und seine dazu einleitende Rede vor, daß wir noch recht oft die Gerechtigkeit und Milde der Regierung einander nannten, von der wir aufgehoben waren, und den menschenfreundlichen Mann, durch den sie geschah. — Was vorzüglich die Mitglieder des Klosters beruhigte, war, daß der Herr Commissarius nach der Unterzeichnung des Protocolls uns bekannt machte, wie zur Pensionirung der Klosterofficianten sowohl, als zur Unterstützung der vom Kloster Hilfe gewohnten Armen solche Bestimmungen vorhanden wären, daß durch die Aufhebung die interessirten Individuen nicht leiden würden.

Und diese Verheißung ward erfüllt. Aus den Einkünften des Klosters, das bei seiner Aufhebung noch 128 Hufen 9½ Morgen Äcker (mit 107½ Wispel Aussaat) und den dazu gehörigen Höfen, ungerechnet Forsten,

Zehnten, Malterfrüchte, Erbenzinsen u. a. m. besaß, wurden, im Jahre 1806, vierteljährlich 2598 Thlr. 10 Gr., also jährlich 10393 Thlr. 16 Gr. Pensionen gezahlt. Davon erhielt der Abt 1600 Thlr., der Prior 500 (und dazu als erster Prediger noch 100), zur Speisung der Schulkinder (aus dem Kloster, aus Röderhof, Dingelstedt, Eilenstedt, Eilsdorf, Sargstedt, Rienburg), die auf Huysburg zur Schule gehen, 450 Thlr., und zu Schreibmaterialien 30 Thlr., Anniversariengelder 91 Thlr. 16 Gr.; der zweite Prediger 300 Thlr. Pension und 50 Thlr. Zulage, jeder Conventual 300 Thlr.; der Administrator zur Vertheilung an die Armen 800 Thlr., die General-Armencasse 100 Thlr. — Wahre Worte sind demnach die, mit welchen Krieger seine oben erwähnte Rede an die Conventualen beschloß: „Ihr Schicksal wog die Hand eines eben so weisen Monarchen, als menschenfreundlichen Landesvaters ab, der, indem Er die Wohlfahrt des Ganzen beschloß, mit wahrhaft königlicher Milde die Zufriedenheit der Individuen nicht aus den Augen verlor. Für jede der geschlagenen Wunden ist ein heilender Balsam bereit, und neben dem großen, zerstörenden Wechsel der Dinge steht liebevoll und beruhigend ein Genius des Trostes und der Erquickung." —

Das Kloster war zwar nun aufgehoben, aber die Kirche wurde fortwährend zu kirchlichen Zwecken benutzt und noch jeden Sonntag wird in derselben, an der ein Oberpfarrer, ein Caplan und ein Schullehrer angestellt sind, zweimal Gottesdienst gehalten. In die im Kloster befindliche Schule senden die Katholiken, welche auf dem Röderhofe, in Dingelstedt, Eilenstedt und Sargstedt wohnen und in Huysburg eingepfarrt sind, ihre Kinder.

Im Jahre 1809 wurden auch 11 Nonnen aus dem aufgehobenen Kloster zu Egeln in Huysburg gastfreundlich aufgenommen und ihnen Wohnung in dem „neuen Ge-

bäude" eingeräumt, es leben aber von ihnen gegenwärtig nur noch drei. Wenn diese frommen Frauen geglaubt haben, hier ihre Tage in stiller Abgeschiedenheit von der Welt verleben zu können, so haben sie jedenfalls geirrt, da das Kloster häufig von Fremden, an schönen Tagen aber besonders von Halberstadt aus besucht wird. Ein Nebenhaus am Thore ist für die zahlreichen Besucher zum Gasthause eingerichtet, in welchem man besonders ein auf baiersche Art verfertigtes kräftiges Bier, das von vorzüglicher Güte am Fuße des Huy auf dem Röderhofe, — der ehemaligen Ökonomie des Klosters — gebraut und in sehenswerthen Bergkellern aufbewahrt wird, verabreicht.

Vor einigen zwanzig Jahren hat der König von Preußen Huysburg an den General Carl Friedrich von dem Knesebeck geschenkt, der die Besichtigung aller Localitäten mit vieler Humanität gestattet, und unten am Berge das sogenannte „Röderhofer-Schloß" erbaut hat, wozu viele Reste der alten Klostergebäude verwandt worden sind.

In der Gegend sieht man mehrere Warten. Die oberhalb Sargstedt ließ der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebende Domprobst Quirre erbauen, um von dort die Umgegend zu bewachen, denn der Huywald war sonst größer und dichter und steckte voll Raubgesindels. Aus derselben Zeit, in welcher diese Warte, von der man sich jetzt einer herrlichen Umsicht erfreut, erbaut wurde, stammt wahrscheinlich die Kunde von dem Räuber Daneil und der Daneilshöhle.

Diese Höhle liegt eine halbe Stunde von Huysburg, am Abhange des Berges. Sie scheint in zwei Gemächer getheilt gewesen zu sein, deren eines vielleicht als Wohnung für Menschen, das andere als Pferdestall diente. An der obern Decke bemerkt man eine Öffnung,

welche durch den starken Felsen in das Freie mündet. Von dieser Höhle geht unter dem Volke folgende Sage:

Susanne, die schmucke Hirtentochter aus dem Dorfe Dingelstedt, ging in den Huywald, um Nüsse zu pflücken. Unbefangen und uneingedenk des Gerüchtes, daß schon Mancher, der diesen Wald betrat, spurlos darin verschwunden sei, schritt sie durch das Dunkel der hohen Buchen, als plötzlich ein Räuber mit gezücktem Messer auf sie lossprang. Erschrocken stürzte sie ihm zu Füßen und bat weinend und händeringend um ihr Leben. Aber Thränen und Bitten hätten nicht das Herz des fühllosen Räubers zu erweichen vermocht, und sie wäre sicher des Todes gewesen, hätte nicht' ihre Schönheit sie gerettet. „Ja, Du sollst leben, Du sollst mein Weib sein!“ rief mit wollüstigem Blick der Räuber, ergriff sie und schleppte sie in seine Felsenhöhle. Hier forderte er unter den gräßlichsten Drohungen, daß sie ihm schwören sollte,' nie ihn böslich zu verlassen und keinem Menschen seinen Aufenthaltsort zu verrathen. Susannen war ihr junges Leben lieb, — und sie schwur.

Ihr Leben in der Höhle war fortan eine stete Angst und inneres Zittern, denn schrecklich waren die Entdeckungen, die sie von Tag zu Tag machte.

Daneil, so hieß der Räuber, ritt täglich auf Raub und Mord in der Umgegend aus. Damit man nun die Spuren zu seiner Höhle nicht entdecken möchte, so hatte er die Hufeisen seinem Rosse verkehrt angeheftet. Auch hatte er seine Höhle im Umkreise von einer halben Stunde mit verborgenen Drahtfäden umgeben, welche, sobald sie ein menschlicher Fuß berührte, einige Glöckchen in der Höhle in Bewegung setzten und ihm so von der Nähe eines Wanderers und von der Gegend, wo derselbe nahte, Kunde gaben.

Nach neun Monden gebar Susanne dem Räuber ein

herziges Knäblein und hoffte nun, ihren schrecklichen Zustand erleichtert zu sehen. Aber der unmenschliche Vater nahm das schuldlose Kind und, wie auch die arme Mutter jammerte und bat, er zerschmetterte es an dem Felsen, damit dessen Schreien nicht etwa seinen Aufenthaltsort verriethe, und als Susanne schaudernd den Zorn des Himmels über den Mörder rief, da lachte er teuflisch auf: „Mein Bruder, der Steinhauer, hat mir diese Höhle nach meinem Begehr eingerichtet, und ich habe ihn nachher erdrosselt, damit er mich später nicht verrathen könnte; meinst Du nun, daß ich des Wurmes da schonen soll, um durch sein Schreien verrathen zu werden?“

Mit derselben Grausamkeit ermordete er noch vier Kinder, welche Susanne ihm gebar.

So waren sieben grausenvolle Jahre vergangen, und Susanne schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben, als sie es einstmals wagte, Daneilen zu bitten, er möchte sie nach Halberstadt gehen lassen, um dort einige Bedürfnisse und Lebensmittel einzukaufen. Die Gewährung dieser Bitte schien zwar erst dem Räuber bedenklich, doch da er ihrem Schwure traute, erlaubte er ihr zu gehen.

Am nächsten Morgen in der Frühe machte sie sich auf den Weg. Wie ward ihr wohl, als sie nach sieben Jahren enger Gefangenschaft zum ersten Male wieder bebaute Fluren sah! Als sie nach Halberstadt kam, waren die Gassen noch menschenleer. Mit gesenktem Blicke, traurig und der Rückkehr in ihre grauenvolle Haft gedenkend, schritt sie auf den Markt. Da fiel ihr die große, steinerne Rolandssäule an der Ecke des Rathhauses in die Augen und überwältigt von ihrem Jammer, kniete sie nieder vor dem steinernen Bilde und schüttete weinend die langgeduldeten Leiden und Geheim-

nisse ihres Herzens vor ihm aus und bat es inbrünstig, daß es sich ihrer Noth erbarmen möchte.

Kaum hatte sie ihre Bitte geendet, als ein Diener des Rathes, der ihre Worte belauscht hatte, sie ergriff und vor den Rath führte. Hier wollte sie aber, fromm-gläubig erzogen, nichts entdecken, als bis ein Priester sie ihres Eides entbunden hätte.*) Dies geschah, und nun schilderte sie den Räuber und ihr trauriges Leben bei ihm so ergreifend, daß sich der Magistrat sogleich entschloß, die geeignetsten Maßregeln zu treffen, um dieses Ungeheuer zu fangen oder zu tödten. Da aber die Höhle eigentlich unentdeckbar war, so bestreute Susanne bei ihrer Rückkehr dahin den Weg mit Erbsen.

Am andern Morgen, noch ehe der Tag graute, nahten schon Bewaffnete der Höhle, um den Räuber im Schlafe zu überfallen, aber — er erwachte. Mit Mühe entkam Susanne seiner Wuth. Er schlug rasch die Eisenthür der Höhle zu und, sich nun sicher dünkend, verlachte er die Ohnmacht seiner Verfolger. Diese vermehrten sich stündlich durch die Bürger von Halberstadt und die Landleute der nahen Dörfer. Es begann eine förmliche Belagerung.

Die Felsenmassen mit Gewalt zu zerstören, war zu

---

*) Auf andere und bessere Weise wird dieser Theil der Sage von Andern so erzählt, daß Susanne vor ihrem Gange nach Halberstadt dem Räuber, welchem es gerade an Lebensmitteln fehlte, mit einem furchtbaren Schwure geloben mußte, gegen keinen Menschen ein Wort von ihren Verhältnissen zu sagen, daß sie daher, als sie an der Rolandssäule anlangte und in der Nähe derselben einige Rathsherren stehen sah, vor dem Bilde niederkniete und demselben ihr ganzes Leid mit so lauten Worten erzählte, daß die Rathsherren, ohne daß Susanne ihren Schwur gebrochen, von der ganzen Geschichte unterrichtet wurden.

jener Zeit gar schwer, aber die List fand ein Mittel, Verderben in die Höhle zu bringen. Man goß siedendes Wasser in alle Spalten und Luken der Felsen, um so den Räuber zu tödten; doch dieser wußte dem eindringenden Wasser bald Ableitung zu verschaffen und lachte. Da befahl der Rath von Halberstadt, Wasser und Mehl zu einem heißen Brei zu kochen und in die Höhle zu gießen. Es geschah und unaufhörlich fuhr man damit fort. Am zweiten Abend ward es still in der Höhle. Nun erbrach man das Eisenthor und fand in dem Brei die verbrannte Leiche des Räubers." *)

Jetzt ist die Daneilshöhle mit ihrer Umgebung eines der anmuthigsten Vergnügungsplätzchen im Huy, ein kleines, heimliches, stilles, ringsum von Waldhügeln umkränztes, schattenreiches Thal, geschmückt mit Blumenbeeten und Ruhebänken, wohin fleißig gelustwandelt wird und wo öftere Schützenfeste und andere gemeinschaftliche Ergötzlichkeiten die Einsamkeit beleben.

Wer ein Freund von Volksfesten ist, der muß Huysburg am Frohnleichnamsfeste besuchen, zu welchem fröhliche Wanderer aller Religionsbekenntnisse aus der Nähe und Ferne heranpilgern und sich im grünen Walde unter Zelten und Buden erlustigen.

Als ich im J. 1842, wie ich alljährlich zu thun pflege, dem schönen Harzgebirge einen Besuch machte, richtete ich meine Reise so ein, daß ich dem vielgepriesenen Feste auf Huysburg beiwohnen konnte.

Es war am 26. Mai, als ich in der Frühe eines schönen Morgens dem Kloster zuwanderte, welches mit seinen weißen Mauern und schwarzen Schieferdächern recht stattlich über den Bäumen hervorragte.

---

*) S. Preußens Volkssagen, von Widar Ziehnert. Erster Band, S. 238.

Mein Weg führte mich in der Nähe eines Denkmals vorüber, welches von vier mächtigen Buchen umgeben war und die Inschrift führte:

Mit Ehrfurcht, Wanderer, zieh den Hut,
Denn unter'm Schatten dieser Buchen,
Hat Schatten, so wie Du, zu suchen,
Held Gustav Adolph einst geruht.

Während ich las, ertönte vom Kloster herab der feierliche Ruf der Glocken und veranlaßte mich, meine Schritte den Berg hinauf zu beschleunigen. Es war gegen 7 Uhr Morgens, als ich auf der Höhe anlangte, die durch Landleute aus der Umgegend belebt war, welche nach der Kirche eilten, aus deren geöffneten Pforten herrliche Orgelklänge hervorbrausten und Töne von Posaunen und andern Instrumenten herausschallten. Weihrauchwolken wirbelten empor, Gesang ertönte, der Priester im Festornate betete und nach einiger Zeit formirte sich der übliche Zug. Vier kleine liebliche Mädchen in weißen Gewändern, bunte Kränze auf den blondgelockten Köpfchen und Körbchen mit duftenden Blumen tragend, schritten voran, ihnen folgten die Chorknaben und der von Landleuten getragene Baldachin, unter welchem der Oberpfarrer, die blitzende Monstranz in den Händen, einherschritt. Der zweite Geistliche und der Schullehrer gingen beineben, die Musici, singende Landleute und müßige Zuschauer folgten nach. Zur Verhütung aller Unordnung befanden sich vier Gensdarmen in der Nähe. Langsam bewegte sich der Zug aus dem Klosterhofe, wendete sich rechts, hielt an der nordwestlichen Ecke der Mauer vor einem Tragaltare an, bewegte sich dann, von Kanonendonner, der schon während des Gottesdienstes einige Male laut geworden war, begleitet, an der östlichen Seite der Mauer hin, südlich durch eine Lindenallee über einen Wiesenplatz nach dem Walde hinauf

wo ein zweiter Altar errichtet war, bei dem abermals die üblichen Ceremonieen vorgenommen wurden, zog unter von Zeit sich wiederholendem Kanonendonner westlich am Waldessaume hin, dann nördlich bis nahe an den Klostereingang und begab sich zuletzt abermals in die Kirche.

Der Zug war nicht so groß, als ich nach der Berühmtheit, welche das Huysburger Frohnleichnamsfest erlangt hat, erwartet hatte; aber die Hauptfeierlichkeiten kamen erst später an die Reihe, und zu denselben, nämlich zu allerlei Ergötzlichkeiten, fanden sich mehr Menschen ein, als zu der am Morgen stattgefundenen Prozession. Sobald die Mittagszeit vorüber war, strömten viele Tausende von Menschen herbei. Es war eine sehr bedeutende Menge von Zelten und Buden, in denen alles dargeboten wurde, was das Herz wünschte und begehrte, aufgerichtet, und dennoch konnte nur ein ganz kleiner Theil der Anwesenden in denselben Platz finden. Musik ertönte von allen Seiten, auf den von Brettern zusammengelegten Tanzböden drehete sich das Volk in lustigem Reigen; Waarenverkäufer, Künstler aller Art, Kunstreiter, Menagerieen, Wachsfigurencabinette und dergleichen gab es in Menge, und waren von ganzen Schwärmen Neugieriger und Schaulustiger aus allen Ständen umlagert. Das Ganze war dem Treiben auf einer viel besuchten Messe nicht unähnlich. Die Zahl der Bettler, welche an diesem Tage Huysburg mit ihrer Gegenwart beglücken und jeden anständig Gekleideten unaufhörlich und auf die zudringlichste Weise belästigen, ist Legion.

Früher blieben sämmtliche Buden, Zelte u. s. w. bis zum nächstfolgenden Sonntage stehen, an dem eine Nachfeier gehalten wurde, jetzt aber müssen sie den Freitag bei Strafe niedergerissen und weggeräumt werden.

Leuckfeld's Chronik von Bursfelde, p. 97 sqq. — Kurze Beschreibung der ehemaligen Benedictinerabtei Huysburg, von C. van Eß. Halberstadt 1810, mit 3 illuminirten Kupfern. — Neue Mittheilungen des Thür. Sächs. Vereins. B. 4. Heft I. Halle, 1838. — Huysburg. Freunden der Geschichte, Kunst und Natur gewidmet, von Chr. Niemeyer. Halberstadt 1840. Mit einer Ansicht. — Eigene Bekanntschaft mit Huysburg.

Eine Ansicht des Klosters, wie es früher war, findet sich in: Royer's Beschreibung des herzoglichen Gartens zu Hessen. Braunschweig 1551. 4.

8.

Lorsch

im Großherzogthum Hessen.

Weh! Was wir bauten ist in Schutt geschmettert!
Weh! Was wir säten hat der Sturm entblättert!
Das Loos all uns're Lebens und Gebetes
Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!
Anastasius Grün.

Lorsch.

Lorsch, einst das reichste, das glänzendste Kloster in Deutschland, dessen Name so viele anziehende Erinnerungen an die Vorzeit erweckt, dessen Äbte in fürstlicher Pracht umherzogen, über Grafen und Ritter geboten und dem Kaiser zu trotzen wagten, — auch Lorsch ist im Strome der Alles überflutenden Zeit versunken und seine stolzen Zinnen sind in den Staub getreten. — Hier, wo einst Verschwendung und Pracht, Üppigkeit und Stolz ihren Thron aufgeschlagen hatten, wo schimmernde Gebäude weit in die Gegend hinausschauten, — hier stehen wir zwischen wenigen, unbedeutenden Trümmern, ergriffen von dem Gefühle des Hinschwindens aller irdischen Größe und der Nichtigkeit aller Erdenherrlichkeit.

Wahrscheinlich ist das Kloster Lorsch auf den Grundmauern, und zum Theil wohl auch aus den Ruinen eines römischen Tempels erbaut, welche Annahme dadurch viel Wahrscheinlichkeit erhält, daß an der Klosterstätte noch heute mehrere, zum Theil mit Inschriften versehene Steine, welche offenbar aus der Römerzeit herrühren, zu finden sind.

Das Kloster wurde unter der Regierung Pipin des Kurzen, wahrscheinlich im J. 764, von einer Gräfin Williswinde und ihrem Sohne Cancor, welche Besitzungen im Oberrheingau hatten, auf einer Insel der

Weschnitz gestiftet und erhielt später den Namen Monasterium vetus oder Altenmünster.

Die Stelle, an welcher dieses älteste Kloster stand, läßt sich zwar nicht mehr mit Gewißheit angeben, doch ist sie jedenfalls in der Nähe des Häuschens, welches der Pferdehirt bewohnt, zu suchen, da man bei demselben im J. 1752 ein Kelchlöffelchen, eine kleine Meßkanne, dickes Fensterblei, einen steinernen Sarg, mehrere Gerippe und dergleichen ausgegraben und mehrere gemauerte Gräber aufgefunden hat.

Da Graf Cancor, der Stifter des Klosters, mit Pipin verwandt, der Bischof von Metz, Chrodegang oder Rutgang, aber ein Schwestersohn Pipins war, so wurde diesem Bischofe die Einrichtung des Klosters überlassen. Dieser berief 16 Mönche aus dem 3 Stunden von Metz gelegenen Kloster zu Gorze, denen er als Abt vorstand und mit denen er nach der Ordensregel des heiligen Benedict lebte. Er schenkte der Kirche, welche er dem Apostel Petrus weihte, den Leichnam des heiligen Nazarius, welcher in Mailand den Märtyrertod erlitten hatte. Als diese Reliquie gebracht wurde, zogen ihr viele Tausende von Menschen, Junge und Alte, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, bis an die Vogesen in feierlicher Procession entgegen und unter frommen Hymnen und Gesängen der Mönche wurde das Heiligthum von dem Grafen Cancor und andern Vornehmen auf den Schultern nach Lorsch getragen.

Chrodegang hatte den kostbaren Leichnam von dem heiligen Vater Paul selbst zum Geschenk erhalten und derselbe fand bei den Gläubigen bald eine so große Verehrung, daß das Kloster bedeutende Schenkungen erhielt. Der Zudrang war auch bald so bedeutend, daß die kleine Insel, auf welcher das Kloster stand, an Festtagen die aus der Nähe und Ferne herbeiströmende Menge nicht

mehr zu fassen vermochte und man an einen Neubau an einer schicklicher gelegenen Stelle denken mußte.

Da Chrodegang, dessen hohe Abkunft und ausgebreitete Verwandtschaft viel zu den an das Kloster gemachten Schenkungen beitragen mochte, durch seine bischöflichen Pflichten zur Rückkehr nach Metz genöthigt wurde, ernannte er seinen Bruder Gundeland zum Abte, der nun den großartigen Bau des neuen Klosters leitete, die Kirche köstlich ausschmücken und vom Erzbischofe Cullus von Mainz, der von vier Bischöfen unterstützt wurde, am 2. September 774 feierlich einweihen ließ; zu welchem Feste auch Kaiser Karl, welcher eben aus Italien gekommen war, mit der Königin Hildegard und seinen drei Söhnen, Karl, Pipin und Ludwig, und mehreren Reichsfürsten erschien und bei dieser Gelegenheit dem Kloster reiche Geschenke, namentlich mit Oppenheim, machte.

Der Ruf von den Wundern, welche durch die Verehrung des Schutzheiligen Nazarius, der mit großer Verehrung aus Altenmünster in das neue Kloster gebracht worden war, geschahen und sich an Kranken und Bedrängten erwiesen, verbreitete sich bald bis zu fernen Gegenden und das Volk strömte immer zahlreicher herbei, brachte Gold, Silber, Kleinodien und andere kostbare Geschenke, und vermehrte dadurch den Reichthum des Klosters auf sehr bedeutende Weise, während die Begüterten und Vornehmen der Umgegend demselben Zinsen und Ländereien verehrten.

Als Gräfin Williswinde und ihr Sohn Cancor gestorben waren, betrachtete Cancors Sohn, Graf Heinrich, mit mißvergnügten Blicken die von seinem Vater gestiftete Abtei, durch deren Gründung ihm allerdings viel entzogen war, und ging endlich so weit, das Besitzthum des Klosters als sein väterliches Erbe zurück-

zufordern. Der Abt wurde beim Kaiser klagbar, und da Graf Heinrich die älteste Schenkungsurkunde über die „Villa Hagenheim im Wormsgau" mit seinem eigenen Siegel versehen hatte, so wurde er genöthigt, seinem Erbrechte auf das Kloster gänzlich zu entsagen. Der Abt Gundeland erhielt aber nicht nur eine förmliche Urkunde zur Sicherung seines Besitzes, sondern gab auch das Kloster und Alles, was dazu gehörte, in den Schutz des Kaisers Karl, der eine besondere Vorliebe für Lorsch hatte, oft hier einkehrte und in der Kirche sein Gemüth in nächtlichem Gebet zu sammeln pflegte.

Als Thassilo, Herzog von Baiern, gereizt durch seine Gemahlin Luitberge, eine Tochter des Longobardenfürsten Desiderius, sich gegen Karl den Großen zu verschiedenen Malen aufgelehnt hatte, vor die Reichsversammlung zu Ingelheim gefordert und daselbst einstimmig zum Tode verurtheilt wurde, und Thassilo, im Gefühle seiner Schuld, vor dem Kaiser niederfiel und in stummem Schmerze seine Knie umfaßte, Karl dadurch gerührt wurde und ihm das Leben schenkte, Thassilo sich aber erhob und um Aufnahme in ein Kloster bat, um durch aufrichtige Buße Gottes und Karls Gnade zu verdienen, so wies ihm wahrscheinlich Karl selbst das Kloster Lorsch zum Aufenthalte an, denn Thassilo ist im Kloster Lorsch gestorben. Das Lorscher Todtenbuch enthält die Worte: Thassilo Dux, ex Laïco Monachus, und im Anfange des 17. Jahrhunderts sah man in der Kirche zu Lorsch noch sein Grabmal mit der Inschrift:

Thassilo Dux primum, post Rex, Monachus sed ad imum
Idibus in ternis decesserat iste Decembris,
Conditur hac fovea, quem pie Christe bea.

Die Sage erzählt übrigens Thassilos Ende auf

ganz andere Weise, und berichtet, daß derselbe in der Schlacht gefangen genommen, seines Augenlichtes beraubt, dann wieder freigelassen worden und nach langem Umherirren nach Lorsch gekommen sei. Wie ihn Karl einst dort auf unerwartete Weise wieder getroffen, erzählt uns ein Dichter*) auf folgende Weise:

Der große Heldenkaiser kam
Von weiten Fahrten hergezogen.
Nach Lorsch er seine Straße nahm;
Dem Kloster dort war er gewogen.
Im Münster hat er manche Nacht
Dort im Gebet einst zugebracht.

„Dich grüß' ich, stilles Gotteshaus!
„Gott grüß' euch all, ihr frommen Brüder!
„Gern ruh' ich wieder bei euch aus. —
„Von weiter Wegfahrt müd', doch müder
„Von vielen Sorgen groß und klein,
„Sprech' ich als Pilger bei euch ein.

„Da draußen stürmt es in der Welt,
„Da geht der Mensch sich selbst verloren.
„Die Kirche hier, die mir gefällt,
„Hab' ich zur Andacht mir erkoren.
„Laßt hier mich bei der Lampe Schein
„Die Nacht mit mir und Gott allein.“

Der Abt und seiner Mönche Chor
Heißt seinen Kaiser hoch willkommen.
Mit Ehrfurcht ist er, wie zuvor,
So heut auch wieder aufgenommen,
Und Alles ist zur Dienstbarkeit
Dem frommen Herrscher gern bereit.

Doch als in stiller Mitternacht
Der Kaiser ernst und andachttrunken
Allein noch in der Kirche wacht,
Am Fuß des Altars hingesunken,
Sein Herz, von Sorgen viel beschwert,
Ganz seinem Gotte zugekehrt;

---

*) A. L. Grimm: Vorzeit und Gegenwart, pag. 105.

Da horch! da wird es plötzlich laut:
Die Halle tönt von Mannestritten;
Und wie der Kaiser um sich schaut,
Kommt dort ein Mönch herabgeschritten,
Unsicher durch den langen Gang
Zum Chore wandelt er entlang.

Und hehr im Lichtglanz, wunderbar,
Wer ist's, der mit ihm näher schreitet?
Ein Engel Gottes ist's fürwahr,
Der sanft des Alten Schritte leitet.
Karl sieht den Blinden an und spricht:
„Wo sah ich schon dies Angesicht?"

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel allen dar;
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht.

Am Morgen aber kommt zum Abt
Der Kaiser mit hochernsten Mienen.
„Sagt, welchen Heiligen Ihr habt,
Dem hier schon Gottes Engel dienen?"
Der Abt versteht die Frage kaum:
„Euch täuscht, mein Kaiser, wohl ein Traum?"

„Mich täuscht kein Traum, ich sah es klar;
Es war kein Bild erregter Sinnen:
Ein lichter Engel bracht ihn dar,
Und führt ihn still darauf von hinnen. —
Laßt uns in nächster Nacht vereint
Sehn, ob er wieder dort erscheint."

Der Abt ist seinem Herrn bereit,
Sie stehn im Münster voll Verlangen. —
Wie gestern, um dieselbe Zeit
Kommt auch das Paar schon dort gegangen.
Der Engel, hehr im Lichtgewand,
Den blinden Greis an seiner Hand.

„Herr Abt, wer ist der Gottesmann?"
„Mein Kaiser, Niemand will ihn kennen.

Als Laien nahm ich längst ihn an,
Nie wollt' er seinen Namen nennen.
Der Buße lebt er ganz allein
Mit Beten, Fasten und Kastein."

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel allen dar,
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht.

Der Kaiser neigt das Haupt und sinnt:
„Einst sah ich ihn an andrer Stelle,
Noch war er aber da nicht blind.
Auf, führe mich nach seiner Zelle,
Daß er bei Christi Wunden frei
Zu Gott bekenne, wer er sei."

Sie traten zu dem Blinden ein.
„Freund," spricht der Abt, „laß mich erfragen
Dein Vaterland, den Namen Dein,
Welch Schicksal Dich hierher verschlagen.
Nicht eitle Neugier ist's, die fragt.
Antworte frei und unverzagt."

„Mein Vaterland war einst die Welt,
Jetzt liegt es mir in weiten Fernen.
Nur Eins ist, was mich hier noch hält,
Dann find' ich's wieder über'n Sternen.
Noch heiß ich Sünder; ach, und fast
Erdrücket mich der Sünden Last."

„Nein," spricht der Kaiser „frommer Greis,
Die Sünden sind Dir längst vergeben.
Versuch's, erhebe Dich, ich weiß,
Daß Gottes Engel Dich umschweben."
Da staunt der Mönch und ruft entzückt:
„Du bist der Engel, den er schickt.

Längst neig' ich mich dem Grabe zu;
Schuld gegen Dich knüpft mich an's Leben.
Vergibst Du sie, dann find' ich Ruh,
Durch Dich wird Gott mir auch vergeben.

Vergib dem Sünder, wohlbekannt;
Thassilo ward ich einst genannt."

Und Karl reicht ihm gerührt die Hand.
„Hier nimm es, der Versöhnung Zeichen."
Thassilo küßt das theure Pfand;
Da sieht man seine Lippen bleichen.
Gebrochen ist des Büßers Herz,
Die Seele schwingt sich himmelwärts.

Er lächelt selig noch im Tod.
Und staunend sehen die Betäubten,
Wie dort im ersten Morgenroth,
Auf ihn geneigt, zu seinen Häupten
Der Engel still ihm winkend steht —
Und Jeder neigt sich zum Gebet.

Der auf Gundeland folgende Abt Helmerich that Vieles für das Kloster und wendete besondern Fleiß darauf, das Innere der Kirche auf das Glänzendste auszuschmücken. Wo man hinblickte, schimmerte Gold und Silber, der Boden des hohen Chors war mit einem purpurnen und mit Gold reich gestickten Teppiche bedeckt und der dem heiligen Nazarius gewidmete Altar war wahrhaft köstlich geschmückt.

Die Besitzungen des Klosters erreichten eine so bedeutende Ausdehnung, daß es nicht an Männern fehlte, welche Lorsch mit gierigen Blicken betrachteten und Alles aufboten, sich in den Besitz der fürstlichen Abtei zu setzen. Besonders war es Adelbert, der Bischof von Bremen, welcher seine Netze nach der reichen Beute auswarf, und da er den schwachen Kaiser Heinrich ganz in seiner Gewalt hatte, auch auf leichte Weise in den Besitz derselben zu gelangen glaubte; da er aber wohl wußte, daß die Zahl seiner Feinde nicht gering sei und er dieselben durch einen Gewaltstreich nicht gern vermehren wollte, so suchte er durch Schlauheit zu seinem Ziele zu gelangen und führte den Kaiser, als derselbe in Worms das Oster-

fest feierte, wie von ungefähr nach Lorsch, wo er feierlich empfangen und auf das Prächtigste bewirthet wurde. Durch Schmeicheleien und Versprechungen suchte Adelbert den Abt für sich zu gewinnen, während er durch einen Juden, seinen Liebling, die Mönche hinsichtlich ihrer Gesinnungen gegen den Abt und auch über dessen Lebensart ausforschen ließ. Als der Jude aber über den Abt nichts als Gutes hörte, ließ Adelbert die Mönche geradezu davon in Kenntniß setzen, daß ihm die Abtei vom Kaiser geschenkt sei, welche Nachricht die Mönche mit großem Schmerze vernahmen und eiligst ihrem Abte hinterbrachten, der aber seinen Schrecken sehr gut zu verbergen wußte und sich nicht das Geringste merken ließ. Bald nachher ward Abt Ulrich nach Basel vor den Kaiser gefordert, als aber Ulrich mit zahlreicher Begleitung und in fürstlicher Pracht an dem Thore von Basel anlangte, theilte ihm ein Soldat die Nachricht mit, daß er mit seiner ganzen Begleitung verhaftet und in die Hände des Erzbischofs gegeben werden sollte, worauf Ulrich mit den Seinigen sogleich den Rückweg antrat. Nun machte Adelbert verschiedene andere Versuche, zu dem Besitze des Klosters zu gelangen, da sie aber alle mißglückten, beschloß er, Gewalt zu gebrauchen und verlangte nun vom Kaiser geradezu, ihm Lorsch zu geben, was von Heinrich auch bewilligt wurde. Abt Ulrich wurde vom Bischofe von Bamberg im Namen des Kaisers nach Goslar geladen, und da er sich mit Krankheit entschuldigte, so hart bedroht und der Empörungssucht und des Ungehorsams mit so bittern Worten beschuldigt, daß er, obgleich ihm seine Geistlichen und Ritter abriethen, doch das Pferd bestieg; aber schon in kurzer Entfernung vom Kloster vom Pferde stürzte und halbtodt ins Kloster zurückgebracht wurde. Man war nun sehr gegen Heinrich und Adelbert aufgebracht

und die zahlreichen Vasallen des Klosters verbanden sich durch einen fürchterlichen Eid, ihren Abt und Fürsten mit Blut und Leben zu beschützen. Sie fingen auch sogleich an, ihre Anstalten zu treffen, bauten in der Nähe des Klosters eine Burg, welche sie die Starkenburg nannten, von der noch heute schöne Ruinen vorhanden sind, und legten eine starke Besatzung hinein. Als der Kaiser von diesen Rüstungen hörte, schickte er harte Drohbriefe und verbot auch den Mönchen, ihrem Abte ferner Gehorsam zu leisten. In Furcht gesetzt, wollte sich Ulrich dem Kaiser unterwerfen, aber seine Ritter übergaben ihn dem Grafen von Calwe und machten sich zum Kampfe fertig. Adelbert kam auch bald mit einem Heere und belagerte die Starkenburg; aber während derselben zwangen die Reichsfürsten auf dem Reichstage zu Tribur (1066) den Kaiser, den ränkevollen Erzbischof aus seiner Nähe zu entfernen; und Adelbert mußte, sobald er von jenen Vorgängen Nachricht erhielt, die Belagerung aufheben und auf seine Sicherheit denken.

Sobald der gefährliche Mann unschädlich gemacht worden war, athmete der Abt Ulrich wieder freier und die Erzbischöfe Siegmund von Mainz, Hanno von Cöln, und die Herzöge Rudolf von Schwaben und Gottfried von Lothringen beeiferten sich, ihm Genugthuung zu verschaffen und luden ihn zu diesem Behufe vor die Reichsversammlung. Abt Ulrich berieth sich über diese Angelegenheit mit seinen zwölf vornehmsten Lehnsträgern, welche seinen fürstlichen Heerschild ausmachten und jeder brachte hundert gewappnete Ritter zusammen, welche einen überaus prächtigen und glänzenden Heerzug bildeten, in dessen Mitte der Abt in fürstlichem Glanze einherzog. Als er mit seinen 1200 Rittern vor der Reichsversammlung erschien, nahm ihn Heinrich sehr gütig auf, versicherte ihn seines Wohlwollens und

seines Schutzes und mit Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte Ulrich nach Lorsch zurück.

Obgleich Heinrich des Klosters Privilegien erneuerte, reiste Ulrich doch, um sicher zu gehen, zum Papste und erhielt von demselben im J. 1070 ein erneuertes Immunitätsprivilegium. Um aber dem Kloster jede mögliche Sicherheit zu verschaffen, wurde nicht allein auf der Starkenburg, sondern sogar im Kloster selbst eine starke militärische Besatzung gehalten.

Es würde ermüden, wenn wir das immerwährende Wachsen der reichen und fürstlichen Abtei von Stufe zu Stufe verfolgen wollten, was besonders unter einigen trefflichen und frommen Männern geschah, welche als Äbte dem Kloster mit vieler Sorgfalt und Klugheit vorstanden; nach ihnen kamen aber auch Unwürdige zur Regierung, welche den Kirchenschatz verschleuderten, Klostergüter verkauften, den Erlös in allerlei Ausschweifungen vergeudeten und andere Stücke des Besitzthums an benachbarte Fürsten und Herren brachten, um deren Gunst sie buhlten. Der fromme und lebenskluge Abt Anselm bemühte sich zwar mit Glück, den von seinen Vorfahren verschleuderten Kirchenschatz wieder zu sammeln; aber es ereignete sich unter seiner Regierung das Unglück, daß am 21. März 1090 die prächtige Kirche ein Raub der Flammen wurde. Die Feuersbrunst entstand auf folgende Weise. Man feierte im Kloster den Namenstag des heiligen Benedict, des Stifters des Benedictinerordens. Die Diener und vieles Volk aus der Umgegend hatten reichliche Speisen und Getränke erhalten und fingen darauf an, ein Spiel zu spielen, welches noch heute hier und da in Deutschland, namentlich im Breisgau, gespielt wird und das „Scheibenschlagen" genannt wird. Man zündet hölzerne Scheiben, in deren Mitte sich ein Loch befindet, am Rande an, läßt sie etwas verkohlen,

steckt alsdann einen Stock in das Loch und schleudert mit demselben die glühende Scheibe in die Höhe, worauf der glühende Rand der Scheibe im Drehen feurige Kreise beschreibt. Im Klosterhofe wetteiferte Einer mit dem Andern, die Scheibe recht hoch zu werfen, aber unglücklicher Weise fiel eine Scheibe auf das Kirchendach, blieb auf demselben hängen, der Wind wehete stark und da die Schindeln von der Märzluft ganz ausgetrocknet waren, fingen sie Feuer und die Flamme griff mit ungeheurer Schnelligkeit um sich. Da gleich Anfangs die Glockenseile abgebraunt waren, so konnte man nicht einmal Sturm läuten. Aus der Kirche wurde nur wenig gerettet; denn das geschmolzene Blei troff glühend vom Dache und machte jeden Versuch der Annäherung unmöglich.

Der Verlust war sehr bedeutend und die Bestürzung allgemein, besonders da Abt Anselm hören mußte, daß das Volk seine Verwunderung ausdrückte, wie es wohl zugehe, daß der Schutzheilige Nazarius ein solches Unglück von seiner Kirche nicht abgewendet habe und daß der Leichnam des Märtyrers nicht ächt gewesen sein müsse.

Mit großer Sorgfalt fingen die Klosterbrüder an, nach dem heiligen Leichname zu suchen und waren außer sich vor Freude, als sie denselben endlich auffanden und auf einem bleiernen Täfelchen, welches auf seiner Brust lag, die Worte lasen: „Sanctus Nazarius Mediolani passus."

Die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete sich sehr schnell in der Umgegend und das Volk strömte von allen Seiten herbei, um der herrlichen Reliquie seine Ehrfurcht zu bezeugen und reichliche Opfer zu spenden. An einem Tage, an welchem besonders viele Menschen herbeigestömt waren, strahlte die Sonne glühend heiß

vom Himmel herab; und als Ebbo, der Bischof von Worms, das Haupt des Märtyrers in die Höhe hielt, dasselbe dem Volke zeigte und zu seiner Verehrung ermahnte, das Volk aber, um das theure Haupt zu sehen, sich zusammendrängte und Viele von der Gluth ohnmächtig zu werden anfingen, da wehete plötzlich ein erquickendes Säuseln über die versammelte Menge und Alle riefen einstimmig: „Das verdanken wir dem Verdienste des heiligen Märtyrers! Wir sind mit dem wahren Himmelsthaue erquickt!“ und nahmen begeistert alles Werthvolle, was sie bei sich hatten, die Frauen namentlich ihre Ohrengehänge, Armspangen, Halsketten, Ringe und Edelsteine und warfen es auf die heilige Reliquie.

Theils aus diesen und andern Geschenken, theils aus den Resten, welche der Brand übrig gelassen, konnte die Kirche bald wieder hergestellt werden, wenn auch nicht so prachtvoll, als sie zuvor gewesen war.

Nach kurzer Zeit befand sich das Kloster schon wieder in recht blühendem Zustande, aber mehrere Äbte führten dann wieder eine schlechte Haushaltung und die mächtigen Vasallen und Vögte des Klosters benutzten diese Zeit und suchten die Klostergüter erblich an sich zu bringen. Besonders schlimm sah es im Anfange des 13. Jahrhunderts aus. Conrad, der wegen seiner edlen Abkunft, seiner Tugenden und seltenen Geistesgaben zum Abt gewählt worden war, ergab sich bald der Wollust, der Verschwendung und dem Übermuthe, verschleuderte und verkaufte nicht allein die Güter und Gefälle, sondern auch die Kirchenornate und Klostermeubeln und verleitete durch sein Beispiel auch die Mönche zu Unordnungen. Als diese ihn endlich bei Papst Gregor IX. verklagten und eine abgeschickte Commission die Klagen gegründet fand, so übertrug der Papst dem Erzbischof von Mainz, Siegfried III., die Verwaltung des Klosters. Dieser

jagte, mit Bewilligung des Papstes, die unruhigen und ausgearteten Benedictiner aus dem Kloster und setzte an deren Stelle Cistercienser ein; aber die Vertriebenen, an das gute Klosterleben gewöhnt, wollten sich nicht vertreiben lassen und suchten sich mit Gewalt zu behaupten, in welchen Bestrebungen sie vom Bischof Heinrich von Speier und dessen Bruder, dem Grafen Emich von Leiningen unterstützt wurden. Da die Cistercienser wegen der unaufhörlichen Angriffe der Benedictiner nicht mehr im Kloster bleiben wollten, so besetzte es der Erzbischof mit Prämonstratenser Chorherren aus dem Kloster Allerheiligen, von denen er sich jedoch eine förmliche Verzichtsurkunde auf das Fürstenthum Lorsch, seine Güter, Gefälle, Würden und Rechte ausstellen ließ.

Unter verschiedenen Schicksalen und Unglücksfällen erhielt sich das Kloster bis in das sechzehnte Jahrhundert. In der bairischen Fehde wurde es von Wilhelm, Landgrafen von Hessen, geplündert und beschädigt und 1555 verjagte Churfürst Friedrich II., der, obgleich er kein Protestant war, sich jedenfalls einer Reformation zuneigte, die Mönche und nahm die zum Kloster gehörigen Güter in Besitz. Seit dieser Zeit standen Kirche und Kloster leer und erst als Otto Heinrich die lutherische Confession im Lande einführte, stand Carpentarius, wahrscheinlich ein lutherischer Prediger aus Worms, dem Kloster als Propst vor. Friedrich III. führte 1560 die reformirte Lehre ein und im J. 1566 finden wir in Lorsch einen reformirten Pfarrer. Von dieser Zeit verschwindet der Name eines Propstes. Bis zum J. 1580 ist zwar noch von einer Propstei die Rede, später aber nur von der „Churpfalz-Verwaltung" oder der „Schaffnerei Lorsch".

Als im J. 1621 die Spanier unter Corduba die Pfalz besetzten, ward das Kloster angezündet und die

Flammen machten das Kloster zur Ruine. Die zwischen Mainz und der Pfalz über Lorsch stattfindenden Streitigkeiten wurden nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ausgeglichen und Lorsch kam an Mainz, bei dem es bis 1803 geblieben ist, in welchem Jahre es an Hessen-Darmstadt abgetreten wurde.

Das heutige Lorsch bietet dem Reisenden nicht so viel Anziehendes dar, als er, nach der Berühmtheit des Klosters, erwarten sollte; denn die Stelle, an der das Kloster stand und von der man einen interessanten Blick nach der Bergstraße, namentlich nach Heppenheim und nach der Starkenburg hin, hat, ist zu einem Garten und einem Weinberge eingerichtet. Eines der drei Kirchenschiffe, welches von so bedeutender Höhe ist, daß es weit in die Gegend hineinschaut, steht noch und ist zu einem Kornspeicher eingerichtet. Nicht weit davon ist die Vorhalle der ehemaligen Kirche, das Hauptportal des alten Baues, welches jetzt als eine eigene kleine Capelle zum Gottesdienste der hiesigen Protestanten dient und noch aus dem J. 774 herstammt. Im J. 1802 drohte diesem alten Portale der Untergang. Die Gemeinde Kleinhausen beabsichtigte den Bau einer Kirche und hatte von der churmainzischen Hofkammer dieses „alte, unbenutzte Gemäuer" erkauft, um die Steine zu gebrauchen. Der Großherzog von Hessen erfuhr es bei der Besitznahme von dieser Gegend, untersagte sogleich den Abbruch und sorgte mit lobenswerthem Eifer für die Erhaltung.

Im Garten sieht man noch Fragmente von ausgegrabenen Grabsteinen und steinernen Särgen. Einer derselben, dessen Umrisse man in „Mollers Denkmälern altdeutscher Baukunst" sehen kann, ist noch wohlerhalten und dient jetzt als Brunnentrog. Er soll von einem frühern Besitzer des Gutes, einem Herrn von Hausen,

aufgefunden sein und einen Schieferstein mit einer Inschrift in fremder Sprache, einen Schädel und viele Pergamente enthalten haben, die aber beim Auffinden von den Arbeitern zerstört wurden.

In der Lorscher Kirche und den dazu gehörigen Capellen waren überhaupt die Grabstätten mehrerer fürstlicher Personen. Unter Andern ruhten hier die irdischen Reste des Königs Ludwig des Deutschen († 882), des Herzogs Hugo, des Sohnes Ludwigs III., der 879 in der Schlacht gegen die Normannen geblieben, und Kunigundens, der Gemahlin Kaiser Conrad des Ältern.

Geschichte und Beschreibung des Klosters Lorsch und der Bergstraße. — Geschichte des Klosters Lorsch, von Dahl. 1810. — Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald, von A. L. Grimm. — Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstraße, von A. L. Grimm.

9.

Hirsau

im Königreich Würtemberg.

Die schönste Perl' im Schwabenland'
War Hirsau an der Nagold Strand;
In seiner Zellen stillem Schoß
Wuchs manche Geistespflanze groß.

Doch nichts, was Menschenkunst erhöht,
Nichts, was die Erde trägt, besteht;
Verödet liegt in Schutt und Graus
Jahrhundert lang das Gotteshaus.

Versunken ist in ew'ge Nacht
Der Säulen Schmuck des Tempels Pracht,
An Trümmern weilt des Wand'rers Blick,
Und eine Thräne bleibt zurück.

Rudolf Magenau.

Hirsau.

Im Jahre 645 lebte im Schwabenlande eine fromme Wittwe, Namens Helicena, nach der allgemeinen Meinung aus dem Geschlechte der Edlen von Calw stammend, welche den eifrigen Wunsch hegte, sich und alle ihre Güter ganz dem Herrn zu widmen. Sie war aber nicht einig, auf welche Weise es geschehen sollte, und bat daher Gott inbrünstig auf den Knieen, ihr darüber irgend einen Wink zu geben.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam frommes Thal.
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus einem Stamm entsprossen;
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört eine Stimme schallen:
„Dies Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei wo die Bäume stehen,

In bestem Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"*)

Und kaum erglüht das Morgenroth,
Befolgt sie schon des Herrn Gebot,
Und reich geschmückt als Edelfrau
Ritt sie hinaus zur grünen Au.

Doch all' ihr köstliches Geschmeid
Dünkt ihr jetzt Tand und Eitelkeit,
Sie zieht es aus mit frommem Sinn
Und legt es Gott zum Opfer hin.

Des Reichthums Glanz, des Standes Ehr'
Reizt nicht die fromme Wittwe mehr,
Als Wittwe will sie Gott allein
Der Tage Rest in Andacht weihn.

Und rasch enteilt mit flinker Hand
Der Knechte Schaar nach Kalk und Sand,
Der Hämmer Schlag, der Aexte Schall
Ertönt durch's Thal nun überall.

Und bald erhebt aus tiefer Kluft
Die Kirche hoch sich in die Luft,
Und bald stimmt in den Weihgesang
Der Orgel Ton, der Glocken Klang.

Des Volkes Menge strömt herbei
Von nah und fern; mit heil'ger Scheu
Thut ihr der frommen Wittwe Mund
Das Wunder der Erscheinung kund.

Auf's Neu' ertönt durch Wald und Thal
Der Hämmer Schlag, der Aexte Schall;
Es rührt, von Gottes Geist entbrannt,
Sich Jung und Alt mit ems'ger Hand.

Ein Klösterlein, von treuem Fleiß
Erbaut, umschloß in schönem Kreis
Die Kirche wie ein heil'ger Schein,
Und fromme Väter zogen ein."**)

---

*) S. Justinus Kerners Dichtungen, p. 101. ff.
**) Kloster Hirschau, Gedicht von Rudolf Magenau.

Helicena hatte aber wahrscheinlich nur die Nazarius-Capelle und das dazu gehörige Haus am rechten Ufer der Nagold, in einem Thale des Schwarzwaldes, errichten lassen, denn wir hören, daß Notung, Graf von Calw, Bischof von Vercelli, welcher zur Zeit Ludwig des Frommen lebte, die Gebeine des heiligen Aurelius nach Deutschland brachte und durch ein himmlisches Zeichen nach derselben Stätte gewiesen wurde, welche auch Helicena zu ihrem Bau gewählt hatte. Er gründete auch hier mit seinem Vater, dem Grafen Erlafried von Calw, im Jahre 830, den Heiligen Petrus und Aurelius eine Kirche und ein Kloster, das er mit Mönchen aus dem Stifte Fulda besetzte. Es gerieth aber in den nächstfolgenden Jahrhunderten so in Verfall, daß es im Jahre 1066 von Albert dem Ältern, Grafen von Calw, ganz neu gestiftet, und vom rechten auf das linke Ufer der Nagold, an dieselbe Stelle, auf welcher noch heute die Ruinen des Klosters zu sehen sind, verlegt wurde.

Seit dieser neuen Stiftung, welche unter Abt Wilhelm 1083—91 zu Stande kam, erhob sich für das Kloster das Morgenroth einer bessern Zeit, denn da Hirsau oder Hirschau, wie es auch genannt wird, das Glück hatte, fast immer ausgezeichnete und tüchtige Männer zu Äbten zu haben, so wurde das Kloster nicht nur ein Sitz mittelalterlicher Bildung und Gelehrsamkeit, sondern auch des Reichthumes und des Glanzes, da der Schenkungen so viele wurden, daß sich in manchen Zeiten gegen dreihundert Mönche und Laienbrüder in demselben befanden, die in vielen wahrhaft prächtigen Klostergebäuden, welche einen bedeutenden Raum einnahmen und von einer einzigen großen Ringmauer eingeschlossen wurden, wohnten. Mit der Zeit sank zwar die höhere Bildung etwas, aber sie kehrte zurück,

als das Kloster 1458 in die Bursfeldische Union trat, in der es hundert Jahre lang geblieben ist.

In dem verhängnißvollen Jahre 1525 kamen die Bauern auch nach Hirsau und plünderten das Kloster; ob sie es auch anzündeten, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich, besonders da ein noch vorhandener Stein aussagt, daß Johannes Schultheß, welcher von 1524 an Abt war, das Kloster nach einem Brande wieder aufgebaut habe. Im J. 1558 hob Herzog Christoph von Würtemberg die Abtei auf und legte in derselben eine evangelische Klosterschule an. Obwohl der letzte katholische Abt noch lebte und die Erlaubniß erhalten hatte, bis zu seinem Tode im Kloster zu bleiben, so wurde ihm doch noch bei seinen Lebzeiten ein lutherischer Abt, Dr. Heinrich Weickersreuter, als Coadjutor beigegeben.

Da das schöne, von himmelhohen und mit Tannen bedeckten Bergen eingeschlossene, von der klaren Nagold bewässerte Wiesenthal, an welchem Hirsau liegt, dem Herzog Christoph ungemein gefiel, so ließ er bei dem Kloster auch ein Schloß aufführen.

In dem friedlichen Thale blühte die Schule bis zu den Stürmen des dreißigjährigen Krieges fort, in dem die evangelischen Äbte von den Katholiken vertrieben wurden. Die beiden nun hintereinander folgenden katholischen Äbte konnten aber nicht heimisch werden und durch den westphälischen Frieden war das Kloster wie durch einen Zauberschlag wieder zu einer evangelischen Schule, die von nun an herrlich emporblühte und auch fast immer von namhaften Gelehrten geleitet wurde.

Als die Franzosen im Jahre 1692 in Deutschland einfielen und Alles grausam verwüsteten, kamen sie auch am 20. September 1692 nach Hirsau und plünderten und verbrannten das Kloster und sämmtliche dazu ge-

hörige Gebäude mit grenzenloser Wuth, aus Rache, wie man sagt, weil der Bürgermeister der benachbarten Stadt Calw einen von Melac an den Magistrat von Calw geschickten Contributionsbrief durchstrichen hatte und ein französischer Offizier ermordet worden war. Anstatt das Zerstörte wieder herzustellen, wurde im Laufe des nächsten Jahrhunderts abgebrochen, was zu Bauten brauchbar schien, ja sogar eine im Jahre 1783 noch völlig wohl erhaltene Kapelle im Jahre 1800 auf die unverantwortlichste Weise zu einer Baute verwendet.

Die herrliche Klosterkirche, welche mit zwei gleichhohen Thürmen versehen war, hatte eine Länge von 300 Fuß und war, eben so wie der Kreuzgang, mit herrlichen Glasmalereien geschmückt, die herausgenommen und nach Monrepos bei Ludwigsburg gebracht wurden, wo sie noch heute eine zu den dortigen Anlagen gehörige kleine Kirche zieren.

Wenn man in das Wiesenthal der Nagold hinabsteigt und die von grünem Gebüsch umsponnenen herrlichen Trümmer von Hirsau erblickt, fühlt man sich unwillkürlich zu tiefer Wehmuth hingerissen. Es ist noch Vieles und Bedeutendes von dem Kloster vorhanden. Die Ruine der Peterskirche hat die Gestalt eines lateinischen Kreuzes und ist mit Menschen- und Thiergestalten geziert, die uns sonderbar anschauen und vielfach gedeutet worden sind. Nach der gewöhnlichsten Ansicht sollen sie eine Hieroglyphenschrift sein, die auf den Bau der Kirche Bezug hat. An der südlichen Seite des von ihr noch stehenden Thurmes erblickt man einen Arbeiter in Laientracht, mit lockigem Haupthaar, der mit beiden Händen den mittlern Pfeiler trägt. Die Figur soll einen Oblaten vorstellen, durch dessen Beihilfe Abt Wilhelm den Bau aufführte. Außer einer noch ganz wohl erhaltenen Capelle sehen wir noch einen bedeutenden Theil

des sehr alten Kreuzganges, einen achteckigen und einen runden Thurm und die Reste der Aureliuskirche, welche aus dem 9. Jahrhundert stammt und ganz nach Art der römischen Basiliken gebaut ist. Aus dem hohen Gemäuer der Schloßruine, welche ein sehr schönes Bild gibt, ragt eine schlanke Ulme empor, von welcher Ludwig Uhland singt:

Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl,
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wenn schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,

Und brach mit Riesenästen
Zum Clausendach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Chronik von Hirsau, von Trithemius. — Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1835. — Der Schwarzwald. — Wanderungen durch Schwaben, von Gustav Schwab, in der zweiten Section des malerischen und romantischen Deutschlands, wo sich auch eine Abbildung von Hirsau findet.

10.

Neuburg

im Großherzogthum Baden.

Seht ihr, wie dort im Thale,
Das Feld und Wald umkränzt,
Im rothen Abendstrahle
Das Kloster Neuburg glänzt?

D.

Neuburg.

Eine halbe Stunde oberhalb Heidelberg, am rechten Ufer des Neckar, auf einer sanften Anhöhe, liegt das malerisch gelegene Kloster Neuburg, zu welchem, von Heidelberg aus, ein sehr angenehmer, mit Sitzen, welche zu ruhiger Betrachtung der Gegend einladen, versehener Weg führt. Neuburg, jetzt ein geräumiges Landhaus mit Nebengebäuden und einer Kirche, bietet ein sehr schönes Landschaftsbild dar, ist noch mit einer Mauer umgeben, und wenn man über dasselbe hinab auf den Neckar blickt, so erscheint das Thal geschlossen und der Strom wie ein breiter See, wodurch das Reizende der Gegend bedeutend erhöht wird.

An der Stelle, an der jetzt Neuburg liegt, sollen einst die Ruinen eines römischen Castells oder eines Tempels gestanden haben, auf die, nach Angabe des Johannes Trithemius, Anselm oder Anshelm, Abt des Klosters Lorsch, 1048 ein Kloster erbaute und dasselbe „Niewenburg“ nannte. Man liebte es nämlich, gerade auf heidnischen Ruinen einen christlichen Tempel aufzuführen, um dadurch sinnbildlich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum anzudeuten. Die Kirche weihete Anshelm zu Ehren des heiligen Bartholomäus ein und besetzte die neu eingerichteten Wohnungen mit

Benedictinermönchen und einem Propste. Diese Präpositur blieb von der Abtei Lorsch abhängig. Die Stiftung wurde im Jahre 1148 durch Papst Lucius II. bestätigt, zerfiel aber sehr bald wieder und der Abt von Lorsch sah sich genöthigt, schon 1165 die Zellen sammt der Kirche wieder neu herstellen zu lassen. Durch den Abt Sieghard zu Lorsch wurden dem Stifte viele Güter entzogen, und da im Kloster sehr übel gewirthschaftet wurde, und am Neckar Kriegsunruhen ausbrachen, so legten sich endlich Pfalzgraf Conrad von Hohenstaufen und seine Gemahlin Irmgard, welche auf dem Schlosse zu Heidelberg residirten, 1195 ins Mittel, verbesserten die Umstände des Klosters, setzten aber statt der Mönche, die bis jetzt darinnen gewesen, adelige Benedictinerinnen hinein, gaben denselben ihre eigene Tochter Kunigunde zur Äbtissin, und verglichen sich 1195 mit Abt Sieghard wegen der dem Kloster entzogenen Güter.

Durch den Tod des Pfalzgrafen, welcher früher erfolgte, als er die dem Kloster gemachten Versprechungen zu erfüllen im Stande gewesen war, geriethen die Nonnen in große Noth; doch nahm sich Abt Conrad von Lorsch ihrer thätig an und überwies ihnen unter Andern auch 1224 den Kirchensatz zu Weinheim, sammt allen Nutzbarkeiten. Fortan befand sich die Stiftung in glücklichen Umständen und hatte auch in spätern Zeiten, als die Sitten in den Klöstern sehr gesunken waren, stets den Ruf strenger Zucht und wahrer Frömmigkeit, was zum Theil daher rühren mochte, daß die meisten Äbtissinnen fein gebildet und Glieder der pfalzgräflichen Familie waren. Papst Martin V. versuchte es, die Nonnen nach Lobenfeld zu versetzen und das Kloster in die Hände der Carthäuser zu geben, aber sein Plan gelang nicht; dagegen theilte es im 16. Jahrhundert mit den übrigen pfälzischen Klöstern gleiches Schicksal. Es

wurde im Jahre 1565 vom Churfürsten Friedrich III. eingezogen und die Pfalzgräfin Sabina von Zweibrücken, welche 1562 erwählt worden, war die letzte Äbtissin.

Seit dieser Zeit wechselten die Besitzer des Klosters gar oft. Karl Ludwig, der „deutsche Salomo,“ richtete es 1671 zu einem adeligen Fräuleinstifte ein und nannte die Gesellschaft der aufgenommenen Fräulein: „eine Gesellschaft tugendhafter Frauenzimmer.“ — Sie lebten aber nicht in ängstlicher Zurückgezogenheit, sondern verkehrten ungezwungen, obwohl anständig, mit der Welt. Karl Ludwig gibt ihnen ausdrücklich die Erlaubniß, mit „anständigen Leuten“ umzugehen, doch mit der Einschränkung: „fremde Nationen nur bei ihrer Ankunft und beim Abschiede vorzulassen, sich aber ganz besonders vor dem Umgange mit Franzosen zu hüten, die nur Intriguen zu machen suchten, und vor denjenigen Deutschen, die von demselben Humor sind und auch gerne nachäffen.“

Da wir später nichts mehr von diesem Fräuleinstifte hören, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß es mit Karl Ludwigs Tode eingegangen ist. Zum größten Theil ward Neuburg nun zum Witthum der churfürstlichen Wittwen, zuletzt von Elisabeth Amalie, benutzt, deren Sohn, Churfürst Johann Wilhelm, es 1706 mit allen Einkünften und Gerechtsamen den Jesuiten übergab, die es auch bis zur Aufhebung ihres Ordens behielten. Nach ihnen kam es in die Hände der Lazaristen und später an die geistliche Administration, welche es an Privatleute verkauften.

Es ging nun eine Zeit lang aus einer Hand in die andere, wurde zu verschiedenen Versuchen benutzt, und durch Verkauf mancher dazu gehörigen Güterstücken verschlechtert. Ein Besitzer desselben, Cavalli, ließ sich die Verschönerung des herrlich gelegenen Landsitzes an-

gelegen sein, und auch der jetzige Inhaber, Rath Schlosser, welcher Neuburg den größten Theil des Jahres bewohnt, scheut keine Kosten, sein Besitzthum immer reizender auszustatten, besonders den Reichthum an Wasser zu Springbrunnen und einem malerischen Wasserfalle zu benutzen. Die nächsten Umgebungen des Klosters sind zwar dem großen Publikum nicht mehr geöffnet, doch bieten die entfernten Anlagen noch so viel Annehmlichkeiten dar, daß sie einen Besuch recht sehr verdienen, und auch, besonders von den zahlreichen Spaziergängern des nahen Heidelberg, sehr fleißig besucht werden.

Es sind noch viele Grabsteine in Neuburg vorhanden, deren Inschriften aber zum Theil nicht mehr entziffert werden können. Auf deren einem steht:

Irmendrudis de Wn (was wahrscheinlich Weinheim bedeuten soll, da zu der Zeit, aus der dieser Grabstein stammt, das Geschlecht der Hornecke von Weinheim blühete) Ob. 1330. Außerdem finden wir dergleichen mit den Inschriften: Wipertus de Erl... yn. Ob. 1348. — Agnes Vlnerin de Diepurch, Abbatissa. Ob. 1452. — Katarina, abbatissin zu Neuburg, geporn Pfalzgrefin by Rein. Ob. 1526. —

Auf einem andern Steine finden wir folgende Inschrift:

Es ist geschehen in dem jar
Nach cristi gebort, das ist war,
Do man XIIIIçJ uud IXXVII tzalt,
Hat man sich an dieser baw gestalt
Ihn und Marie zu eren
Der Hilf und Gnad wir alle begeren.

Got zu lob In ewigkeit
Ist dieser closter baw bereyt,
Des jahrs do man tusend zalt
Vierhundert dru und achtzig alt,

Als man hie Jun hielt obsrvantz,
Do grunet Marien rosenkrantz.

Unterhalb des Stifts liegt das ehemalige Klosterwirthshaus, der Haarlaß. Den sonderbaren Namen soll dieses Haus davon erhalten haben, daß allen denjenigen Jungfrauen, welche in das Stift aufgenommen werden wollten, in diesem Hause die Haare abgeschnitten wurden. Jetzt ist der Haarlaß zu einer Gerberei eingerichtet.

In der ebenfalls unterhalb des Klosters gelegenen Mühle kann man allerlei Erfrischungen erhalten, denn es wimmelt hier beständig von Fremden und Einheimischen, und die Gegend verdient es, daß sie besucht wird. Ludwig Tieck sagt in Beziehung auf dieselbe: „Es gibt Gegenden, bei denen uns ist, als hätten sie schon seit Jahren mit rechter sehnsüchtiger Liebe auf uns gewartet, oder als sei lange unser Geist dort schon einheimisch gewesen, so bekannt, so lieb ist uns Alles. Diese schöne Gegend ist, nächst den Rheinufern, das Lieblichste, was ich in Deutschland kenne."

Zu Vorstehendem wurden, außer mehreren Beschreibungen von Heidelberg und der Umgegend, „Grimm's Vorzeit und Gegenwart" und „K. Jäger's Handbuch für Reisende in den Neckargegenden ꝛc." benutzt.

In dem letztern Werke befindet sich auch eine Ansicht von Neuburg, wie es jetzt ist.

11.

Schulpforte

im Königreich Preußen.

Euch, die Euch einst an Eures Lebens Morgen
Dies schöne Thal, die Weihe zu empfangen,
Versammelt sah, wo innig Herz an Herz
Sich schloß zu ew'ger Freundschaft festem Bunde, —
Euch, die Ihr oft aus wechselvollem Treiben
Des mannichfach verschlungnen Lebenspfads —
In jenes Paradies zurück Euch sehntet,
Und gern der goldnen Zeit, der schnell entfloh'nen,
Mit süßer Wehmuth denkt, Euch leite freundlich
Dies Bild, das Euch des Klosters stille Mauern
Am Fuß des waldumrauschten Berges zeigt,
Hin zu der Saale milden Fluten, zu
Den Weinlaubhöhn mit ihren Winzerhütten! —

Schmidt.

Schulpforte.

Es war ein blauer, sonniger Septembertag des Jahres 1829, als ich zum ersten Male Pforte, die alte berühmte Landesschule, im freundlichen Saalthale vor mir liegen sah. Wie gaukelnde Schmetterlinge von Blume zu Blume, so flogen meine Augen von einem ausgezeichneten Punkte der Landschaft zum andern, hingen freudig an den Ruinen der Rudelsburg und Saaleck, an dem schöngelegenen Rittersitze Kreipitsch, verweilten dann an der lieblichen Gegend von Naumburg und Freiburg, den mit schimmernden Land- und Winzerhäusern besetzten Rebenhügeln, und wurzelten zuletzt auf dem Kloster Pforte selbst, welches sich, an den Fuß eines größtentheils mit Buchenwaldung bedeckten Berges gelehnt, in der Mitte der lieblichen Landschaft erhebt, durch welche sich die Saale, bald zwischen grünen Wiesen, bald zwischen felsigen Ufern, Waldungen und Buschwerk, dahinschlängelt. — Lange labte ich mich an diesem schönen Bilde, stieg dann den Abhang des Berges, auf dem ich mich befand, hinab, schritt durch das freundliche Kösen mit seinen netten Häusern und hohen Salinengebäuden, und wanderte hastigern Schrittes der ehrwürdigen, zwischen Pappeln hervorblickenden „Pforte" zu.

Vor dem Kloster, noch außerhalb der Ringmauern, von denen sämmtliche Gebäude umgeben sind, steht eine

Betsäule in gothischem Geschmack, auf deren nördlicher Seite Maria mit dem Kinde, auf der östlichen Johannes der Täufer, auf der südlichen Christus am Kreuze, und auf der westlichen Abt Petrus, der Stifter der Säule, die aus dem Jahre 1521 herrührt, in Basrelief zu sehen sind.

Sobald wir durch das Thor, den einzigen Eingang in das alte Kloster, getreten sind, erblicken wir die im gothischen Styl erbaute schöne Kirche, deren Höhe und Form uns mächtig imponirt. Ueber dem hohen und breiten Fenster, welches sich auf der uns zugekehrten westlichen Seite befindet, enthält der Giebel Christus am Kreuz, zur Seite die beiden Schächer und zwischen ihnen die drei Marieen und Johannes. An sämmtlichen Figuren, welche in mehr als natürlicher Größe und halb erhabener Arbeit ausgeführt sind, kann Proportion, Ausdruck und Faltenwurf gelungen genannt werden. Eine Inschrift, an dem Strebepfeiler rechts, am Portale, sagt uns, daß bei Erbauung der Kirche in dem im Giebelfelde befindlichen Crucifixe kostbare Reliquien eingemauert wurden. Die Inschrift lautet:

In Crucifixo, qui in superiori triangulo, istae continentur reliquiae: Andreae Apostoli, Martyrum: Laurentii, Viti, Thebeorum Fratrum Confessorum: Nicolai, Augustini, Caeciliae Virginis; Isti Sancti orent pro nobis.

Unter dem Fensterbogen befindet sich ein weites, hohes, im Spitzbogen gewölbtes Portal, welches den Haupteingang in das Schiff der Kirche bildet. Ueber der Thür erblickt man Christus und Maria in sitzender Stellung, über denen der heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebt. Auf jeder Seite stehen zwei Apostel einander gegenüber und an den Strebepfeilern zu beiden Seiten des Portals stehen die Schutzpatrone der Kir-

che, Maria und Johannes. Sämmtliche Figuren sind von edlen Formen. Neben dem Hauptportale rechts befindet sich noch eine kleinere Thür, welche in die südliche Abseite führt, während sich in der nördlichen statt einer Thür, ein Fenster befindet.

An der Südseite der Kirche befinden sich einige Kapellen, unter denen die „Evangelistenkapelle" zur Aufnahme der Schulbibliothek eingerichtet ist.

Wir treten durch das Portal in das Innere der Kirche, welches wahrhaft Ehrfurcht gebietend ist. Die Decke des Schiffs wird durch einfache Kreuzgewölbe gebildet, während im Chore, im Querschiffe und in den Abseiten das Gewölbe von Säulenbündeln, welche mit Blättercapitälen geziert sind, getragen wird.

Nicht weit vom Eingange ist das Grabmal des Markgrafen Georg von Meißen, eines Bruders Friedrich des Streitbaren. Es ist 4 Fuß hoch, 7 Fuß lang und 3 Fuß breit, von weißem Alabaster. Auf der obern Platte ist Georg in Lebensgröße, liegend und die Füße auf einen Löwen stützend, abgebildet. Am Rande der Platte stehen die Worte:

ANNO DOMINI MILLESIMO CCCCII YD DECEMBR † MAGNIFICUS PRINCEPS DOMINUS GEORGIUS MARCHIO MYSNENSIS ET COM. DORI.

An den Seiten des Grabmals erblickt man vierzehn Mönchsfiguren en relief, von denen jede ein Wappen zur Seite hat. Sämmtliche Figuren, welche die Aebte des Klosters vorstellen sollen, sind sehr gut gearbeitet und ist die Beschädigung des Grabmals sehr zu beklagen.

Am Hochaltare befindet sich ein sehr schönes, vom Director Schadow gemaltes Blatt, Christus, Johannes und Markus darstellend. Die im Chore befindlichen Fenster haben sehr schöne Füllungen und einige Spuren ehemaliger Glasmalereien. Die neben dem Hochaltare

befindlichen, schrankähnlichen Mauervertiefungen dienten früher zur Aufbewahrung der Meßgeräthe und konnten verschlossen werden.

Über der Sacristei befindet sich die Trinitatiskapelle, ein gewölbter Raum, in welchem mehrere Geräthe und Schränke aus alter Zeit, so wie ein großes merkwürdiges Crucifix, befindlich sind. Eine vor noch nicht sehr langer Zeit aufgefundene 3 Fuß hohe, broncene Statue ist sehr bemerkenswerth. Sie stellt Christum vor, ist sehr gut gearbeitet, hohl und mit sechs Öffnungen versehen, von denen sich eine oben auf dem Kopfwirbel befindet. Die übrigen fünf Öffnungen, die sich in der Seite und an Händen und Füßen befinden, stellen die Wundenmale vor, und wenn man eine Flüssigkeit oben durch den Kopfwirbel eingießt, dringt dieselbe aus den Wundenmalen heraus.

Aus der Kirche begeben wir uns nach dem Kreuzgange, der im byzantinischen Styl erbaut und allem Anschein nach der älteste Theil der jetzt noch stehenden Klostergebäude ist, betrachten dann die übrigen Gebäude, besonders das Schulhaus, in dessen unterm Stock die Auditorien, der Speise- und Betsaal, im mittlern die Zimmer für die Alumenen, und im obern die Schlafsäle befindlich sind, — die Wohnungen der Lehrer und Beamten, und wenden uns dann zu der Abtkapelle, welche, von dem jetzigen Schulhause entfernt, nach dem Schulgarten herausliegt, gegenwärtig zum Archiv dient, und zwar nicht sehr geräumig, aber im zierlichsten byzantinischen Baustyl aufgeführt ist.

Zuletzt betrachten wir noch den Gottesacker, auf dem ein kleines steinernes Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist vom Abt Albero und Ditmar von Walkenried im Jahre 1268 gestiftet und mit

einer ewigen Lampe versehen, weshalb es auch noch heute die „ewige Lampe" heißt.

Schulpforte soll, wie die Chronisten berichten, um das Jahr 1127, von Bruno, einem Grafen von Pleißen, dessen einziger Sohn, Edwin, auf der Jagd von einem Eber getödtet worden war, mit Zustimmung seiner Gemahlin Willa, wenn auch nicht erbaut, doch veranlaßt worden sein. Bruno erbaute nämlich ein Nonnenkloster zu Schmölln im jetzigen Herzogthum Altenburg, zu Ehren der Mutter Maria, stattete das Kloster reichlich aus und gab demselben seine Tochter Gerburg zur Äbtissin. Nach ihrem Tode gerieth die Klosterzucht sehr in Verfall, Bruno entfernte daher die Nonnen und besetzte die Stiftung mit Benedictinermönchen, doch wollte es, zum Theil ebenfalls wegen unordentlichen Lebens, auch mit ihnen nicht recht fort, und es befanden sich endlich, außer dem Abte, nur noch vier Religiosen da. Auf dem Todtenbette noch wandte sich daher Bruno an Udo, Bischof von Naumburg, mit dem er anverwandt war, und bat denselben, sich seiner Stiftung anzunehmen. Udo versprach es und berief nach Brunos Tode Cistercienser aus dem Kloster Walkenried, welches zu damaliger Zeit in besonderem Geruche der Heiligkeit stand; da dieselben aber beständig von den Slaven zu leiden hatten, beschloß Udo, das Kloster, welchem damals Abt Adelbert vorstand, von Schmölln nach einer ruhiger gelegenen Stelle zu verlegen, und wies ihnen, mit Bewilligung Papst Innocenz II., 1134 einen Ort an, auf dem die Mönche ein neues Kloster gründeten, welches sie „Pforte" nannten, was durch „Porta Thuringiae", richtiger durch „Porta Coeli, Himmelpforte", welchen Namen mehrere Klöster in Deutschland führen, erklärt worden ist. In päpstlichen Urkun-

den wird es „Monasterium Sanctae Mariae de Porta“ genannt.

Das Kloster, welches an dieser Stelle Anfangs nicht so begütert war, als zu Schmölln, wurde bald durch Schenkungen, besonders vom Markgrafen Otto dem Reichen von Meißen, vom Landgrafen Heinrich, von Ludwig, Herrmann von Thüringen, den Markgrafen Dietrich, Heinrich, Albert von Meißen und andern Personen, bedeutend bereichert, wodurch es in den Stand gesetzt wurde, den Bau der großen und schönen, noch heute vorhandenen Kirche zu beginnen, was unter Abt Heinrich am 21. April 1251 geschah, wie wir an einem Strebepfeiler des Chores auf dem jetzigen Gottesacker lesen:

Anno Domini MCCLI Kal. Aprilis positum est fundamentum hujus sanctuarii.

Im J. 1268 wurde der Bau vollendet und vom Bischofe von Merseburg am St. Ägydientage zu Ehren der Maria und Johannes des Täufers eingeweiht.

Die spätern Markgrafen von Meißen bewiesen sich ebenfalls sehr mildthätig gegen das Kloster, besonders aber Markgraf Georg von Meißen, dessen Grabstein sich noch in der Kirche befindet und dessen Leichnam die Mönche aus besonderer Liebe und Dankbarkeit 1411 von Coburg nach Pforte auf ihren Schultern getragen haben sollen.

Mit reichen Schenkungen bedacht und in einer schönen, fruchtbaren Gegend gelegen, wuchs das Kloster fröhlich empor und die Zahl der Mönche stieg bald auf funfzig, welche zwar Anfangs ein abgeschlossenes und gottgeweihtes Leben führten, aber im Anfange des sechsten Jahrhunderts so tief sanken, daß sich Herzog Georg von Sachsen genöthigt sah, den Abt Johann IV. wegen Unterschleifs, den er mit Klostergeldern getrieben hatte,

im J. 1517 abzusetzen. Der letzte Abt Petrus hatte ebenfalls mit Herzog Georg harte Auftritte und der Herzog, obwohl er streng katholisch war, stand nicht an, Pforte wegen mehrerer daselbst vorgefallener Unordnungen in der Verwaltung unter weltliche Aufsicht zu stellen, ja, Petrus mußte, als Georg gestorben war, auf Befehl Heinrichs, des Bruders und Nachfolgers Georgs, im J. 1540 mit allen Mönchen das Kloster völlig räumen. Als Herzog Heinrich auch bald starb, so schuf dessen Sohn, der nachmalige Churfürst Moritz, unter besonderer Mitwirkung seiner Räthe Ernst von Miltitz und Dr. Commerstädt, das Kloster Pforte im J. 1541 in eine Landesschule um, schlug die Einkünfte des aufgehobenen Klosters Memleben dazu und ließ die Schule am 1. November 1543 feierlich eröffnen und einweihen, wobei der erste Alumnus, Nikolaus Lucius oder Lutze, aus Kindelbrück, aufgenommen wurde. Dieser Tag wird noch alljährlich festlich begangen. Die Zahl der Alumnen, welche Wohnung, Kost und Unterricht empfingen, belief sich anfänglich auf hundert, wurde aber vom Churfürsten August im J. 1563 auf 150 erhöht (deren aber Keiner unter 11 Jahr alt sein durfte), bei welcher Gelegenheit die Schulgebäude vergrößert wurden.

Churfürst Christian II. führte im J. 1588 durch neue Schulgesetze größere Ordnung im Kloster ein und gestattete auch den Schülern mehr Freiheit, indem unter Andern das Ausführen auf den Knabenberg erlaubt wurde.

An dieser Schule wurden, außer einem Rector, vier Lehrer angestellt, ein Prediger, welcher auch den Gottesdienst leistete, ein Conrector, ein Tertius und ein Schulverwalter oder Schösser. Die Schule hieß „die Fürstenschule“ und die Alumnen wurden „Fürstenschüler“ genannt. Die ursprüngliche Verfassung der Anstalt war

ganz klösterlich: gemeinschaftliches Morgen- und Abendgebet, Singen vor und nach Tische, Vorlesen während des Essens, der Gebrauch der lateinischen Sprache beim Singen und Beten, das Wohnen in Zellen, das gemeinschaftliche Speisen mit den fünf Lehrern, worunter ein Geistlicher und ein Cantor war. Die Schüler hatten auch eine eigenthümliche Tracht: sie trugen den sogenannten Spanier, eine Mütze von schwarzem Zeuge mit bunten Bändern, die Schalaune, einen kurzen, schwarzen Mantel und Schuhe. Die Tagesordnung war folgende: Gegen fünf Uhr ward aufgestanden, das Morgengebet verrichtet und dann der Unterricht von fünf Lehrstunden, mit Vorbereitung und Wiederholung abwechselnd, bis Nachmittags 4 Uhr fortgesetzt und mit einer Betstunde geschlossen. Um 9 Uhr ward, nach damaliger Sitte, zu Mittag, um 4 Uhr zu Abend gegessen und nach 7 Uhr zu Bett gegangen. — Die Hauptgegenstände des Unterrichts waren: Religion, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Dialektik und Mathematik, nebst Gesang und Musik. Geographie und Geschichte, und zwar aus der alten Welt, wurden als Nebensachen bei der Erklärung der alten Schriftsteller gelegentlich gelehrt. Außer den wöchentlichen Declamations- und Disputationsübungen wurden noch jährlich als Gedächtniß- und Sprechübungen lateinische Schauspiele von den Schülern öffentlich aufgeführt.

Nachdem im J. 1598 die Pest und die Ruhr in der Gegend gewüthet und auch elf Schüler weggerafft hatte, kam durch den dreißigjährigen Krieg noch größeres Unglück über die Schule, denn sie wurde fast ganz verwüstet und war ihrem Untergange nahe. Besonders feindselig bewies sich ein finnisches Regiment, welches, in dem Glauben, daß Pforte noch Kloster sei, allerlei

Unfug trieb und die Bildsäulen in und außerhalb der Kirche verstümmelte.

Als Karl XII. von Schweden in Sachsen einfiel, eine Zeit lang in Kösen sein Hauptquartier hatte und in der Umgegend öfters Gefechte vorfielen, wurde Pforte sehr beunruhigt und mit starken Lieferungen belegt, was sich im siebenjährigen Kriege, in welchem Rector Grabener von den Preußen als Geißel mitgenommen wurde, wiederholte. Eine Feuersbrunst, welche 1769 durch einen Blitzstrahl entstanden war, wurde glücklicher Weise und besonders durch die Thätigkeit der Alumnen bald gelöscht.

In sehr großer Gefahr befand sich Pforte im J. 1806. Am Tage vor der Schlacht bei Jena war die ganze Gegend mit französischen Soldaten angefüllt und unzählige Wachtfeuer erhellten die Nacht; doch ließen sich sämmtliche Truppen durch Speisen und Getränke, welche man in das Lager schickte, befriedigen und nur in einer vor dem Thore gelegenen Wohnung wurde Vieles mitgenommen. Nachdem die Schlacht geschlagen war, wurden Verwundete beider Armeen nach Pforte gebracht, in den Hörsälen einquartiert und von dem Schularzte und dem Chirurgus behandelt. Davoust und Augereau kamen selbst ins Kloster und Letzterer nahm bei dem Rentmeister Herbst, welcher sich durch sein umsichtiges Benehmen in dieser Schreckenszeit um das Kloster sehr verdient gemacht hat, ein Frühstück ein; und Pforte erhielt durch ihn eine Sauvegarde.

Im Mai 1813 wurde einige Stunden von Pforte, zuerst bei Weißenfels und dann bei Lützen, gekämpft; und das Kloster mußte in dieser Zeit gegen 5000 Menschen und 2000 Pferde mit einem Kostenaufwande von 5000 Thlr. verpflegen; und auch in den nächstfolgenden

Monaten befreundeten und feindlichen Truppen bedeutende Lieferungen machen.

Am 20. September erbeutete General Thielemann zwischen Kösen und Pforte einen großen Wagentransport, war aber, da Lefebre Desnuettes gegen ihn im Anzuge war, nicht im Stande, die erbeuteten Wagen mitzunehmen und dieselben blieben zum großen Theil bei Pforte stehen. Die Einwohner der benachbarten Dörfer säumten nicht, die Wagen, welche mit Tuch, Schuhen und dergleichen Dingen beladen waren, zu plündern und Manche mögen noch im Besitze von Sachen sein, welche sie damals erbeuteten.

Wären die Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig nicht auf einem Umwege von Weißenfels über Freiburg nach Erfurt, sondern an Pforte vorübergezogen, so würde sich das Kloster in großer Gefahr befunden haben; so kamen nur Verbündete vorüber, unter Andern der Hetmann Platow mit 8000 Kosacken, der, als er erfuhr, daß Pforte eine gelehrte Schule sei, unaufgefordert eine Schutzwache schickte. Vom Fürsten Repnin wurde Pforte ebenfalls sehr schonend behandelt, und bei Anwesenheit des Königs von Preußen und des Fürsten von Schwarzenberg zu Naumburg erhielt die Anstalt zwei Schutzbriefe. Von Letzterem auf Verwendung des österreichischen Generals von Langenau und des Ingenieurhaupmanns Wagner, eines frühern Zöglings von Pforte.

Nachdem die Kriegsstürme vorüber waren, umfaßte die preußische Regierung diese ehrwürdige Pflegerin der Kunst und Wissenschaft mit besonderer Sorgfalt und Liebe, ließ seit 1825 eine neue Schulordnung entwerfen, den Kreis der Unterrichtsgegenstände erweitern und die Anzahl der Freistellen vermehren. Tüchtige Männer, wie die Professoren und Lehrer: Lange, Schmieder, Wolff, Jacobi, Neue, Koberstein, Nalop, Steinhart,

Buttmann, Lorentz, Büchner u. A. halfen den Ruhm der bereits anerkannt guten Schule bedeutend vermehren.

Außer der Schulbibliothek, welche 4500 Bände zählt, besitzt die Anstalt noch einige gute Sammlungen von Antiken und Gypsabdrücken, von Pflanzen, von Landkarten und Globen u. s. w.

Die Schule hat nur die drei obern Gymnasialclassen in fünf Abtheilungen, Prima, Ober- und Unter-Secunda, Ober- und Unter-Tertia. Wer aufgenommen werden will, muß für Tertia reif sein. Die Aufnahme findet erst nach vollendetem zwölften Lebensjahre, nach im Kloster bestandener schriftlicher und mündlicher Prüfung, zu Ostern und Michaeli statt und der Lehrcursus dauert sechs Jahre.

Die Schüler sind nach den Klassen in drei Altersstufen, Obere, Mittlere und Untere, getheilt und wohnen auf den Stuben nach Tischen. Jeder Tisch hat einen Obern, einen Mittlern und in der Regel ein Paar Untere, welche ihr Oberer in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht beaufsichtigt und täglich zur grammatikalischen Fertigkeit in den alten Sprachen schriftliche und mündliche Übungen hält.

In den einzelnen Stuben befinden sich 3, 4, ja 5 Tische, und wohnen also 12 bis 20 Schüler in einem Gemache beisammen. Auf jeder Stube hat einer der ältesten und zuverlässigsten Primaner als Inspector die disciplinarische Aufsicht. Das Ganze wird wiederum von einem der zehn Lehrer abwechselnd wöchentlich inspicirt, an welcher Inspection nur der Rector und der geistliche Inspector nicht Theil nehmen. Wer gerade die Inspection hat, wohnt in der Inspectionsstube, welche sich in der Mitte der Schülerwohnungen befindet. Er beaufsichtigt die Alumnen, sie mögen aufstehen, in die Kirche, zu Tische gehen, arbeiten oder ihr Nachtlager suchen.

Kleine Vergehen bestraft er eigenmächtig, größere werden Sonnabends in der Synode behandelt. Die Oberaufsicht über die ganze Anstalt führt der Rector. Nachdem die Schüler aufgestanden sind, was im Sommer um halb fünf Uhr, im Winter eine Stunde später geschieht, müssen sie ein Frühgebet halten, dann ihr Frühstück verzehren und sich in die Lection begeben, die im Sommer um 6 und im Winter um sieben Uhr beginnt. Lectionen und Repetirstunden füllen abwechselnd den Morgen aus. Nachdem Mittags 12 Uhr gegessen worden ist, begeben sich die Schüler in den Schulgarten, in dem sie sich bis Nachmittags zwei Uhr mit Kegelschieben, Ballspiel u. dergl. Bewegung machen können. Den Primanern und Extranern wird es in der Woche zuweilen gestattet, einen Spaziergang in's Freie zu machen. Der Schulgarten ist sehr schön gelegen und werden in demselben auch Turnübungen gehalten, so wie in der nahen Saale ein Badeplatz sehr bequem hergerichtet ist, bei dem sich, so oft die Schüler baden, jedesmal einer der beiden Schulärzte und der Schulfischer mit dem Kahne einfindet. Damit im Winter kein Mangel an Bewegung ist, und die Schüler auf gefahrlose Weise das Vergnügen des Schlittschuhlaufens genießen können, wird eine gleich hinter dem Schulgarten gelegene Wiese unter Wasser gesetzt. Abends um 7 Uhr wird gegessen. Um 9 Uhr gehen die Jüngern und um 10 Uhr die Ältern zu Bett. In jedem Monat sind zwei Studientage, an denen jeder Unterricht ausfällt und nur Repetirstunden gehalten werden. An Sonn- und Festtagen ist Vor- und Nachmittags Gottesdienst, die übrige Zeit fast ganz frei.

Für Reinigung der Zimmer, Auditorien und Säle, für Besorgung der Erleuchtung, Heizung, Herbeischaffung des Wassers, des Frühstücks, für Reinigung der Stiefeln, Schuhe, Kleider u. s. w. sind Schulwärter an-

gestellt, welche unter dem Hausinspector stehen. Die Unsitte, nach welcher früher die Jüngern den Ältern förmlich aufwarten, ja die niedrigsten Dienste versehen mußten, hat in Pforte schon längst aufgehört.

Die Speisung der Alumnen besorgt der Ökonomiepachter des Klosters. Die Kost wird gut und reichlich bereitet, zum Frühstück warme Milch mit Semmel, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch nebst einem Nachessen, außerdem Sonntags und Donnerstags Braten und an Festtagen ein besonders reichliches und gutes Mahl. Zum Vesperbrod wird Semmel, Obst und Butter, zum Abendbrod Suppe und ein Nachessen gegeben. Wer bei Tische trinken will, kann außer Wasser auch Bier und an Sonn- und Festtagen sogar Wein bekommen. Wird ein Schüler krank, so wird er in die vom Schulhause entfernte Krankenanstalt gebracht, wo er unter Aufsicht des Schularztes, des Chirurgs und des Krankenwärters ist und besondere, vom Arzte angeordnete Speisen erhält. Ist die Krankheit einigermaßen bedenklich, so werden die Eltern augenblicklich in Kenntniß gesetzt. — Jeder Schüler ist einem der Lehrer noch besonders übergeben, so daß derselbe bei ihm als Tutor Vaterstelle vertritt, für seine Bedürfnisse sorgt, Rechnung über seine Ausgaben führt und den Eltern oder Vormündern die nöthigen Nachrichten über denselben mittheilt.

In den großen Ferien, welche von Ende Juni bis Ende Juli dauern, reisen sämmtliche Schüler nach Hause; in den Weihnachtsferien verreisen nur die Näherwohnenden, welche auch an Sonn- und Festtagen zuweilen ihre Angehörigen, so wie die übrigen Schüler Bekannte und Verwandte in der Nähe besuchen, wozu eine beim Hebdomadarius vom Rector unterschriebene schriftliche Erlaubniß einzuholen ist. Zweimal im Jahre, kurz vor Ostern und Michaelis, sind drei Wochen hindurch die

großen Examina, in denen die Alumnen erst anderthalb Wochen hindurch unter Aufsicht schriftliche Aufgaben in allen Fächern des gelehrten Unterrichts, sowohl in Prosa, als in Versen ausarbeiten, worauf sie zwei Tage mündlich geprüft und dann im Kreise der Lehrer und Lernenden öffentlich censirt werden. Sehr lebendig schildert C. F. von Vechelde die Ausarbeitungswoche vor dem Examen:

„Es bedarf der Mahnung nicht, daß die Schläfer die weichen Lager verlassen. Erwartung und Spannung hat den ganzen Contus der Pförtner schon vor der Zeit aufgescheucht und mit Ungeduld harret er auf das Zeichen, welches in früher Morgenstunde zu allgemeiner Versammlung ruft. Endlich ertönt der Glocke helles Läuten. Adsint dii beati! — Accipite omen! — Quod felix faustumque sit! — Agite! Agite!“ — so ruft man sich mit trunkener Begeisterung zu, stürzt, Bacchanten gleich, die steinernen Treppen hinab durch den Kreuzgang und stürmt nach dem großen Lehrsaale, wohin die Gesammtheit der Schüler beschieden ist. Ein brausendes Meer drängt die Menge zu den Thüren hinein, über Tische und Bänke wagt man die verwegensten Sprünge, um der Erste auf seinem Platze zu sein. Ein toller Lärm, ein rasendes Getümmel erfüllt den Saal, nicht anders, als ob der höllische Anführer der infernalischen Schaaren seine Residenz in demselben aufgeschlagen hätte. Doch endlich wird es still und immer stiller, das Toben verstummt, kein Laut wird mehr vernommen, tiefes Schweigen herrscht zuletzt wie in la Trappe. Man erwartet den ersten Lehrer.“ —

An das Examen schließt sich die allgemeine Censur und Versetzung. Fast alle Alumnenstellen sind Freistellen, theils königlichen, theils städtischen, theils sonstigen Patronats. Nur von zwanzig Stellen wird ein jährli-

ches Kostgeld von 21 Thlr. 26 Sgr. entrichtet. Die Freistellen sind natürlich nur auf Inländer, namentlich auf Bewohner der Provinz Sachsen berechnet, und erst dann, wenn es an Inländern mangelt, wird auf Ausländer Rücksicht genommen. Es sind auch noch zwanzig halbe Koststellen vorhanden, für welche ein jährliches Kostgeld von 80 Thlr. gezahlt werden muß, und außerdem sind noch zwanzig Extrastellen für solche Schüler, welche bei einzelnen Lehrern wohnen, von Seiten der Anstalt nur das Beneficium des Unterrichts genießen, aber sonst mit den Alumnen unter gleichen Gesetzen stehen. Von den zweihundert Schulstellen, deren Zahl nicht überstiegen werden soll, werden hundert vom königlichen Ministerio, die übrigen von Städten der Provinz Sachsen, vom Domcapitel zu Naumburg, vom Rector und einigen Familien vergeben. Die Gesuche um Alumnatstellen müssen bei den respectiven Behörden drei Monate vor Ostern oder Michaeli eingereicht und von einem Geburts- und Taufscheine, einem Gesundheitszeugnisse, einem Schein über die in den beiden letzten Jahren vollzogene Impfung und einem Schulzeugnisse über Kenntnisse und Sitten begleitet werden. Das königliche Provinzial-Schul-Collegium zu Magdeburg ist die nächste Aufsichtsbehörde, nächst demselben das hohe königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Von den Festen, welche in Pforte gefeiert werden, verdienen die „Bergtage“ besonders erwähnt zu werden. Zweimal im Jahre, im Mai und im August, ziehen sämmtliche Alumnen mit Musik und Gesang auf den Knabenberg, wo der Nachmittag in Gegenwart der Lehrer und vieler benachbarter Familien in anständiger Fröhlichkeit verbracht wird. — „Der Geburtstag des Königs“ bildet wiederum ein besonderes Fest, welches

durch eine Festrede, ein glänzendes Mahl, Lustbarkeiten aller Art, Musik und Feuerwerk verherrlicht wird. — „Der Weihnachtsheiligeabend“ ist für diejenigen Schüler eine Festlichkeit, welche nicht zu den Ihrigen reis'ten, und denen im Speisesaale eine Festbescheerung aufgestellt wird. — Am „Neujahrsabend“ sind alle Bewohner des Klosters zu allgemeiner Fröhlichkeit versammelt. — Ein Fest ernster Art ist „das Ecce!“ welches im November gefeiert und zum Andenken an alle dahingeschiedenen Portenser gehalten wird.

Gegenwärtig sind in Pforte ein Rector, ein geistlicher Inspector, 8 Professoren, 4 Adjuncten, ein Cantor und Musikdirector, ein Zeichnenlehrer, ein Tanzlehrer, ein Schreiblehrer und ein Lehrer der Gymnastik angestellt. Der gegenwärtige Rector, Dr. Kirchner, ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann.

Schulpforte besitzt sehr viele Ländereien, Weinberge, Waldungen, Güter, Mühlen und Vorwerke, von denen die Waldungen von einem königlichen Oberförster und vier Förstern administrirt werden. Die übrigen Besitzungen des Klosters sind theils in Zeit-, theils in Erbpacht gegeben. Der Rector hat in Verbindung mit dem Hausinspector das Patronat über 21 Orte, in denen sich 9 Pfarr- und 13 Schullehrerstellen finden. Die jährlichen Einkünfte des Klosters belaufen sich auf 42,000 Thlr., welche auch gewöhnlich wieder ausgegeben werden, da besonders das zahlreiche und doch sehr nöthige Personal bedeutende Summen kostet, und die Speisung und Verpflegung der Alumnen allein gegen 12,000 Thlr. hinwegnimmt.

Seit Gründung der Anstalt sind gegen 10,000 Schüler in Pforte aufgenommen worden, von denen mehrere sehr berühmt geworden sind. Es würde nicht schwer fallen, einen ganzen Bogen mit ihren Namen anzufül-

len, wir begnügen uns aber, nur an **einige** Männer zu erinnern, welche hier gebildet wurden, als: Camerarius, Erasmus Schmidt, Rhenius, Lange, Grävius, Ernesti, Adolf Schlegel, Klopstock, Fichte, Dissen, Lange, Weiske, Hofrath Böttiger, Kirchenrath Döring, Thiersch, Döderlein, Kind, Mitscherlich, Hugo, die Gebrüder Ranke, von Ammon, Hedenus, Schilling, Ehrenberg u. A.

Der wichtigste Tag für Pforte in der neuesten Zeit war der 21. Mai 1843, an welchem Tage die Anstalt ihr 300jähriges Jubiläum feierte.

Bereits am 20. Mai Nachmittags ward das Fest eingeläutet und ein Gottesdienst zum Andenken an di Verstorbenen gehalten.

Am Morgen des 21. Mai ertönte der Hall mehrerer Böller durch das schöne Thal, den das Echo freudig wiederholte und um 6 Uhr erschallten von der Gallerie über dem großen Kirchenportale feierliche Choralmelodieen. Nach sieben Uhr versammelten sich alle Anwesenden, zum großen Theil frühere Schüler der Anstalt, einen 88jährigen Greis an der Spitze, zu dem großen Festzuge in der Allee des Schulgartens. Ein Musikchor eröffnete den Zug, dann folgten die Schüler, von denen Einer eine vom Könige geschenkte und mit dem preußischen und pfortischen Wappen geschmückte Fahne vorantrug, dann kamen die Lehrer und Beamten der Anstalt, der Cultusminister mit dem Oberpräsidenten, die anwesenden Ministerialräthe, der Präsident von Krosigk, der Präsident Nettler, der Generalsuperintendent Dr. Müller, der Domdechant des Stifts Naumburg und die übrigen Mitglieder der hohen Behörden, die Deputationen und andere zum Feste geladene Gäste, die ehemaligen Lehrer der Anstalt, sämmtlich alte Pförtner, nach den Jahren

geordnet, und die anwesenden Väter der Alumnen. An der Spitze jeder Abtheilung gingen zwei Primaner als Marschälle. Während der Festzug sich ernst und feierlich durch den weiten Hof dem Eingange der Kirche näherte, ward ein zu dieser Veranlassung gedichteter Choral gesungen, und während der Liturgie stehend von der ganzen dichtgedrängten Gemeinde das: „Gelobet sei der Herr!“ angestimmt. In der Kirche prangte das große Bild des Churfürsten Moritz, der am 21. Mai 1543 die Stiftungsurkunde für die Anstalt erließ. Der geistliche Inspector, Professor Niese, sprach über: Gen. 28, 10 — 22. Um halb elf Uhr begann in der Kirche der Redeact, der durch Absingung eines aus hundert Versen bestehenden Carmen saeculare eröffnet ward, worauf der Rector Dr. Kirchner das geschmückte Katheder betrat und die lateinische Festrede hielt. Bei dem festlichen Mahle sprach ein alter Pförtner, der hochbejahrte Pastor Brauns, das Gebet. Die Reihe der Toaste eröffnete der Rector Dr. Kirchner durch Mittheilung eines sehr huldvollen Cabinetschreibens des Königs, woran er einen Trinkspruch auf den König knüpfte, der mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Abends 6 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und die Gäste vergnügten sich im erleuchteten Schulgarten. Am andern Tage war Schul- und Redeactus, den Prof. Wolf mit einer lateinischen Rede: de praestantia Portae, quae ex situ nascitur, eröffnete, und welchen der Rector damit schloß, daß er Prämien vertheilte und Medaillen ausgab. Letztere hat Loos in Berlin geprägt, zeigt auf der einen Seite das Bild des Churfürsten Moritz, auf der andern die Inschrift: Auspiciis lautissimis Friderici Guilelmi IV. regis Borussorum schola Portensis tertio saeculari sacra a. d. XII. Cal. Jun. MDCCCXXXXIII feliciter celebravit. — Abends war Fackelzug und am

dritten Tage wurde von den alten Pförtnern, im Verein mit Lehrern und Schülern, ein Bergtag gehalten.

Möge Pforte, die treue Pflegerin classischer Bildung, noch viele ähnliche frohe Tage sehen und ununterbrochen segensreich wirken.

Die Landesschule Pforte ihrer gegenwärtigen und ehemaligen Verfassung nach dargestellt von M. Carl Christian Schmidt und Fr. Carl Kraft. Schleusingen, 1814. — Mittheilungen aus dem Gebiet hist. ant. Forschungen. 1834. — Schulpforte. In einem Fragmente dargestellt von C. F. von Vechelde. Braunschweig, 1835. — Schulpforte, von Oldendorp. — Schulpforte, seine Kirche und sonstigen Alterthümer von Dr. L. Puttrich. Leipzig, 1838, in welchem Werke besonders schöne Abbildungen. — Eigene Bekanntschaft mit Pforte.

12.

Neresheim

im Königreich Würtemberg.

Und alles Volk sinkt auf die Knie im Kreise,
Und schlägt an's Herz und flüstert betend leise,
Des Weihrauchs duft'ge Wolken aufwärts ringen,
Die Glocken donnern, und die Glöcklein klingen!
Anastasius Grün.

Neresheim.

An der östlichen Seite des Königreichs Würtemberg, im Jaxtkreise und Oberamte Neresheim, liegt auf einem Berge das ehemalige Reichsstift und Benedictinerkloster Neresheim, berühmt durch seine Kirche, die zu den schönsten und geschmackvollsten gehört, welche Deutschland aufzuweisen hat.

Neresheim soll im 8. Jahrhundert gegründet, mit Benedictinermönchen besetzt und von den Hunnen verwüstet worden sein, weshalb sich gegen das Ende des 11. Jahrhunderts Graf Hartmann III. von Dilingen und Kyburg entschloß, die Stiftung zu erneuern. Er stattete das Kloster, welches unter dem unmittelbaren pästlichen Schutze stand, sehr reichlich aus, und seine Gemahlin, eine geborene Gräfin von Bregenz, und seine Anverwandten folgten seinem Beispiele. Die Mönche kamen aus dem Kloster Zwiefalten, für welches die Grafen von Dilingen eine so besondere Liebe hatten, daß mehrere Glieder ihrer Familie in demselben als Ordensgeistliche lebten, und Ernst, Graf von Dilingen, der Bruder des Stifters, wurde der Abt des neuen Klosters. Er ward aber schon im nächsten Jahre zu Corrozaim in Syrien, wohin er mit seinem Bruder Hartmann gezogen war, von den Türken ermordet. Als Graf Hartmann aus Palästina zurückgekommen und seine Gemah-

lin gestorben war, trat er als Laienbruder in das Kloster und starb am 16. April 1121. Neben dem Mönchskloster wurde auch ein Nonnenkloster errichtet, dessen Äbtissin, Mathilde, die Tochter des Stifters war; es scheint sich aber nicht lange erhalten zu haben, da wir gar keine Nachrichten mehr über dasselbe besitzen.

Die Grafen von Dilingen, als Stifter und Schirmvögte des Klosters, bezeigten sich fortwährend sehr wohlthätig gegen dasselbe.

In den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen wurde Neresheim von 1246—49 von Conrad, dem Sohne Kaiser Friedrich II., und von Heinrich, Grafen von Burgau, aus Haß gegen die päpstlich gesinnten Grafen Hartmann und Albert von Dilingen, zweimal in Brand gesteckt. Die Grafen von Dilingen, als Schutzherren, ließen daher das Kloster 1250 mit Schanzen und Wällen umgeben, und auf dem Hügel zu St. Andreas, wahrscheinlich auf der Stelle, auf der früher die Wohnung der Klosterfrauen war, ein festes Schloß errichten.

Als im Jahre 1257 die Grafen von Dilingen ausstarben, konnten sich zwar die Mönche von Neresheim nach eigenem Gefallen einen Schutzherrn wählen; allein Graf Ludwig von Oettingen drängte sich so ein, daß sie ihn nicht zurückzuweisen vermochten. Es entstanden aber bald zwischen den Mönchen und den Grafen Spannungen, die ununterbrochen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgedauert haben, denn erst 1764 wurde zwischen dem Abte Benedict Maria und dem damals regierenden Grafen von Oettingen, Oettingen-Wallerstein, Philipp Karl, ein Vergleich geschlossen, durch welchen sich das Kloster von aller Abhängigkeit von den Grafen losmachte und dadurch ein unmittelbares, freies Reichsstift geworden ist, dessen Prälat sowohl

auf dem Reichstage, als beim schwäbischen Kreise unter den übrigen Reichsprälaten Sitz und Stimme hatte.

Einer der tüchtigsten Äbte, welche Neresheim gehabt hat, war Johannes II. Vinsternau, der sich genöthigt sah, im Bauernkriege die Flucht zu ergreifen; doch ließ der Graf von Oettingen die Rebellen durch Wolfgang von Hausen auseinander treiben und Johann konnte in sein Kloster zurückkehren. Er war so gelehrt, und stand dem Kloster mit so viel Klugheit und Sorgfalt vor, daß man ihn den zweiten Stifter von Neresheim genannt hat.

Als im Jahre 1546 der schmalkaldische Krieg ausbrach, hatte Neresheim nicht nur durch Abgaben und Brandschatzungen, sondern auch durch den protestantischen Grafen Ludwig von Oettingen-Oettingen zu leiden, der mit gewaffneter Hand in das Kloster fiel und mit dem Tode drohte, wenn man nicht den katholischen Gottesdienst einstellen und sich ihm als rechtmäßigem Schutzherrn verpflichten wolle. Der Prälat sowohl, als auch der Convent lehnten diese Forderung mit Standhaftigkeit ab, und da sich Kaiser Karl dem Kloster näherte, zogen sich die Feinde zurück. Karl blieb am 25. November über Nacht im Kloster, wohnte am folgenden Tage der Messe bei, und schenkte bei seiner Abreise dem Abte eine kostbare mit Gold und Perlen geschmückte Inful.

Im Jahre 1552 hatte das Kloster vom Churfürsten Moritz von Sachsen und dessen Verbündeten Vieles zu leiden, ja, der Graf Ludwig von Oettingen ließ den Abt Johann III. gefangen nehmen, nach Wallerstein bringen, und nicht eher freigeben, bis er gestanden, wo sich die Klosterschätze befanden, als bis das Kloster in alle ihm vorgelegte Punkte gewilligt und eine Schuldenlast von 12000 Gulden übernommen hatte.

Nach Beendigung der Feindseligkeiten und nach

Wiederkehr der Ruhe, welche das Kloster freilich mit vielen Opfern erkaufen mußte, stieg der Ruf des Stiftes Neresheim so, daß fremde Klöster Mönche hierher schickten, um Unterricht im klösterlichen Leben zu nehmen, und daß Religiose aus Neresheim nach entfernten Klöstern geschickt werden mußten, um dort Unterricht zu ertheilen und als Muster der Tugend und Gelehrsamkeit allen Übrigen vorzuleuchten.

Der im Jahre 1616 zum Abt erwählte Benedict Rohrer war ein Mann von sehr gediegenen Kenntnissen, aber während seiner langen Regierung begann die Moralität im Kloster zu wanken, und der dreißigjährige Krieg brachte großes Unheil über Neresheim. Im J. 1633 gab es Oxenstierna gar dem General Hoffirch zum Eigenthume, der die Mönche davonjagte; aber schon nach einem Jahre, als die Schweden bei Nördlingen geschlagen wurden, selbst die Flucht ergreifen mußte. — Abt Benedict war in das Benedictinerkloster Admont in Steyermark geflüchtet, wo er 1647 auch starb.

Da die Mönche vertrieben waren, kamen sie in Augsburg zusammen und wählten Meinrad Denich zum Abte, der am 14. August 1647 nach Neresheim kam, aber zu weinen anfing, als er den elenden Zustand des Klosters gewahrte. Wie traurig es aussah, geht aus einem lateinischen Briefe hervor, den er nach einigen Wochen, wo er das Kloster aus Armuth schon wieder verlassen hatte, an den Weihbischof von Augsburg schrieb, und worin er sagt, daß er bei seiner Ankunft in Neresheim kein Geld und kein Getreide, wohl aber 22000 Gulden Schulden gefunden habe, daß er, vertrieben und bettelnd, umhergeirrt, endlich aber wieder nach Hause zurückgekehrt sei, wo es ihm aber so traurig ergangen, daß er mit einem andern Mönche von crepirtem Vieh habe essen müssen.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs sammelte Meinrad wieder einige Mönche, fing an, Chor zu halten, die umliegenden, meistens ledigen Pfarreien zu versehen und für das zeitliche Wohl des Klosters zu sorgen. Nach 17 Jahren mannichfacher Mühen legte er sein Amt nieder, ging nach Lambach in Österreich und starb zu Welz im Capucinerkloster.

Unter seinem Nachfolger, Benedict Liebhard, brannte die Abtei und ein Theil des Klosters ab, und der folgende Abt, Christoph Weiler, gab sich viele Mühe, die verödeten Klostergüter und Höfe wieder mit Pächtern zu besetzen, was freilich, bei dem Mangel an Menschen, sehr schwer war.

Dem Abt Simbert Niggl, einem eben so schönen als gelehrten und frommen Manne, gelang es, das Kloster wieder emporzubringen. Im Jahre 1690, als Kaiser Joseph I. gekrönt werden sollte, wurde er nach Augsburg berufen, um die Dienste eines Hofcaplans zu verrichten, und 1699 nahm ihn der kaiserliche Botschafter an der hohen Pforte, Graf Wolfgang von Oettingen-Wallerstein, als Hauptprälaten mit nach Constantinopel, von wo er 1701 zurückkehrte, und sein während der Reise geführtes Tagebuch drucken ließ. Da er kränklich wurde, entsagte er 1706 seiner Würde, starb aber erst am 3. März 1711, und ihm folgte der fromme Abt Magnus Hel; nach ihm wurde Amand Fischer Abt, welcher den von Simbert Niggl begonnenen Klosterbau, zu dem ein in der Nähe entdeckter Marmorbruch benutzt wurde, am 15. November 1714 glücklich vollendete. Er sowohl, als seine Nachfolger Edmund Heisser, Aurelius Braisch und Benedict Maria, waren zugleich sehr gelehrte Männer. Der Letztere, ein mit seltenen Talenten ausgerüsteter Mann, ließ sich besonders den von seinem Vorgänger begonnenen Bau

der neuen Kirche angelegen sein. Unter ihm kam 1764 der schon oben erwähnte Vergleich mit Oettingen zu Stande, in Folge dessen Neresheim freies Reichsstift wurde und ein reichsstiftliches Oberamt und eine förmliche Canzlei erhielt. Der Abt that wirklich das Unglaubliche und wird in den Annalen des Klosters stets mit besonderem Lobe erwähnt werden müssen, auch war er der Gegenstand allgemeiner Achtung und der regierende Herzog Carl Eugen hielt ihn vorzüglich in Ehren. Er starb nach 32jähriger Regierung, und wurde auf sein Verlangen auf dem Gottesacker, den er selbst angelegt und eingeweiht hatte, begraben. Sein einfacher Grabstein führt die Inschrift:

Benedictus Maria, Abbas 44. S. R. J. Praelatus I. Natus Hagenwild in Helvetia 17. Julius 1720. Denatus 8. Cal. Aug. 1787. Aetatis 67. R. I. P.

Ihm folgte Michael Dobler, ein friedliebender, weiser Mann, der für das Kloster väterlich sorgte, 1792 die beinahe fertige Kirche vom Weihbischof von Ungelter von Augsburg feierlich einweihen, den Bau einer großen Orgel anfangen und eine eigene Buchdruckerei für das Kloster anlegen ließ. Die Stürme, welche sich in dieser Zeit in Frankreich erhoben hatten, gingen in den ersten Jahren vor Neresheim glücklich vorüber; erst im J. 1796 sah sich das Kloster genöthigt, sein Archiv und seine Schätze erst nach Regensburg, dann nach Augsburg und endlich nach Salzburg bringen zu lassen. Moreau verlegte sein Hauptquartier ins Kloster, und da er mit den Kaiserlichen unter Erzherzog Carl und Hotze ein Treffen lieferte, flüchteten sich viele Leute aus der Umgegend mit ihren Kindern in das Kloster, wo sie freundlich aufgenommen und verpflegt wurden. Moreau kam am Abend wieder in das Kloster, welches er erst am 14. August mit Zurücklassung einer Sauvegarde, die

wohl einzelnen Marodeurs, nicht aber stärkeren Haufen zu wehren vermochte, verließ.

Obgleich sich die Franzosen im Kloster ziemlich gut betragen hatten, sah doch die nächste Umgebung wie eine Einöde aus, und wohin man blickte, war Zerstörung. Auf baldige Besserung war nicht zu hoffen, da die Gegend fortwährend mit Soldaten angefüllt war und das Kloster fast beständig von Generälen, Officieren, Soldaten und Bedienten wimmelte. Der Prälat nahm sogar einmal die Flucht, kehrte aber bald zurück und feierte am 4. Juli 1800 sein 50jähriges Jubiläum als Klostergeistlicher, an welcher Feier der französische General Grandjean, welcher eben im Kloster anwesend war, mit seinen Officieren Theil nahm.

Bei der Aufhebung sämmtlicher Stifter und Klöster erhielten durch den Reichsdeputationsbeschluß die Fürsten von Thurn und Taxis für ihre, in den an Frankreich abgetretenen Provinzen verlorenen Reichsposten, auch das Kloster Neresheim zur Entschädigung. Fürst Carl Anselm ließ auch sogleich durch seinen Commissär, den geheimen Rath, Regierungs- und Hofgerichtspräsidenten, Grafen von Westerhalt, das Kloster mit Allem, was dazu gehörte, am 22. December in Besitz nehmen, doch wurde zugleich der Trost beigegeben, daß der Fürst nicht im Sinn habe, das schöne hiesige Institut, welches so viele rechtschaffene Gelehrte und hochachtungswürdige Männer vereinige, zu Grunde gehen, sondern vielmehr, freilich unter gewissen Beschränkungen und unter der zeitgemäßen Änderung, werde fortbestehen lassen, daß der fortanige Zweck des Klosters Besorgung des Cultus, Unterricht der Jugend in der Religion und in den Wissenschaften und die Bildung tauglicher Schullehrer sein solle.

Von den 26 Capitularen und fünf Laienbrüdern,

welche sich bei der Säcularisation im Kloster befanden, verließen mehrere Neresheim und der Prälat bezog mit einem Conventual Ernst Danner das zum Kloster gehörige Schlößchen in Ziertheim, begab sich aber später zu seinen Verwandten nach Dilingen, wo er 1815 starb und auf dem dortigen Kirchhofe begraben wurde. Auf seinem Grabsteine, der in der Capelle des Kirchhofes eingemauert ist, liest man die Worte:

Dem Andenken
des Hochwürdigen Hochwohlgebornen
Herrn Reichs-Prälaten
Michael Dobler
des ehemaligen Reichsstiftes Neresheim
45sten und letzten Abtes,
Herrn in Ziertheim,
Seiner Kaiserlichen Majestät Rath und Erbcaplan.
Geboren
zu Holzheim bei Dilingen
den 30. November 1730.
Erwählt
zum Abte den 21. August 1787.
Gestorben
den 15. August 1815.

*

Hier ruhet
In Gottes sanftem Frieden ein Regent,
Den einst sein kleines, doch beglücktes Land
Nur Abt und Vater! liebend hat genannt,
Und Vater war er ihm bis an das End.
Schön flossen unter edlen Thaten,
Die selbst das Land zu Zeugen hatten,
Bei seinem frommen Sinn
Des Herrschers Jahre hin,

Bis die
Verhängnißvolle Stunde kam
Und die Regierung ihm entnahm.
Nicht Krieg,
Nicht Feindes Zorn, nicht der Verheerung Flamme
Entriß ihm das Geschenk von Kyburgs Stamme;
Der Friede selbst
Nahm ihm mit rauher Hand als Opfer ab,
Was einst im hohen Sinn der Stifter gab! —

Die in Neresheim zurückgebliebenen Mönche entwarfen nun einen Lehr- und Erziehungsplan für die im Kloster zu errichtende Anstalt, reichten denselben bei der fürstlichen Commission ein, und erhielten am 25. Juni 1803 die genauesten Bestimmungen und die urkundliche Anzeige: daß die Erziehungsanstalt den Namen Lyceum Carolinum führen und der Zweck des Instituts, nebst der Besorgung des Cultus, der unentgeldliche Unterricht in der Religion und den Wissenschaften und die Bildung tauglicher Schullehrer sein, dem Fürsten oder seinen Nachkommen es aber freistehen solle, ins Künftige die erledigten Stellen selbst zu besetzen, auch die Anstalt, wenn es ihnen gut dünke, aufzuheben.

Der Lehrplan war eben sowohl auf Jünglinge berechnet, die zu bürgerlichen Gewerben übergehen, als auf solche, die sich dem Schul- und dem eigentlichen gelehrten Stande widmen wollten. Der Unterricht wurde von 13 Professoren, Mitgliedern des ehemaligen Reichsstiftes Neresheim, ertheilt und das Institut stand unmittelbar unter der Leitung einer eigenen fürstlichen Curatel.

Das Lyceum wurde im Herbste 1803 eröffnet und die Zahl der Zöglinge nahm so zu, daß man im dritten Jahre seines Bestehens aus Mangel an Platz mehrere

sich Meldende abweisen mußte. Man hatte von dem Aufblühen der Anstalt bereits die schönsten Erwartungen, als der fürstliche Stifter derselben am 13. November 1805, vom Schlage getroffen, unerwartet schnell starb, sein Herz am 28. November unter feierlichem Trauergottesdienste, bei dem über Matth. 6, 21: „Wo dein Theuerstes ist, da wird auch dein Herz sein," gepredigt wurde, seiner eigenen Bestimmung gemäß in einer silbernen Urne über dem Credenztische in der Stiftskirche zu Neresheim beigesetzt ward. Man hoffte zwar im Kloster, daß sich der Sohn des Verstorbenen, Carl Alexander, der Stiftung seines Vaters geneigt zeigen und dieselbe fortbestehen lassen werde, da aber das fürstliche Haus Thurn und Taxis mediatisirt wurde, fand der Fürst Carl Alexander für gut, unterm 13. September 1806 das Lyceum aufzuheben, wobei es den Professoren freigestellt wurde, ihre Unterhaltungsgelder in Neresheim oder anderwärts zu verzehren. Mehrere Professoren verließen das Kloster sogleich, andere ließen sich als Pfarrer anstellen, oder beschäftigten sich mit Unterricht, bis das Kloster als ein fürstliches Residenzschloß erklärt und als ein solches eingerichtet wurde.

Der Berg, auf welchem Neresheim liegt, heißt der Ulrichsberg, und das älteste Kloster, welches hier stand, wurde daher auch das Ulrichskloster genannt. Das Interessanteste, was auch Tausende von Menschen jährlich nach dem Kloster zieht, ist die herrliche Kirche, zu welcher Balthasar Neumann den Bauplan entwarf, zu der man 1745 den Grund grub, 1750 den ersten Stein legte und die man 1777, wenn auch noch nicht ganz vollendet, einweihete.

Die Malereien sind von dem berühmten Maler Martin Knoller, aus Steinach in Tyrol gebürtig, Hofmaler des Grafen Carl von Firmian, Stattha-

ters von Mailand, die Stuccatur- und Bildhauerarbeiten von dem geschickten Thomas Scheithauf aus Raistingen in Baiern.

Die Kirche ist ins Kreuz gebaut und imponirt schon von Weitem, doch ist zu beklagen, daß der zweite Thurm, welcher dem andern gegenüberstehen sollte, fehlt. Ihre Länge beträgt 300, die Breite 175 und die Höhe 70—100 Fuß.

Auf der Haupttreppe steigen wir eine elf Fuß hohe Terresse zur Gallerie von weißen Quadersteinen hinan, die mit Postamenten, Rosen und eisernem Gitter geziert ist.

Die Facciata oder Hauptvorderwand ist von gehauenen Steinen aufgeführt und hat zehn Fenster, welche in doppelter Reihe über einander stehen. Ueber dem in der Mitte befindlichen Portale ist ein Erker mit den goldenen Buchstaben:

HAEC EST DOMUS DEI.

Rückwärts in der Nische ist das Wappen des Abtes Benedict in Stein, neben welchem zwei auf starken Pfeilern ruhende korinthische Säulen emporlaufen und Gesimse unterstützen, auf denen zwei große, steinerne Statuen, die Kirchenpatrone und Heiligen, Ulrich und Ufra, stehen.

Wenn wir durch das Portal in das Innere der Kirche treten, stehen wir entzückt still und betrachten bewundernd den großen, majestätischen und geschmackvoll decorirten Raum. Vor uns erblicken wir den großen marmornen Hochaltar mit goldschimmerndem Tabernakel und großen vergoldeten Leuchtern. An den Seiten der Kirche sieht man zwei Credenztische, zwei Faldistorien oder Sitze des Celebranten, zehn Altäre, den Predigtstuhl und das Taufgestelle. Oben zwischen den großen und kleinen Fensterstöcken, deren 65 sind, ist ein vor-

treffliches Hauptgesims in korinthischem Style, welches sich rings um die Kirche herumzieht und so breit ist, daß man bequem darauf gehen kann. Weiter herab zwischen der Mauer und den Wandpfeilern sind mit geschweiften Balustraden versehene Gänge angebracht, welche immer von einem Pfeiler zum andern laufen und eine Reihe schöner Oratorien bilden. Unten sind eben solche, aber der Einfassung entbehrende Gänge.

Im hintern Theile der Kirche ist die Emporkirche oder das große Orgelchor, das majestätisch auf vier viereckigen ionischen Pfeilern ruht, zwischen denen ein großes, sehr massives, eisernes, mit vergoldeten Guirlanden und oben ebenfalls mit eisernen und vergoldeten Blumenwerken geziertes Gitter steht.

Oben zeigt sich eine Reihe von sieben Kuppeln, deren fünf die Länge und zwei mit der mittlern die Breite der ins Kreuz gebauten Kirche ausfüllen. Die größte Kuppel ruht in der Mitte auf vier Paar freistehenden, großen, korinthischen Säulen, die übrigen auf einer Reihe von zwölf Stufen, welche auf beiden Seiten angebracht sind.

Von den schönen Frescomalereien der Kuppeln enthält die erste „das Abendmahl.“ Jesus sitzt mit ruhiger, freundlicher Miene, umgeben von seinen Jüngern, an der Tafel. Die Lampe, welche auf dem Gemälde angebracht ist, hat der Maler so meisterhaft gemalt, daß sie nicht zu dem Bilde zu gehören, sondern an der Decke wirklich zu hängen scheint. Die zweite Kuppel enthält die Auferstehung Jesu, welches Gemälde man für das schönste der Kirche erklärt, und das in der That so meisterhaft ausgeführt ist, daß man kaum etwas Schöneres sehen kann. Die dritte und mittlere eiförmige Kuppel stellt das Himmelreich dar, wo Christus zur Rechten des Vaters sitzt, während über ihnen der hei-

lige Geist schwebt, die Religion in weißem Gewande und mit einem Kelche in der Hand den Schleier von diesem Geheimnisse der Dreieinigkeit wegzieht, und die Engel und Heiligen anbeten. Die vierte Kuppel stellt die Taufe im Jordan, die fünfte die Darstellung Christi im Tempel, ebenfalls ein wahres Meisterstück, die sechste Christum im Tempel, die siebente und letzte Kuppel Christum, wie er die Wechsler aus dem Tempel treibt, dar, und an allen sind die Farben noch schön und gut erhalten, und Plan, Zeichnung und Colorit vortrefflich.

Mit den Malereien wetteifern, hinsichtlich der Vortrefflichkeit, die Stuccaturarbeiten. Zuerst betrachten wir ein großes, elf Schuh hohes, schönes Crucifix aus Gypsalabaster. In der Mitte des Chores steht eine Statue, welche bei allen Beschauern Freude und Bewunderung erregt und ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es ist dies das 1831 von Danneker in Stuttgart gearbeitete und von den Fürsten von Thurn und Taxis für die Familiengruft angekaufte, aus carrarischem Marmor verfertigte Christusbild, welches auf einem drei Fuß breiten und vier Fuß hohen marmornen Piedestale steht und sieben Fuß hoch ist. Unten an der Vorderseite des Sockels lies't man die Worte:

DURCH MICH ZUM VATER.

und auf der linken Seite des Sockels:

Danneker F. 1830, 24. Dec.

Der schöne Hochaltar ist so gebaut, daß auch rückwärts im Chore an demselben Messe gelesen werden kann. Auf den acht marmornen Säulen, welche das mit einem doppelten Triebwerke versehene Tabernakel umgeben, ruht eine marmorne Kuppel, über der man eine Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung vorstellend, und aus geschliffenem Gypsmarmor gearbeitet, erblickt; auf beiden

Seiten des Altars stehen zwei schön geschmückte Credenztische. Über dem nördlichen ist das Herz des Fürsten Karl Anselm aufbewahrt, bei dem man auf einer Metallplatte folgende Worte lies't:

Quieti Aeternae
Divi Caroli Anselmi
S. R. J. Principis
de
Turre et Tassis
Cujus
Cor Mitissimum
Omnis Boni Amatissimum
Die XXVIII. Novembris
Anni MDCCCV
Ratisbona Adlatum
Sub Hoc Lapide
Quiescit.
Ave et Vale
In Pace
Cor Dulcissimum
Longum Argumentum Lactus
Tuis.

Ebendaselbst wurden 1825 noch das Herz des Prinzen Friedrich Wilhelm, und 1827 das des Fürsten Carl Alexander beigesetzt. In der nämlichen Linie erscheinen auf beiden Seiten die Faldistorien, die, in antikem Geschmacke von Marmor erbaut, zwei Mausoleen darstellen, in deren Mitte die beiden Stifter des Klosters, Thassilo, mit dem Grundrisse der alten, und Hartmann, mit dem Grundrisse der neuen Kirche in den Händen, aus weißem Gypsalabaster en basrelief angebracht sind. Das Presbyterium ist mit lauter geschliffenen Steinen gepflastert und mit einer marmornen

Einfassung, und eisernem mit goldenen Guirlanden und Rosetten verziertem Gitterwerk geschlossen. Außerhalb dieser Einfassung befindet sich ein runder, leerer Platz, welcher den besten Standpunkt darbietet, um die Kirche nach allen Seiten hin bequem betrachten zu können. Zu der Zeit, als das Kloster noch bestand und Moreau sein Hauptquartier in Neresheim aufschlug, fanden mehrere Officiere, welche gleich nach ihrer Ankunft die schöne Klosterkirche besuchten, diesen Platz ganz passend, einen Ball auf demselben zu halten; allein der Abt wußte es bei dem Generale dahin zu bringen, daß das unziemliche Vorhaben nicht ausgeführt wurde.

Die zwölf mit Crucifixen, Leuchtern, Reliquienkasten, Blumensträußen und andern Dingen gezierten Altäre, welche sich in der Kirche befinden, sind alle mit guten Bildern aus Gypsalabaster geschmückt, und die Mensae oder Tische derselben stellen fast alle, nach der Sitte der ersten Kirchen, Gräber vor, in denen die Gebeine heiliger Märtyrer eingeschlossen sind. Bei den acht kleinen Altären liegen dieselben zwischen einem Glase und vergoldeten Gittern sichtbar vor Augen.

Die Kanzel ist in antikem Geschmacke von Marmor gebaut und mit vergoldeten Verzierungen versehen. Über dem Deckel steht aus geschliffenem Gypsalabaster ein Engel mit den Gesetztafeln in den Händen und an der Vorderseite ist eine Gruppe en basrelief angebracht, welche den predigenden Paulus unter einer Menge von Zuhörern darstellt.

Der Kanzel gegenüber ist eine ähnliche, kanzelförmige Architectur aus Marmor. Unten ist das marmorne Taufbecken angebracht, welches mit einem kupfernen, in Feuer vergoldeten Deckel geschlossen wird. In der Mitte, dem Prediger gegenüber, steht Christus, der Sohn Gottes, über ihm, auf dem Deckel der Architectur, Gott der

Vater und der heilige Geist. Christus befiehlt den ihn umgebenden Aposteln, hinaus zu gehen in alle Welt, das Evangelium zu predigen und zu taufen. Alle Figuren sind in natürlicher Größe aus geschliffenem Gypsalabaster gearbeitet.

Unter dem hintern Orgelchore sieht man oben fünf kleine, mit Stuccaturarbeit gezierte Kuppeln und auf dem Boden liegen mehrere alte Grabsteine vom Stifter des Klosters, Hartmann, von Äbten, Edelleuten und verschiedenen Geistlichen des Klosters, welche aus der alten Kirche in diese neue versetzt wurden. Die große Orgel, welche drei Klaviere über einander und 55 Register hat, ist von Holzhay im Jahre 1795 vollendet worden.

Der Fürst von Thurn und Taxis hat das große Verdienst, die Kirche fortwährend in baulichem Zustande erhalten zu lassen, und schon 16,000 Gulden auf nöthige Reparaturen und Verbesserungen gewendet zu haben; es ist daher mit Zuversicht zu hoffen, daß diese herrliche Kirche noch Jahrhunderte hindurch eine der schönsten Zierden unseres deutschen Vaterlandes bleiben wird.

Kurze Geschichte des ehemaligen Klosters und Reichsstiftes Neresheim sammt einer Beschreibung der daselbst befindlichen Kirche von Anselm Lang. Nördlingen.

Abbildungen des Klosters Neresheim sind ebenfalls in dem eben erwähnten Werke zu finden.

Ende des ersten Bandes.

EDUARD SACK
BUCHBINDER & LEIHBIBL.
LÜTZEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3. 38
21

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duval, Carl,

Die Klöster und Klosterruinen Deutschlands Von Carl Duval

Bd.: 1

Nordhausen 1844

40.2051-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702029-6